r. 694 d (144

Sonnberg

Die

Belagerung von Paris

1870 — 1871.

Ereignisse und Eindrücke

von

Francisque Sarcey.

Aus dem Französischen übersetzt.

Mit einem Plane der Fortifikationen von Paris.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

128 F

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Herrn Richard Wallace!

Verzeihen Sie mir, daß ich, ohne von Ihnen gekannt zu sein, es dennoch wage, Ihnen dieses Buch zu widmen; Ihr Name ist unauflöslich mit der Erinnerung an die Belagerung von Paris verknüpft, und jeder Franzose, welcher die Geschichte derselben zu schreiben unternimmt, wird vor Allem Ihrer gedenken.

Mehr noch als die wahrhaft unermeßliche Größe Ihrer Spenden hat uns Alle die Feinheit und Liebenswürdigkeit gerührt, mit der Sie zu geben wußten. Einem zartfühlenden Volk gegenüber genügt es nicht, wenn sich die Mildthätigkeit warmherzig und umsichtig erweist, sie muß auch hohen, edlen Charakters sein. Bei allen Ihren Gaben zeigte sich der Gentleman, oder — wenn Sie mir einen Ausdruck meiner Sprache gestatten — der wahre Edelmann.

Eines Tages — es war einer der letzten der Belagerung — fiel eine preußische Bombe auf die herrlichen Treibhäuser des Museums, welche die Bewunderung Europa's waren. Alles wurde zerschmettert und nur zwei blühende Camelien blieben verschont. Der Vorstand des

Museums schickte Ihnen diese zwei armen Blumen, die der Zerstörung entgangen waren, als ein liebenswürdiges und sinniges Zeichen der Dankbarkeit, welche Ihnen von der ganzen Stadt Paris bewahrt wird.

Nehmen Sie denn in diesem Sinn auch mein kleines Buch an, das auf Ruinen entstanden ist. Ich weiß nicht, ob es Anklang finden wird; wenn ich aber wünsche, daß es viele Leser finden möge, so treibt mich dazu wesentlich der Gedanke, es könne weithin den Namen des großmüthigen Fremden verkünden, der während der Zeit unserer schrecklichen Prüfungen so edelherzig unser Elend erleichtert und unsere Gefahren getheilt hat.

Genehmigen Sie, geehrter Herr, den Ausdruck meiner vollkommensten Hochachtung und wärmsten Verehrung.

Francisque Sarcey.

Vorrede.

Ich beabsichtige nicht, die eigentliche Geschichte der Belagerung von Paris zu schreiben; denn eine solche kann nur verfaßt werden von den Männern, welche in dieser feierlichen Stunde die Regierung des Landes übernommen haben oder von den militärischen Führern, welche mit der Vertheidigung der Stadt betraut waren. Erst allmählig wird man sie kennen lernen, wenn der Reihe nach ein Jeder seine Erfahrungen mittheilt und sein Zeugniß ablegt — und in späterer Zeit wird dann ein wahrheitsliebender Schriftsteller die einzelnen Berichte mit einander vergleichen, die einen durch die andern berichtigen, das Ganze zusammenfügen und die wahrhafte Geschichte dieser Zeit schreiben, die ich heute weder geben kann noch will.

Ich werde nur erzählen, was ich gesehen habe; nur die Scenen schildern, die sich ohne Aufhören während dieser Zeit vor unseren Blicken abgespielt und dem Philosophen so viel Gelegenheit zu merkwürdigen Beobachtungen, dem Patrioten soviel Anlaß zu Schmerz und Zorn gegeben haben. Ich werde weniger von den Ereignissen selbst, als von dem Eindruck, den sie auf uns machten, von den Gefühlen der Trauer und des Enthusiasmus, in die sie uns abwechselnd stürzten, zu erzählen haben.

Auch das ist am Ende Geschichtschreibung; aber sie ist mehr pittoresk, reich an Anekdoten und reicher noch an Stimmungsbildern. Ich werde so genau als möglich die Gemüthsbewegungen schildern, welche Paris von Tag zu Tag bewegt, es so nervös, und allen extremen Entschlüssen so zugänglich gemacht haben, daß es sich im Laufe derselben Woche zu den heroischsten Entschlüssen erheben und zu den muthlosesten Concessionen verstehen konnte.

Wenn die Wahrheit der politischen und militärischen Ereignisse den Zeitgenossen nur zu oft verborgen bleibt, so können wir dafür um so besser die Eindrücke beobachten, welche dieselben auf das Volk machen; wir haben sie ja mitempfunden und brauchen nur unsere eigene Brust zu befragen, wenn wir die genaue Wahrheit wissen wollen.

Vielleicht ist das vorliegende Buch trotz seiner vielen Mängel — denn es ist in größter Eile und inmitten furchtbarer Aufregungen geschrieben worden — doch nicht uninteressant zu lesen und bietet vielleicht manche gute Lehre. Es wird uns selbst manche neue Aufklärung über unsern Charakter geben; denn Nationen wie einzelne Menschen enthüllen ihre ganze Eigenthümlichkeit erst, wenn sie von schweren Unglücksschlägen heimgesucht werden. Es wird uns unsere Fehler in hellem Lichte zeigen — denn wir haben leider Fehler genug und sind schwer für sie gestraft worden. Aber es wird auch zeigen, daß wir manche Tugenden in höherem Grade besitzen, als wir glaubten; wir werden mit noch größerer Liebe unserem theuren, unglücklichen Vaterland ergeben sein, wenn wir Paris würdigen lernen, die Stadt, in der ganz Frankreich seinen Ausdruck und seine Größe findet.

Noch ein wichtiges Wort, bevor ich schließe. Dies Buch nimmt keine Partei. Welches auch immer die politischen Anschauungen des Verfassers sein mögen, er hat sich bemüht, gegen Jedermann gerecht zu sein und keine der brennenden Fragen zu berühren, welche gegenwärtig die Geister bewegen und allein von der Zukunft entschieden werden können.

Francisque Sarcey.

Erstes Capitel.

Vor der Belagerung.

1.

Am 10. Juli 1870 wurde der Krieg an Preußen erklärt.

Als ich am 22. oder 23. in zahlreicher Gesellschaft zu Mittag speiste, kam man — ich erinnere mich dessen noch sehr wohl — auf den beginnenden Feldzug zu reden; sprach man doch in jenen Tagen kaum von etwas Anderem. Wir unterhielten uns von unseren Hoffnungen und unseren Aussichten auf Erfolg, als einer der Gäste, der lange schweigend zugehört hatte, uns plötzlich unterbrach und mit ernster Stimme sagte: „Meine Herren! ich kenne Deutschland genau; ich habe jahrelang dort gelebt und weiß seine und unsere Kräfte zu würdigen. Ich wette mit Ihnen, daß die preußischen Armeen unter den Mauern von Paris stehen, bevor zwei Monate vergangen sind.“

Ein allgemeiner Sturm brach gegen den Unglückspropheten los! Man schalt ihn einen schlechten Franzosen, einen Preußen, einen Spion, der sich an Bismarck verkauft habe. Die Gesellschaft war zum Lachen aufgelegt

und machte ihn tüchtig herunter; sie sah in seinem ernsten Worte nur den paradoxen Einfall eines „Boulevardier", der sich amüsiren wollte. Jedenfalls war bis zu jenem Augenblicke der Gedanke, daß Paris jemals belagert werden könne, diesseits des Rheins noch in keines Menschen Gehirn aufgetaucht; der Gedanke war zu bizarr, zu unwahrscheinlich und unmöglich! Was half es, daß unsere Befestigungen uns täglich daran erinnerten, wie ein solcher Fall sehr wohl eintreten könne; wir hatten diese lange, mit frischem Rasen bekleidete Linie von Böschungen nur wie eine Anlage zum Spaziergange betrachtet, die den Zweck habe, den Weg um die Stadt herum angenehmer zu machen. Die stillen Bastionen mit ihren friedfertigen Kanonen machten uns denselben Eindruck, wie die braven Nationalgardisten, welche der Form halber mit ungeladenem Gewehre die Wache vor den Bureaux auf der Place Vendôme bezogen. Und dann — Paris! Paris war für uns ja die heilige Stadt, die Stadt der Civilisation, der Nabel der Erde, wie die Griechen sagten. Wer würde jemals wagen daran zu rühren? Eines solchen Frevels konnte sich kein Volk, nicht einmal in Gedanken, schuldig machen!

Berlin freilich, das war etwas anderes! Daß wir dort nach drei oder vier großen Siegen mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen einziehen würden, schien uns ganz natürlich. Erst kürzlich hatte Girardin in einem Artikel, der zum wenigsten acht Tage lang besprochen wurde, gesagt, man müsse diese Vandalen mit Kolbenstößen in den Rücken bis nach Berlin zurücktreiben, und das lebhafte Wort des Journalisten sprach einen echten Pariser Gedanken aus. Ich glaube nicht, daß der Krieg Anfangs sehr populär bei uns war. Allein, da man ihn früher oder

später für unvermeidlich hielt, hatte man sich bald darein gefügt.

„Sei es denn jetzt schon!“ hatte man sich untereinander gesagt. Gerade die Ueberstürzung der Regierung hatte die Gemüther beruhigt. Wenn man sah, unter welch' frivolem Vorwande sie die Dinge auf die Spitze trieb und die Schiffe hinter sich verbrannte, mußte man natürlich denken, daß sie völlig bereit sei, daß man vor einer kühn eingeleiteten Unternehmung stehe und noch vor dem Winter in Berlin sein werde.

„Nach Berlin! Nach Berlin!“

Mit diesem Rufe begrüßte man die Regimenter, welche durch Paris kamen, um nach dem Elsaß zu ziehen. Man begleitete sie zu dem Bahnhof, sang die Marseillaise und alle bekannten patriotischen Lieder, wie z. B.: „Mourir pour la patrie“, „La Victoire en chantant nous ouvre la barrière“, „La Casquette au père Bugeaud“.

Täuschte man sich nicht selber? Wünschte man den Krieg wirklich so lebhaft, als es scheinen konnte, wenn man auf die Schreier in den Straßen hörte? Das ist ein Punkt, der noch der Aufklärung bedarf. Ich glaube, daß, nachdem einmal der Handschuh hingeworfen war, die Bevölkerung im Großen und Ganzen sich ohne viel Ueberlegung jener Kriegslust hingab, die nun einmal in jedem guten Franzosen schlummert.

Man verschmäht es bei uns nicht, Lorbeeren zu pflücken und die Erinnerung an die früheren Kriege, die ziemlich rasch und ruhmvoll zu Ende geführt worden waren, erhöhte noch das Zutrauen, das wir in unsere militärische Ueberlegenheit setzten. Unsere unüberwindliche Armee! Unsere tapferen Soldaten! Unsere alten afrikanischen

Generale! Auf den Boulevards und den Straßen hörte man nichts als diese Worte und selbst der friedlichste Bürger roch nach Pulver. Ja, es gab Leute, die sich schon Fahnen und Lämpchen anschafften.

In den Theatern ging es jedesmal wie auf's Commando zu. Kaum war der Vorhang nach dem letzten Acte gefallen, als schon zwanzig, dreißig, hundert Stimmen aus Leibeskräften nach der Marseillaise schrien. Die Direction hatte alles vorbereitet, um diesem Verlangen zu genügen, da sie dieser alltäglichen enthusiastischen Manifestation sicher war. Der Vorhang ging alsbald auf und ein Mitglied des Theaters stimmte die patriotische Hymne an. Bei den ersten Tacten fand sich dann jedesmal ein Zuschauer, der in strengem Tone den Befehl „Aufstehen! aufstehen!" hören ließ, worauf das ganze Publicum sich erhob und den Refrain im Chore mitsang.

Einen wirklich großartigen Charakter trug diese Scene, die sich jeden Tag wiederholte, nur das erste Mal, als sie ungekünstelt aus dem vollen Herzen der Menge hervorging. Es war im Opernhause. Der Zettel hatte nicht von der Marseillaise gesprochen. Aber ganz Paris, das Paris der Künstler und der vornehmen Welt wußte, daß Madame Marie Saß sie singen würde, wenn das Publicum ernstlich darauf bestünde. Als darum in dem dritten Acte der „Stummen" die schöne Arie „Amour sacré de la patrie" unsere Gemüther entflammt hatte, ertönte es wie ein einziger Ruf vom Orchester bis zur Gallerie: „die Marseillaise! die Marseillaise!" Das heilige Lied begann. „Aufstehen!" rief da plötzlich eine klare, durchdringende Stimme, welche alle Welt als diejenige Girardin's erkannte. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, erhoben sich alle Zuschauer und eine unbeschreibliche Bewe-

gung erfüllte das Haus. Viele weinten und andere konnten die Thränen nur mit Mühe zurückhalten.

Allerdings lag in dieser Manifestation nicht der Ausdruck einer bestimmten Meinung, denn die Masse hatte keine feste Ansicht. Es war vielmehr nur ein Ausbruch des Gefühls, eines unbestimmten, dunkeln Gefühls, in das sich kriegerischer Chauvinismus und thörichte Leichtgläubigkeit mischte. Nur eine kleine Zahl von Männern hatte ihr kaltes Blut bewahrt; sie allein kannten die Hilfsquellen der beiden Nationen und konnten die möglichen Wechselfälle dieses so leichtsinnig begonnenen Krieges berechnen. Inmitten der allgemeinen Begeisterung blieb ihre Stirne bewölkt und ihr Gemüth voll Besorgniß, die sie freilich öffentlich nicht gestehen durften, wollten sie nicht gesteinigt werden. Ich kannte einige dieser Männer persönlich, und vielleicht war ihre Zahl größer als ich damals vermuthete. Aber sie schwiegen eben sowohl aus persönlicher Vorsicht, als aus Patriotismus. Jedenfalls aber ist es sicher, daß sie in der großen Masse der Bevölkerung nur eine verschwindende Minderheit bildeten. Bei dem französischen Publicum wirft das Wirbeln der Trommeln die vernünftigsten Ideen so leicht über den Haufen, daß es sich weit eher auf die Seite der „weißen Blousen" gestellt hätte, welche von der Polizei besoldet wurden, um durch Schreien und Singen eine kriegerische Agitation auf den Straßen wie in den Gemüthern zu unterhalten.

2.

So wuchs das Kriegsfieber in den Tagen vom 19. Juli bis Anfang August zu immer höherer Stärke. Dazu kam bald eine gewisse nervöse Ungeduld, welche die Journale durch ihren Rath nur mit Mühe zurückhielten.

Man schrie: „Wie! schon vierzehn Tage lang ist der Krieg erklärt und wir sind noch nicht einmal in Mainz! Was denken denn unsere alten afrikanischen Generale, unsere tapferen Soldaten und unsere unüberwindliche Armee? Für was hat man sich denn Karten und Stecknadeln mit kleinen Fähnchen gekauft?"

Die Pariser nehmen gewöhnlich auf diese Art Antheil an den Mühen des Krieges. Sie kaufen eine Karte — — wie unendlich viele hat man nicht in den ersten vierzehn Tagen verkauft; natürlich nur Karten von Deutschland, andere gab es ja nicht! — — dann bewaffnen sie sich mit großen Stecknadeln, welche die Stellung der kriegführenden Armeen bezeichnen. Die Nadeln fliegen dann wahrhaft auf dem Papier herum. Nichts hemmt die Pariser an der Ausführung ihrer Pläne. Mit wunderbarer Geschwindigkeit passiren sie Flüsse und überschreiten sie Gebirge oder nehmen sie Festungen ein. Ein tüchtiger Nadelstich — und die Tricolore weht auf den Wällen von Trier, Mainz oder Köln. Mit derselben Leichtigkeit hätten sie die Fahne auch auf den Mauern von Berlin aufgepflanzt.

Auf diese Weise auf der Karte zu operiren ist so einfach, daß der gute Pariser Bürger sich gewöhnlich über die Schwierigkeit der Märsche im Kriege täuscht. Er konnte sich nicht vorstellen, wie viel Zeit nöthig war, um dreimalhunderttausend Mann zusammenzubringen und sie auf Deutschland zu werfen. Ungefähr zu Anfang August standen ihm schon die Haare zu Berge, daß er nicht wenigstens eine große Schlacht gewonnen habe. Hätte er gar ahnen können, was noch kommen sollte! ahnen die entsetzenerregende Unordnung unter den Truppen, welche schlecht befehligt, schlecht genährt und ungenügend bewaff-

net waren, unter welchen der Mangel an Disciplin und die Verachtung der Vorgesetzten seit lange wie eine eingebürgerte Krankheit wühlten!

Wir hatten genug Berichterstatter bei der Armee, die uns hätten die Wahrheit sagen können, aber man ließ sie nicht in die Nähe des Generalstabes. Sie wagten auch nicht ihren eigenen Augen zu vertrauen, sie konnten nicht mit jenem Vorurtheil brechen, jenem Respect, den jeder Franzose vor der Uniform und der Fahne hat, er mag sich stellen wie er will. Selbst jene, die kaltblütig genug waren, um die Dinge richtig zu beurtheilen, hätten sich ein Gewissen daraus gemacht es auszusprechen und dem Feinde zugleich mit dem Pariser das Geheimniß unserer thatsächlichen Schwäche zu verrathen. Wir wiegten uns also in lauter Illusionen und die Nachricht über einen ersten Erfolg bei Saarbrücken befestigte nur noch mehr die gute Meinung, die wir von uns selbst hatten. Man belustigte sich wohl über die Rolle, die ein berühmt gebliebenes Telegramm den muthmaßlichen Thronerben spielen ließ; der Kaiser erzählte darin seiner Frau, daß der kleine Louis eine Kugel, die zu seinen Füßen niedergefallen war, aufgehoben habe und daß das ganze Regiment in Thränen der Rührung ausgebrochen sei. Bei dem Pariser Volk hieß Lulu seitdem nur „das Kind mit der Kugel" (l'enfant de la balle). Damals lachte man noch und machte noch Witze!

Zwei Tage später kam die Nachricht eines großen Sieges: es war Sonnabend und ein schöner Sommertag. Mein Lebtag habe ich so etwas nicht gesehen und werde auch wohl nie wieder dergleichen sehen. Eine ganze Bevölkerung lief außer sich und närrisch vor Freude ohne zu wissen wohin. Man drückte sich die Hand, man küßte sich

und weinte vor Freude, ohne einander zu kennen. Auf dem Börsenplatz war die Menge ungeheuer, alles schwenkte die Hüte und schrie. Man erkannte Madame Gueymard in einem offenen Wagen und bat sie die Marseillaise zu singen; sie begann mit ihrer mächtigen Stimme und fünfzigtausend Menschen wiederholten im Chor den Refrain. Alle Häuser waren wie durch ein Zauberwort mit Fahnen geschmückt. Ueberall sah man die lautesten, die lärmendsten Kundgebungen einer Freude, die fast an Raserei grenzte.

Eine Stunde später ging das Gerücht, die Nachricht sei falsch. Wie eine Pulverschlange lief es von einem Ende der Stadt bis zum andern. Man stürzte auf das Ministerium, auf die Redactionen der Journale, überall hin, wo man auf wahre Mittheilungen hoffen konnte. Man mußte sich eben d'rein ergeben: der angebliche Sieg war nichts als eine Mystification des Herrn von Bismarck, der sich ohne Zweifel damit erheitert hatte, die Leichtgläubigkeit der Pariser auf die Probe zu stellen. Von der höchsten Freude fiel man plötzlich in einen unbeschreiblichen Zorn. Die Menge hätte die Minister erwürgt, wenn sie dieselben unter den Händen gehabt hätte. Die Enttäuschung war zu groß, es war ein wahrer Wuthausbruch, der, wie das gewöhnlich in Paris geht, auf Renomage hinauslief. Den anderen Tag wollte Niemand an diese riesige Ente geglaubt haben! Man fand auf den Boulevards nur noch Leute, die sich nicht hatten fangen lassen .... die es gleich gesagt hatten .... wo, zum Teufel, wird sich die Eigenliebe nicht noch all' einnisten!

Ich habe einen Augenblick bei dieser Episode verweilt, denn zum ersten Male fand der Beobachter hier Gelegenheit, die Pariser Bevölkerung richtig zu beurtheilen, wie sie plötzlichem Schrecken zugänglich, wie sie leichtgläubig, blind,

aufbrausend ist, und wie wenig man bei ihr auf gesunden Sinn und auf Vernunft rechnen darf. Die Pariser Bevölkerung handelt immer nur nach der Eingebung ihrer Laune und fällt unaufhörlich — einem Schiff vergleichbar, das auf sturmbewegter See umhergetrieben wird — aus einem Extrem in das andere, aus völlig ungerechtfertigtem Vertrauen in tiefste Muthlosigkeit. Nach dem kurzen Augenblick, in dem Paris in toller Freude wie verklärt war, verfiel es in die seltsamste Niedergeschlagenheit. Ich gestehe es offen, dieser Zwischenfall, der ohne weitere Folgen blieb, gab mir und Anderen, die kühler urtheilten, keine günstige Idee von der Widerstandskraft, welche ein solches Volk im Unglück bewähren würde.

Und doch sah ich nicht alle die Unglücksfälle voraus, die uns Schlag auf Schlag treffen sollten. General Douay wurde am 4. bei Weissenburg geschlagen und getödtet, und zwei Tage darauf Mac Mahon in einer für alle Zeiten traurigen Niederlage bei Wörth, Freischwiller und Reichshoffen völlig vernichtet. Durch die offene Bresche ergoß sich der Strom der deutschen Armee. Kein Zweifel mehr: wir hatten die Invasion.

An jenem Tage sahen die Pariser zum ersten Male das Gespenst einer Belagerung ihrer Stadt vor ihren Augen aufsteigen. Sie wußten fast nichts von der Wahrheit, die ihnen damals nur stückweise und gefälscht zukam; sie ahnten nicht, daß hinter jenen drei- bis viermalhunderttausend Mann, die gegen Frankreich geführt wurden, andere Hunderttausende nachrückten, und daß diesen bald die ganze männliche Bevölkerung des alten Germanien folgen würde. Und doch überkam es sie wie eine Vision dessen, was ihnen drohte.

Zwei Maßregeln schienen ihnen zunächst unerläßlich; die Festungswerke seien in guten Stand zu setzen und die Deutschen, welche in Paris wohnten, so schnell als möglich zu verjagen. Doch blieb es zunächst bei der Idee. Die gelehrten Nationalökonomen führten den Beweis, daß es ein großer Fehler sein würde, die deutsche Bevölkerung heimzuschicken: denn wer würde die Straßen kehren? wer würde die Stiefel machen? die Kleider zuschneiden? die Schachergeschäfte der hohen Finanzwelt besorgen? Diese Biertrinker seien gute, höchst fleißige und mäßige Leute, die uns durch ihre Geschäftsthätigkeit bereicherten, und es wäre ein grober Verstoß gegen die von Say gepredigten Lehren, wollten wir uns ihrer Hilfe berauben. So sprach Michel Chevalier, das einflußreiche Mitglied des Instituts und des Senats, der Apostel des Freihandels und der Engel des ewigen Friedens; aber mehr noch als seine Predigten half die Sorglosigkeit, die den Parisern angeboren ist. Wir sind einmal so: wie Besessene schreien wir gegen einen Mißbrauch, der uns wehe thut, aber den Abend gehen wir lustig in's Theater. Kurze Zeit nur, und man hatte Bismarck's Landsleute vergessen, freilich nicht für lange Zeit, denn die Reihe sollte sie bald wieder treffen.

Auch die Sorge wegen der Befestigungen währte nicht lange. Die Zeitungen veröffentlichten eine Reihe von Artikeln, um zu beweisen, daß man Paris nicht einschließen könne, wenn man nicht wenigstens über fünfzehnhunderttausend Mann — oder zwölfmalhunderttausend nach der geringsten Schätzung — verfüge. Ein Kriegsplatz, der sich immer neu verproviantiren und seine Verbindungen frei erhalten könne, sei aber uneinnehmbar, wenn er nicht mit stürmender Hand gewonnen würde. Was aber den Sturm beträfe — dafür sei gesorgt! ... und man zählte die Hilfs-

truppen auf, und erinnerte an die tapfere Armee von viermalhunderttausend Nationalgardisten, welche sich erheben würde, sobald ihre Führer mit dem Fuß auf den Boden stampften. Ah, sie sollten nur kommen! sie würden schon sehen!...

Mit solchen Chimären ließen wir uns abspeisen und hielten sie damals, wie alle Welt, für ernsthafte Wirklichkeit. Dazu kam noch unsere Leidenschaft, die uns leichter als alle Ausführungen der Herren vom Handwerk überzeugte. Wir fragten nicht gerade, ob die Festungswerke, auf die man so sehr zu rechnen vorgab, wirklich Vertrauen verdienten. Nein, wir gingen von der Idee aus, die wie alle vorgefaßten Meinungen hartnäckig und tief in uns wurzelte, es sei unmöglich, daß der Feind bis Paris vordringen, es belagern und beschießen könne. Eine solche Ungeheuerlichkeit konnte uns nicht in den Sinn kommen. Bevor ein solch tempelschänderischer Frevel verübt werden könne, würde sich der heilige Boden des Vaterlands ohne Zweifel spalten und die preußischen Bataillone alle verschlingen.

Es gibt Völker, deren Phantasie vorzugsweise traurig ist und die von Natur aus Alles schwarz sehen. Die Pariser dagegen haben einen allezeit offenen Sinn, um zu hoffen und zu glauben. Der Wirklichkeit, die ihnen mißfällt, sehen sie nie gerade ins Auge; sie gleichen darin dem Vogel Strauß, der seinen Kopf zwischen zwei Steinen verbirgt, um den Jäger nicht zu sehen, der auf ihn anlegt. Bis zum Ende gefallen sie sich in angenehmen Illusionen und wenden gern den Blick von dem Unglück ab, das sie sich nicht mehr verheimlichen können.

Es war, als ob sich die gesammte Presse das Wort gegeben hätte zu lügen und der Nationaleitelkeit zu schmeicheln. Zwar konnte man den Vormarsch der Deutschen

und ihre wiederholten Erfolge, so oft sie mit unseren Truppen zusammengestoßen waren, nicht mehr gut vertuschen, aber dafür fand man allerlei Vorwände, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen und unsere verletzte Eigenliebe vor uns selbst zu retten. Unsere Niederlagen waren ruhmvoller als Siege und den Tag von Wörth nannte man ein Unglück voll Triumph. Man pries den Ruhm unseres Rückzugs und den Heroismus der Soldaten, die ihn bewerkstelligten.

Eines Tages kam Edmond About und erzählte naiver Weise, was er nach der Schlacht bei Reichshoffen gesehen hatte, wie die Truppen Mac Mahon's in völliger Auflösung gewesen, wie die Zouaven, von Wein trunken und plündernd, die Waffen weggeworfen, wie die Generale den Kopf verloren und ein Gebiet von hundert Meilen dem Feind überlassen hätten, ohne nur einen Schuß zu thun, während fünfhundert entschlossene Männer genügt hätten, einer ganzen Armee den Weg zu versperren. Auf diese Enthüllung hin ertönte ein allgemeiner Schrei gegen den unglücklichen Feuilletonisten. Man schalt ihn einen Preußen. Es gäbe Wahrheiten, die man nicht sagen dürfe, und es sei Verrath, dieselben vor ganz Europa aufzudecken. Außerdem sei nichts von all' dem wahr; er habe falsch gesehen, übertreibe. Wie könne man annehmen, daß die Helden von der Alma, von Magenta, von Solferino vor den Panduren schimpflich die Flucht ergriffen hätten?

Panduren! ja, wir nannten sie Panduren, Hunnen, Vandalen; wir überschütteten sie mit allen Schimpfwörtern, die wir nur im Wörterbuch und in der Geschichte auftreiben konnten. Und doch, seien wir aufrichtig! wie viele von uns waren überhaupt fähig, sich von den Fortschritten Rechenschaft zu geben, welche das kleine und bescheidene

Preußenland, das sich uns plötzlich als so furchtbar enthüllt hatte, nicht allein in dem Gebrauch der Waffen, sondern auch in den schönen Künsten des Friedens und in den Wissenschaften gemacht hatte! Macauley, der ruhige und einsichtige Beobachter, hatte schon im Jahre 1843 erklärt, daß die preußische Monarchie, der jüngste der europäischen Großstaaten, in Bezug auf die tüchtige Bildung, Geschmack für die Künste und Fähigkeit für die Wissenschaften nach England die erste Stelle behaupte, obschon sie nach Bevölkerungszahl und Einkünften erst den fünften Platz einnehme.

Von uns sprach er nicht einmal! Macauley irrte ohne Zweifel, denn als guter Engländer liebte er uns nicht, und der Haß macht blind. Wie sehr wären wir erstaunt gewesen, wenn man uns dieses Urtheil eines Mannes mitgetheilt hätte, der mit Recht für einen der unparteiischsten und am tiefsten denkenden Geister Europa's gehalten wird. Wir, die große Nation, an der dritten Stelle! wir, die wir glaubten die Blicke der Welt auf uns zu ziehen, weil die vornehme, kosmopolitische Gesellschaft ihre Kleider von Paris bezog und unsere Refrains nachsang. Wir hatten noch viel Unglücksfälle zu erdulden, bevor wir so widerwärtige Wahrheiten über uns selbst glauben lernten — und so wollen wir auch nicht weiter darüber reden, ob diese Wahrheiten wirklich so unbestreitbar sind, als Macauley anzunehmen schien.

3.

Kaum war der erste Augenblick der Bestürzung vorüber, so fand Paris bei der natürlichen Elasticität seiner optimistischen Gesinnung seine frühere Hoffnung wieder. Das Ministerium Ollivier wurde in einem Tage weg-

geblasen und man stellte den General Montauban, Grafen von Palikao, an die Spitze der Regierung, einen alten Schlaukopf, der uns ohne viel Mühe überlistete. Er steckte uns alle in den Sack, um mich eines soldatischen Ausdruckes zu bedienen. Er sah wohl, welch' schlechten Eindruck die Aufschneiderei und das Geprahle der gestürzten Regierung auf die Bevölkerung gemacht hatte; er befolgte nun mit außerordentlicher Geschicklichkeit das entgegengesetzte System, und gab keine einzige Nachricht mehr über militärische Operationen. Täglich nahm er nach der Sitzung zwei oder drei seiner Vertrauten auf die Seite und flüsterte ihnen geheimnißvoll einige räthselhafte Worte in's Ohr: „Wenn Paris wüßte, was ich weiß, es illuminirte heute Abend. .. St!" fügte er noch bei und legte den Finger auf den Mund.

„St!" wiederholte noch denselben Abend ganz Paris leise, leise, vom Boulevard Montmartre bis zur Chaussée d'Antin.

Verlangte aber ein über dieses Schweigen ungeduldiges Mitglied der Linken bestimmtere Mittheilungen in der Kammer, so antwortete der Minister:

„Ich kann gar nichts sagen, aber es geht alles gut...."

Drängte man ihn zu arg, so hieß es:

„Ich habe zu thun.. ich muß weggehen.." Oder auch:

„Es ist mir unmöglich, noch mehr und noch lauter zu sprechen: Ich habe seit zwanzig Jahren eine Kugel in der Brust stecken, was mir längeres Reden unmöglich macht."

Ueber diese ausweichende Art zu antworten gerieth man dann in Entzückung: „Was für ein Mann! er hat seit dreißig Jahren eine Kugel in der Brust stecken!"

Die Journale waren nicht so schweigsam wie Palikao. Ein ganzer Schwarm phantastischer Erzählungen ergoß sich allmorgendlich in die Kioske und hielt das Vertrauen und die gute Laune der Pariser in Athem. Eines Tages erzählte man, daß zehn preußische Regimenter in steil abfallende Steinbrüche gedrängt und alle in den Abgrund gestürzt worden seien. Zwanzigtausend Mann wären aufeinander geschichtet umgekommen. — Ein entsetzenerregender Brei! Den folgenden Tag meldete man, wie einige französische Soldaten dadurch, daß sie sich stellten, als wüschen sie ganz harmlos ihre Wäsche am Ufer eines Teiches, die Hauptmacht des Feindes dahin gezogen hätten. Bazaine hätte sie mit rasch ausgeführter Schwenkung umringt und vernichtet.

Man rechnete einander vor, wie viel Todte die Preußen schon seit Beginn des Feldzuges hätten, und man zählte die Leichen nach hunderttausenden. Die Griechen, die echten Gascogner des Alterthums, hatten niemals in ihren Erzählungen von Xerxes' Niederlagen ein so schauderv olles Gemetzel unter den Persern angerichtet.

Paris verschlang diese Geschichten. Einer meiner Freunde, ein geistreicher, etwas sceptischer Mann, hatte das Privilegium, die unerhörtesten und unwahrscheinlichsten zu erfinden; er genoß dann das Vergnügen, sie von dem leichtgläubigen Publicum für wahr aufgenommen zu sehen. Er allein hat ein halbes Dutzend in Umlauf gesetzt. Ich hatte ihn einst mit der ernstesten Miene der Welt eine seiner gewöhnlichen Lügen erzählen hören und fragte ihn, welches Vergnügen er dabei empfände.

„Ich! durchaus keines“, sagte er; „ich thue es aus reiner Menschenliebe. Alle diese Leute gehen mit den hei-

tersten Gedanken schlafen, träumen sehr angenehm und sind glücklich bis morgen früh. Ist das etwa nichts?"

Am erstaunlichsten war, daß er die Leichtgläubigkeit der Pariser auf die härtesten Proben stellte und sie unermüdlich fand. Ihre Neigung, sich an Nachrichten zu erbauen, die ihnen schmeicheln, ist so groß, daß er sie selbst mit einem Märchen aus Tausend und eine Nacht hätte narren können. Eines Abends ging er etwas zu weit; da wendete sich einer der zuhörenden Pflastertreter zu mir und sagte bedauernd:

„Ich weiß wohl, daß kein wahres Wort an der Geschichte ist, aber einerlei, sie thut doch gut!"

Sie thut doch gut! Ja, das ist der Schlüssel zum Räthsel. Es ist bitter, der rauhen Wirklichkeit in's Antlitz zu sehen und so süß, sich in tröstenden Illusionen zu wiegen. Und doch wagten manchmal ernste Leute leise, eine gewisse Reserve anzurathen. Hätte man im Grunde der Seele des Leichtgläubigsten unter ihnen lesen können, so würde man ein dumpfes Gefühl der Sorge entdeckt haben, was sich täglich mehr entwickelte.

Das Gerücht verbreitete sich, daß Bazaine in Metz eingeschlossen worden sei, wo er belagert bliebe. Wenn all' die guten Nachrichten wahr waren, die uns eine über die andere von der lothringischen Grenze zukamen, warum blieb er denn fast unthätig da unten, anstatt sich auf Paris zurückzuziehen? Man schickte Regiment auf Regiment zu Mac Mahon, der im Lager von Châlons mit der Bildung einer neuen Armee beschäftigt war. Aber diese Armee bestand aus Abfällen und zum größten Theil Pariser Mobilen, die kein großes Vertrauen einflößen konnten. Wir hatten sie fortziehen sehen, diese Herren Mobilen, oder Moblots, wie sie das Volk getauft, und

ihr Aussehen war nicht dazu angethan, um Zutrauen in ihre Disciplin und ihren Muth zu erwecken. Sie hatten in aufgelösten Banden Paris durchzogen, singend und tüchtig betrunken. Die einen waren in Fiakern, andere in Postchaisen und allen nur aufzutreibenden Beförderungsmitteln gefahren. Manche wieder waren zu Pferd gewesen, doch die Mehrzahl war in unordentlichen Haufen zu Fuß, ohne Marschordnung, ohne Rangesunterschied dahingezogen. Das Ganze glich mehr einem Maskenzug, der aus den Kneipen der Courtille heimzieht, als einem Aufmarsch von Soldaten.

Bis sie nach Châlons kamen, wußte schon das ganze Land von ihrer Unordnung und ihren Tollheiten. Die schrecklichsten Gerüchte drangen zu uns nach Paris. Bald hatten sie das Lager angesteckt, bald antworteten sie ihrem von Ehre und Vaterland sprechenden General mit aufrührerischem Geschrei. An sich waren diese Erzählungen schon erschütternd genug, ihr Schrecken und ihre lächerliche Uebertreibung wuchs aber, je öfter sie wiederholt wurden. Wie kann man mit solchen Soldaten geübten und siegreichen Truppen widerstehen?

Man hörte stündlich von dem Vorrücken dieser Truppen in den östlichen Provinzen. Eine Stadt nach der andern fiel in ihre Hände, alle öffneten sie ihre Thore; eine gewisse Großstadt zitterte vor vier Uhlanen, welche sie zur Uebergabe aufforderten. Diese raschen und unerreichbaren vier Uhlanen sah man überall und zu gleicher Zeit; nahten sie sich, so flüchtete man nach allen Seiten. Die lothringischen und Elsässer Festungen hielten sich gut gegen diese Fluth, die sich um sie her ausbreitete und an ihre Mauern schlug. Aber der Feind rückte unaufhaltsam in Eilmärschen vor, und ließ nur einige Divisionen

zur Belagerung zurück; schon bedrohten die Spitzen des Zuges die Champagne. Man konnte sich nicht mehr mit Illusionen betrügen. In acht, höchstens vierzehn Tagen mußte der Kronprinz mit seinem Armeecorps siegreich in die Ebene von Genevilliers einrücken.

Zum zweiten Male dachte da Paris an eine Belagerung, da sie so nahe schien. Aber es fühlte sich durchaus nicht so davon betroffen, wie es die Umstände verlangt hätten. Was hoffte es? Was erwartete es? Ich weiß es nicht; Paris hätte es selbst ebensowenig sagen können. Aber es rechnete immer auf ein unvorhergesehenes Ereigniß, auf ein Wunder — auf irgend Etwas.

4.

Und dieses „Etwas" traf ein.

Man vernahm, daß die Armee Mac Mahon's, anstatt den Deutschen den Weg zu verlegen, oder sich auf die Hauptstadt zurückzuziehen, um unter den Mauern derselben eine große Schlacht zu liefern, gegen Norden zu aufgebrochen sei, allem Anscheine nach, um Bazaine die Hand zu reichen und ihn zu entsetzen.

Ich erlaube mir kein Urtheil über diese strategische Bewegung, die uns in ihrem Ausgang so verderblich geworden ist. Ich weiß nicht, ob sie hätte gelingen können, wenn sie rascher ausgeführt worden wäre. Ich verstehe mich zu wenig auf militärische Operationen und will nur den Rückschlag zeigen, den die großen Ereignisse auf die Bevölkerung von Paris ausübten.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß beim Eintreffen dieser Nachricht ein Seufzer der Erleichterung sich aus jeder Brust losrang. Möglich, daß die Soldaten von Fach und die verständigen Politiker

über die eingeleitete Bewegung entsetzt waren und man erzählt, daß Thiers dem Grafen Palikao zu Füßen gefallen sei und ihn beschworen habe, Gegenbefehl zu geben. Ich spreche hier nur von dem Eindruck auf die Menge und diese war entzückt. Die Gefahr wurde weiter hinausgerückt und kam wohl nicht wieder zurück; wenigstens glaubte man so.

Mit stolzer Genugthuung zählte man die Regimenter auf, welche unter Mac Mahon's Führung standen. Die Truppen Bazaine's, der Kern der französischen Armee, mußten auf wenigstens 180.000 Mann geschätzt werden. Was durfte man nicht von den beiden Generalen erwarten, von denen der eine trotz seiner Niederlage in Aller Achtung gestiegen war, und der andere sich durch seine unbezähmbare Energie, sowie durch seine militärischen Talente bekannt gemacht hatte, und jüngst noch populär geworden war, als er den Kaiser sammt seinem federgeputzten Stab nach Paris zurückverwiesen hatte.

Eines Samstag Abends verbreitete sich in Paris die traurige Nachricht von einem großen Unglück. Seit zwei Tagen hatte Paris nur auf den Boulevards und den Straßen gelebt. „Was gibt es Neues?" hatte Jeder den Andern gefragt und die widersprechendsten Gerüchte hatten sich in der unruhigen, überreizten, fieberhaft erregten Menge verbreitet. Man wußte mit Bestimmtheit, daß in der Nähe von Sedan eine furchtbare Schlacht geschlagen worden war und daß mit abwechselndem Erfolg weiter gefochten würde. Aber der endliche Ausgang? Gerade ihn kannte man nicht und erwartete ihn mit unbeschreiblicher Bewegung. Die Kioske waren belagert, alle Hände streckten sich aus und haschten nach Zeitungen; man stieg auf die Bänke der Boulevards und las sie

laut vor. Allein man konnte nur Conjecturen machen, die sich einander selbst widerlegten. Man erfuhr nichts Bestimmtes, nichts Genaues. Das ganze Volk, dem man so jede officielle Mittheilung vorenthielt, wurde nervös; man brauchte nur ein Gespräch zu beginnen, flog einem ein „Dummkopf" oder „ein Preuße" an den Kopf; für nichts und wieder nichts war man zum Duell bereit. Selbst die Stimmen waren trocken und schneidend, die Mienen wild.

Um acht Uhr des Abends ging ich nach dem Bureau des „Gaulois", um zu hören, ob man vielleicht Nachrichten erhalten habe. Mit Erstaunen fand ich, daß die Thüre sorgfältig geschlossen war und sich nur vorsichtig und allein den Freunden öffnete. Ich trat ein, Bestürzung malte sich auf allen Gesichtern. Man reichte mir eine Zeitung, die einer unserer Berichterstatter, der eben von Brüssel kam, in seiner Tasche mitgebracht hatte. Mit Verzweiflung und starr vor Schrecken las ich darin die ganze Geschichte von der Capitulation von Sedan. Sechsunddreißig Stunden waren bereits darüber hingegangen und noch wußte Niemand in Paris etwas davon! Ich war wie niedergeschmettert.

„Ist es möglich!" rief ich aus.

Es war leider nicht mehr erlaubt zu zweifeln. Der Redacteur en chef war selbst, mit der Nummer in der Hand, zu dem Polizeipräfecten geeilt, um zu hören, ob der Bericht mit den Nachrichten der Regierung übereinstimme, und der Polizeipräfect hatte den Kopf gesenkt. Wir überlegten, ob man eine neue Ausgabe des „Gaulois" mit der furchtbaren Nachricht veröffentlichen sollte. Einer von uns bemerkte, daß dies bei der gereizten Stimmung der Geister nichts weniger als vorsichtig sei;

das Redactionslocal könne leicht in dem ersten Anfall von Wuth verwüstet und verbrannt werden. So unterblieb die Sache.

Aber das Gerücht davon verbreitete sich dennoch in der Menge und nahm stets größere Dimensionen an. Niemand kannte die Einzelnheiten, aber daß wir etwas Fürchterliches erfahren hätten, das schien gewiß, das glühte in allen Augen. In jener Nacht schlief Niemand in Paris. Für Mitternacht war eine Sitzung des „Gesetzgebenden Körpers" angesagt.

Ja, wenn diese Kammer noch in der letzten Stunde ihre Pflicht gethan hätte, wenn sie mit festem Blicke die Lage in's Auge gefaßt, die Geschicke Frankreichs sogleich in ihre Hand genommen und aus ihrem Schooß eine Regierung gebildet hätte, in welcher Paris und die Provinz gleichmäßig vertreten gewesen wäre — wieviel Unglück wäre uns erspart geblieben! Allein es stand geschrieben, wie die Orientalen sagen. Niemand hatte Entschiedenheit genug und man verschob die nöthigen Maßregeln auf den nächsten Tag.

Am nächsten Tag schrieb man Sonntag, den 4. September. Die Republik war fertig.

Zweites Capitel.

1.

Das war ein großes, aber unvermeidliches Unglück.

Es wäre gewiß besser gewesen, eine provisorische Regierung der nationalen Vertheidigung zu bilden, und nicht im voraus eine Frage zu entscheiden, die ganz Frankreich berufen war zu lösen. Man würde sich manche Unannehmlichkeiten, oft recht ernster Natur, erspart haben, von welchen wir in den folgenden Capiteln sprechen werden. Man hätte die Provinz nicht beunruhigt, bei der das Wort Republik nichts bedeutet als die Gemetzel von 93, die 45 Centimes von Garnier-Pagès und die Junitage. Der Eifer, Paris zu Hilfe zu kommen, würde bei ihr nicht erkaltet sein. Man würde gewisse Städte nicht autorisirt haben, sich von der großen nationalen Einheit zu lösen und eine Localregierung nach dem Beispiel von Paris zu proclamiren. Diese Prätensionen der Hauptstadt, den Departements ihren eigenen Willen aufzudrängen, mußten dieselben in üble Laune bringen. Es war nicht leicht für sie, ohne Aerger und Neid zuzusehen, wie die ganze Deputation von Paris sich der Gewalt bemächtigte, während ihre Abgeordneten systematisch entfernt wurden.

Aber Alle, die diesen Ereignissen beigewohnt haben, wissen, mit welch' schrecklicher Eile sie sich überstürzten,

und daß man nicht Zeit zur Ueberlegung hatte. Die Republik proclamirte sich so zu sagen selbst, und man improvisirte eine Regierung, oder besser gesagt, man schüttelte in der allgemeinen Verwirrung und bei der Flucht der bisherigen Machthaber ein neues Gouvernement aus dem Aermel. Andere werden von dem Zusammensturz eines Kaiserreichs erzählen, das vor einem Monat mit acht Millionen Stimmen bestätigt worden war. Ich will nur die Physiognomie von Paris inmitten dieser aufeinanderfolgenden Revolutionen zu schildern versuchen.

Niemals, und wenn ich tausend Jahre alt würde, kann ich die Aufregungen jener erstaunlichen Tage vergessen. Man hatte am Abend vorher das fürchterlichste Unglück, von dem je ein Volk heimgesucht wurde, erfahren; man hatte die Gewißheit, daß eine Belagerung bevorstand; dieser vernichtende Schlag hatte uns bis auf den Boden des Abgrunds gestürzt, und man war in Verzweiflung schlafen gegangen. Der folgende Tag war ein Sonntag, ein Tag des Festes für die ganze Pariser Bevölkerung. Die Sonne leuchtete strahlend am Himmel und man badete seine Augen in dem Licht und der Wärme eines jener ersten, in Frankreich so schönen Herbsttage. Es schien als wenn alle dunkeln Visionen der Nacht bei der Helle dieses herrlichen Morgens entflohen wären. Das ganze Pariser Volk war auf den Boulevards, wo sich die wogende Menge auf beiden Trottoirs drängte. Die Freude war auf allen Gesichtern; man plauderte, man lachte. Jeden Augenblick sah man Bataillone bewaffneter und unbewaffneter Nationalgardisten unter Gesang die Straße dahinziehen. Sie hielten manchmal inne, um: „Es lebe die Republik!" zu rufen, und mit unendlichem Beifall antwortete man: „Es lebe die Republik!"

Das Gerücht, daß sie eben im gesetzgebenden Körper proclamirt worden sei, verbreitete sich bald. Und diese ganze Menge, die doch weiß Gott nicht nur aus Republikanern bestand, begrüßte sie wie eine alte Freundin, die man schon seit lange zurückerwartet und deren Wiederkehr mit Freude erfüllt. In den Straßen war die friedliche Bewegung eines Volkes zu sehen, das fröhlichen Herzens ist. Kein grober Tumult, kein lärmendes Stoßen, keine wüthenden Manifestationen. Nein, es war eine geistreiche, mittheilsame Heiterkeit, die überall aufflammte, und sich in Händedrücken, gegenseitigen Glückwünschen oder lustigen Einfällen Luft machte. Ueberall sah man auf langen Leitern Arbeiter oder Nationalgardisten, welche mit Hammerschlägen das N von den Schildern der kaiserlichen Lieferanten abschlugen. Die Menge schaute diesem Act der strafenden Gerechtigkeit zu und ermunterte die Leute mit gutem Rath, was diese mit derben Witzen erwiderten.

Auf beiden Seiten gab es großes Gelächter. Die Caffeehäuser waren alle gefüllt, sie strotzten von Gästen, die ihren Liqueur tranken und dabei dieser unerhörten Scene mit den Augen folgten; sie nahmen Theil an der allgemeinen Freude, und trugen somit auch zu dem Schauspiel bei.

Und die Preußen und die in Aussicht stehende Belagerung? Mein Gott, wer kümmerte sich noch um die Preußen und die Belagerung! Man hatte Waffenstillstand mit den Sorgen geschlossen. Ich hörte im Vorübergehen, wie ein Arbeiter zu seinem Kameraden sagte:

„Nun werden die nicht mehr zu kommen wagen, denn wir haben sie ja.‘

Die waren die Preußen, sie die Republik. Lächeln Sie nicht; eine Stunde lang war die ganze Pariser Einwohnerschaft von dieser närrischen Idee befangen. Sie ist

so gewohnt, sich mit Phrasen zu regaliren, daß sie wirklich im guten Glauben war, die Preußen würden bei dem einzigen Wort Republik entsetzt stille stehen. Sie bildeten sich ein, es wäre das eine jener Beschwörungsformeln, welche Dämonen bannen und Stürme beschwichtigen. Diese Naivität wird Allen, die meine Worte mit kaltem Blute lesen, sicher sehr unwahrscheinlich vorkommen. Aber ich appellire an alle Zeugen des 4. September. Es waren deren zwei Millionen. Wir Alle haben gefühlt, wie dieser sonderbare Rausch unsere Sinne umnebelte. Ja, die Ereignisse waren uns zu Kopf gestiegen und hatten uns trunken gemacht; und gesunder Sinn, Vernunft, richtige Beurtheilung der Dinge, Ueberlegung, alles war mit einem Male auf- und davongeflogen. — — Wie das gekommen ist, weiß ich selbst noch nicht recht, trotz allen Nachdenkens; aber ich habe selbst den Einfluß gefühlt, und wohl noch niemals hatte ich das Glück zu leben voller empfunden, als in diesen wenigen Stunden.

Den Abend ging ich nach Neuigkeiten zu einem der Theilnehmer der Bewegung, der also das officielle Resultat kennen mußte. Er kam an, als die Hälfte des Essens schon vorüber war, und war ganz erhitzt von der überstandenen Aufregung. Er gab auf's gerathewohl einige Namen der Regierung. Trotzdem er selbst Mitglied derselben war, verwirrten sich alle Ideen in seinem Gehirn.

„Und Rochefort?“ fragte man.

„Rochefort!“ antwortete er uns, „oh! das ist eine köstliche Geschichte. Die Regierung war schon zusammengesetzt und man hatte die Liste bereits geschlossen, als er ankam. Eine ungeheuere Menge, die ihn aus dem Gefängniß befreit hatte, folgte ihm und schrie: „Es lebe Rochefort! Es lebe Rochefort!“

„General Trochu trat zu dem jungen Journalisten und becomplimentirte ihn etwas verlegen; er sagte ihm, die Regierung sei vollständig und ließ ihn fühlen, daß man ihn leicht entbehren könne. Wenn indessen sein Herz ihn dazu treibe, so möge er am Bureau Theil nehmen.“

„Der Pamphletist hörte ihn kalt an und sprach dann in sarkastischem Ton, an welchem man gleich den Verfasser der „Lanterne“ erkannte:

„Mein Gott, General, welcher Art auch die Functionen seien, zu denen man mich befähigt hält, so werde ich sie ohne Murren annehmen. Will man mich zum Concierge des Stadthauses machen, so werde ich eben so viel Patriotismus aufwenden als Sie und Ihre Collegen bei der Direction der Republik.“

„Es lebe Rochefort!“ heulte die Menge.

Man mußte eben gute Miene zum bösen Spiel machen. Man wußte wohl, welch erschreckenden Eindruck der Name Rochefort in der Provinz machen würde, dieser Name, an den sich alles Mißtrauen knüpfte und aller Haß, den Belleville einflößt. Aber man hatte ja die Unruhe und Sorge in Ferien geschickt. Auf morgen die ernsten Geschäfte.

2.

Er brach an, dieser Morgen, und Paris erfuhr die feste Zusammensetzung jener Regierung, welche, nachdem sie die zu Boden gefallene Macht aufgenommen, die furchtbare Mission usurpirte, namenloses Unglück wieder gut zu machen und Frankreich zu retten. Zur Orientirung mögen hier die Namen der Bürger folgen, welche dieselbe bildeten: Es waren die Herren Emanuel Arago, Crémieux, Jules Favre, Jules Ferry, Gambetta,

Garnier-Pagès, Glais-Bizoin, Pelletan, Picard, Rochefort, Jules Simon. Man hatte einstimmig dem General Trochu das Präsidium übertragen, der kurz vorher unter dem energischen Druck der öffentlichen Meinung vom Kaiser zum Gouverneur von Paris ernannt worden war.

Die Ministerien waren folgendermaßen vertheilt: Gambetta hatte das Innere übernommen; Jules Favre die auswärtigen Angelegenheiten; Crémieux die Justiz; Ernst Picard die Finanzen; Jules Simon den öffentlichen Unterricht; den Krieg hatte man dem General Le Flô gegeben; die Marine dem Admiral Fourrichon; die öffentlichen Arbeiten an einen Industriellen, Herrn Dorian, der von dem größeren Publicum damals wenig gekannt, bald durch seine intelligente Rührigkeit ausgebreiteten Einfluß gewinnen sollte; endlich Ackerbau und Handel an Herrn Magnin.

Unter all' diesen Namen waren höchstens zwei oder drei, die der Pariser Bürgerschaft wirkliches Zutrauen einflößten. Man achtete Jules Favre, denn er stand im unbestrittenen Ruf der Rechtschaffenheit; man rühmte ihn wegen seines Bürgersinnes und seiner bekannten Uneigennützigkeit, seiner wunderbaren Redegabe. Aber man hielt ihn nicht für fähig, eine so schwierige Lage zu beherrschen, wie sie uns durch das Unglück von Sedan bereitet worden war. Man ahnte nicht, welchen Dienst er uns noch leisten werde durch die schriftliche Erzählung seiner Zusammenkunft mit Herrn von Bismarck. Auf Gambetta vertraute man, trotzdem er noch keine bestimmten Beweise seiner Befähigung gegeben hatte. Er war dem Publicum höchstens durch ein halbes Dutzend hinreißender Reden bekannt. Aber man wußte, daß er jung, thätig, sehr kühn

und sehr vorsichtig war; er vereinigte das Feuer des Südfranzosen mit der schlauen Feinheit des Italieners. Er hatte die Sympathien der Bürgerclassen und doch zugleich eine große Autorität über die so eifersüchtige, unruhige Bevölkerung von Belleville, Ménilmontant und Montmartre bewahrt. Kurz, er war populär; das eine Wort erklärt in Frankreich alles, wo es hergebracht ist, daß nichts so den Ausschlag gibt als wie der Erfolg.

Ebenso hatte man Geschmack an General Trochu; man wußte zwar auch nicht viel von seinen militärischen Talenten, aber er hatte unter dem Kaiserreich den Muth gehabt ein Buch zu schreiben, in welchem er die Fehler unserer militärischen Organisation aufdeckte, und es schien, als habe er die Ursachen unseres späteren Unglücks vorausgesagt. Der Feldzug von 1870 hatte diesem Werk ein trauriges Interesse verliehen und verschaffte dem Verfasser eine ungeheure Popularität. Ganz gewiß gehörte eine gute Dosis von Muth dazu, ein solches Buch zu verfassen und zu veröffentlichen, ein Muth, der in Frankreich der seltenste von allen ist: der bürgerliche Muth. Der General Trochu hatte durch diesen Widerspruch, den er den Armeebefehlshabern und dem Kaiser entgegensetzte, sein Avancement verscherzt und sich hinein gefunden, nichts zu werden. Durch eine unerwartete Wendung der Dinge machte es sich, daß ihn dieses Buch, das ihm seine Carrière versperrte und ihn in einer untergeordneten Stellung zurückhielt, zur höchsten Macht erhob und ihm die Geschicke Frankreichs in die Hand legte.

In Bezug auf ihn hatten die Pariser nur einen Anlaß zur Beunruhigung gefunden. General Trochu hatte sich von Anfang an zu sehr in Proclamationen und Circulären ausgelassen. Er schrieb zu viel und zu gut, plauderte

auch viel. Die Tradition zeigte ihn, wie er, an den Camin in seinem Salon gelehnt, mit unglaublichem Wortreichthum seinen Zuhörern, die sich beständig um ihn her erneuerten, von seinen Plänen und seinen Illusionen erzählte. Das noch frische Beispiel der eiteln und emphatischen Beredsamkeit Ollivier's und dessen endlichem kläglichen Ausgang lehrte unsere Landsleute, den Worthelden zu mißtrauen. Ein talentvoller Journalist, Jules Richard, hatte ein schreckliches Wort über Trochu gebraucht; in seinem „Courrier", den er im „Figaro" veröffentlichte, hatte er ihn einen „Ollivier der Soldaten" (un Ollivier militaire) genannt. Aber so sehr bedurfte man eines Mannes, von dem man sein Heil hoffen durfte, daß man jeden Grund der Sorge beseitigte und sich fast ohne Rückhalt dem neuen Retter in die Arme warf, den man sich gewählt hatte.

Diese Männer fanden sich in einer sehr peinlichen Lage. Die Bevölkerung von Paris hatte die Preußen vollkommen vergessen; aber es war gewiß, daß die Preußen ihrerseits uns nicht vergaßen. Allerdings bedurften sie einiger Zeit, um sich nach so gewaltiger Anstrengung etwas auszuruhen, um ihre durch den Sieg gelichteten Cadres neu zu bilden, ihre Bewegungen zu combiniren und mit ihren großen Massen von der französischen Grenze bis zu den Mauern der Hauptstadt vorzudringen. Aber sie unterwegs aufhalten wollen, war eine Thorheit, an die kein vernünftiger Mensch denken konnte. Es gab keine Armee mehr, die sich ihrem Marsch hätte widersetzen können. Wir hatten keine regelmäßige Regierung mehr, welche Herr von Bismarck anerkannt hätte, und die ihm im Namen von ganz Frankreich hätte entgegentreten können. Auch muß man sagen, daß das Volk in jenen Tagen von

jedem Friedensgedanken noch weit entfernt war. Abgesehen davon, daß es sich schon allein durch den Namen der Republik wie von einem unzerstörbaren Schild geschützt glaubte, athmete es damals nur Wuth und Rache. Noch niemals hatte die nationale Eitelkeit eine so schmerzhafte Demüthigung erduldet. Vergebens durchforschten wir die ganze Geschichte, nirgends fanden wir eine Schande, die sich mit derjenigen der Capitulation von Sedan hätte vergleichen lassen, und das Verlangen nach glänzender Vergeltung glühte in uns Allen. Wir wollten Vergeltung üben, wir mußten es! „Sie sollen nur kommen!“ rief man, „sie sollen nur kommen, und sie werden sehen, was ein Volk vermag, das entschlossen ist frei zu sein oder zu sterben!“ Bei jedem Anlaß erinnerte man an das Vorbild Spaniens, ohne zu überlegen, daß die Verhältnisse so verschieden waren, wie es nur die Berge der Sierra Morena und die weiten Ebenen der Champagne und der Beauce sein können. Ja, die Heftigsten scheuten sich nicht zu behaupten, daß wir näher an Berlin wären, als sie an Paris. Höfische Generale, eine unordentliche und kostspielige Verwaltung, ein absurder Militarismus hatten uns zu Grunde gerichtet; jetzt aber, jetzt aber erhob sich die Nation in Waffen, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Ein neues 1792 würde erstehen und mit ihm jener unsterbliche Aufschwung, an den wir in unserem heutigen furchtbaren Elend so gern zurückdenken.

Jules Favre machte sich nur zum Echo der allgemeinen Stimme, als er jenen berühmten Satz schrieb, in dem sich ganz Frankreich wiederfand: „Keinen Zollbreit unseres Landes, keinen Stein von unseren Festungen!“ Einsichtige Leute erkannten freilich von dem ersten Tag an das Unpassende dieser Antithesen und die schweren

Verwicklungen, die durch diese rhetorische Floskel herbeigeführt werden könnten. Zum Voraus und in so feierlicher Sprache zu erklären, daß man einem siegreichen Feind nichts bewilligen werde, das hieß sich die Hände binden, und sich — wenn ein unerbittliches Schicksal uns immer tiefer ins Unglück stürzen sollte — selbst verdammen, entweder sein Wort zu brechen, oder sein Amt niederzulegen, selbst auf die Gefahr einer neuen unter den Augen des Feindes losbrechenden Revolution. Daß man seinen Entschluß aussprach, kein Stückchen französischer Erde abzutreten, das hätte noch hingehen können und man hätte diese Herausforderung verstanden. Aber warum hinzusetzen „und keinen Stein von unseren Festungen!" Freilich, die Phrase rundete sich um so eleganter ab. Die Ehre einer Nation hängt nicht von Steinhaufen ab, und geschleifte Festungen kann man weiter rückwärts wieder aufbauen. Ist es doch eine weitverbreitete Ansicht selbst unter den Officieren, daß man die Festungen, welche unabweislich die Interessen einer bürgerlichen Bevölkerung den traurigen Geboten des Krieges unterwerfen, abtragen solle und dafür große verschanzte Lager errichte, die eines jeden Bombardements spotten würden. Aber derlei verständige Ueberlegungen, deren Richtigkeit eine nahe Zukunft beweisen sollte, fanden sich nur bei wenigen Politikern; der große Haufen konnte sie nicht brauchen. Die Bourgeoisie begrüßte den heiligen Spruch mit Entzücken und wiederholte ihn mit vollster Ueberzeugung: „Kein Zollbreit unseres Landes, kein Stein von unseren Festungen!" Und die wilden Demokraten vervollständigten ihn durch die bezeichnenden Worte: „Und keinen Thaler von unserem Geld!" Denn es gab eine Partei, die in gutem Glauben oder aus vorgefaßter Meinung, von nichts hören

wollte. So erzählte ein Journal von einer Unterhaltung, die nach ihm zwischen einem Kaufmann aus der Rue du Sentier und einem echten borstigen Bürger von Belleville stattgefunden hätte.

Der Kaufmann wollte seinen Mann ausforschen. „Nun", sagte er, „der Friede ist abgeschlossen; die Preußen ziehen ab."

„Und man hat ihnen nichts abgetreten?" fragte der argwöhnische Belleviller.

„Keinen Zollbreit unseres Landes und keinen Stein von unseren Festungen."

„Auch keinen Thaler von unserem Geld?"

„Auch keinen Thaler von unserem Geld", versicherte der Kaufmann, um zu sehen, wie weit jener gehen würde.

„Und welche Entschädigung hat man von ihnen verlangt?"

3.

Die neue Regierung fand sich zwei dringenden und gefahrdrohenden Fragen gegenüber, der Frage der Befestigungen und der Verproviantirung. Was hatte die gefallene Regierung bis dahin gethan, und was ließ sie noch zu thun übrig?

Der Exminister des Handels, Clement Duvernois, hatte die Aufgabe gehabt, Paris mit Lebensmitteln zu versehen. Den Liberalen zwar verdächtig, war Duvernois dennoch ein Mann von Einsicht und Thatkraft, unternehmend, ohne viel Scrupel, kühn und entschieden. Gleich vom Beginn an hatte er mit dem gewöhnlichen schleppenden Gang der administrativen Routine gebrochen und im Flug mit allen großen Häusern, die sich dazu erboten, heure Anzahl Geschäfte abgeschlossen.

Ein patriotischer Minister des Convents, der seiner Zeit zur Armee geschickt worden war, um die Generale in ihren Unternehmungen anzutreiben, der aber von der Kriegführung durchaus nichts verstand, hatte ein Schlagwort, das er immer wiederholte: „Man muß in großen Massen vordringen, operiren wir mit großen Massen." Mit diesem System trug er schließlich den Sieg davon, und in ähnlicher Weise verfuhr auch Clement Duvernois. Er hatte die Fragen, die er nun nothgedrungen schnell entscheiden mußte, nicht eingehend studirt, aber auch er operirte mit großen Massen. Er kaufte, kaufte, kaufte fortwährend in großen Massen.

Man sprach im Vertrauen von dem Erstaunen eines der größten Industriellen des Landes, der mit dem Minister wegen Lieferung von Steinkohlen zu verhandeln hatte.

„Steinkohlen?" hatte Clement Duvernois in seiner ungestümen Weise gesagt; „ja, natürlich, wir brauchen Steinkohlen, viel Steinkohlen. Die Steinkohle ist das Brod der Industrie."

„Von welcher Art wünschen Sie?"

„Von welcher Art?"

„Es gibt deren drei."

Und der Besitzer der Grube zählte die Eigenschaften einer jeden Art auf.

„Schön! schicken Sie uns von jeder Art zu gleichen Theilen."

„Und wie viel brauchen Sie?"

Der Minister stellte eine Forderung, bei der der Andere lächelte.

„Das wäre soviel, wie Paris an einem Tag verbraucht."

„Wirklich?" rief der Minister. „Gut, so schicken Sie so viel, als es fassen kann."

So viel als es fassen kann — so lautete sein Spruch, und für den Augenblick war er gewiß richtig. Ich kann natürlich keine genauen Zahlen über die aufgehäuften Vorräthe mittheilen, und ich zweifle, ob selbst Jemand auf dem Ministerium wirklich exacte Angaben darüber machen kann. Die Geschichte allein wird später über diesen Punkt, so wie über manche andere, genauen Aufschluß geben können. Als einfacher Pariser beschränke ich mich darauf zu wiederholen, was man damals sagte, und die Wirkung zu constatiren, welche diese Gerüchte auf die öffentliche Stimmung ausübten.

Einer Zeitung vom 4. October entnehme ich folgende officiöse, wenn nicht gar officielle Mittheilung, welche damals die Runde durch die Presse machte:

„Die ungeheuren Vorräthe, welche die Stadt Paris gegenwärtig besitzt, beziffern sich, wie folgt: Allein in den verschiedenen Parks der Stadt, dem Bois de Boulogne, dem Luxemburggarten u. a. m. besitzen wir ungefähr 220.000 Hämmel, 40.000 Ochsen und 12.000 Schweine."

„Nun schätzt man den täglichen Verbrauch in Paris auf ungefähr tausend Hämmel und siebenhundert Ochsen. Es folgt daraus, daß wir genügende Mittel haben, den kommenden Ereignissen ruhig entgegen zu sehen."

„Außerdem besitzt Paris einen Vorrath von dreimalhunderttausend Centnern Mehl, ohne die Provisionen zu rechnen, welche schon im Besitz der Bäcker sind, und die man auf zweimalhunderttausend Centner veranschlagen kann."

„Dazu kommen dreißig- bis vierzigtausend Centner gesalzenen oder geräucherten Fleisches, ein beträchtlicher

Vorrath von gesalzenen Fischen, ungeheure Massen von Salz, hunderttausend Centner Reis, zehntausend Centner Caffee, wobei die Masse der verschiedenen Producte in den Magazinen der Kaufleute unserer Stadt nicht eingerechnet ist."

„Die Bevölkerung von Paris ist folglich vollkommen verproviantirt und kann die Preußen in aller Ruhe erwarten."

Diese ungeheuren Viehheerden im Herzen von Paris galten als eine besondere Sehenswürdigkeit und wurden viel besucht. Außer dem Bois de Boulogne und den öffentlichen Gärten hatte man zu ihrer Aufnahme weitläufige unbebaute Strecken innerhalb der Festungswerke hergerichtet, und sie dort, so gut es ging, eingepfercht. Aus den Mobilgarden hatte man eine Anzahl Bauernsöhne ausgewählt und sie beauftragt, für das Vieh zu sorgen. Die armen Thiere thaten Einem leid; sie schienen Heimweh nach ihren Ställen zu haben oder streckten die Schnauze in die Höhe, um einmal reine Luft zu athmen, und ließen ein langes und trauriges Gebrüll hören. Der Boden, auf dem sie standen, war voll Unrath, und wehmüthig schauten sie die Besucher an, welche den Schlamm dieser Lagerstätten zu passiren wagten. Unter den Thieren befanden sich auch Milchkühe, und unsere galanten Mobilen boten den Damen die schäumende warme Milch an, die sie gerade gemolken hatten; und die Damen schürzten frisch ihre Kleider auf, überstiegen lachend was ihnen den Weg versperrte, tranken aus dem hölzernen Becher und zeigten dabei ihre hübschen weißen Zähne, während einige bejahrte Stiere von ferne diesen Vorgang mit mißgünstigem Auge betrachteten.

Die Hämmel drängten sich in dichten Schaaren zusammen, schauernd und trübselig. Die meisten von ihnen

litten an der Klauenseuche, und die Spaßvögel scherzten, das komme davon, wenn man mit feuchten Füßen in's Caffeehaus gehe. Wie viel Wagen voll Heu man brauchte, um diese unzählbaren Massen Vieh zu ernähren, kann man sich leicht vorstellen; aber das Unglück wollte, daß das Futter, welches ohnehin schlecht vertheilt wurde, alsbald von den Thieren zertreten, beschmutzt und folglich nicht gefressen wurde. Die Hälfte des Futters ging so zu Grunde und war verloren. Als später Frost eintrat, mußte man ihnen Baracken bauen, die sie kaum benutzen konnten, denn ihre Zahl schmolz mit jedem Tage der Belagerung mehr zusammen, bis endlich der letzte Ochse zu seinem letzten Gange diese improvisirten Ställe verließ.

Mit fieberhafter Thätigkeit betrieb auch die neue Regierung die Verproviantirung, die schon von der vorhergehenden Verwaltung begonnen worden war. Die Privatindustrie unterstützte das Unternehmen nach Kräften. Obwohl man noch nicht wirklich an eine Belagerung und noch weniger an eine Einschließung glaubte, ließen doch viele Kaufleute aus Speculation in größter Hast und als Eilgut ungeheure Massen von Waaren aller Art kommen. Die Bahnhöfe waren mit Vorräthen gefüllt, ja überladen, und entleerten sich nur langsam in Magazine, die man in Paris improvisirte. In den Markthallen thürmten sich Mehlsäcke, Fässer voll gesalzenem Fleisch, riesige Käse, Büchsen mit eingemachten Früchten, wahre Berge von getrocknetem Gemüse. Es war wunderbar anzusehen, und selbst Gargantua hätte sich an diesem Anblick gelabt, wie diese fortwährende Fluth von Lebensmitteln durch Riesenöffnungen hinabströmte in die weitläufigen Gewölbe dieser Vorrathshäuser, die unerschöpflich schienen.

Alles was nur Räumlichkeiten in Paris aufwies,

wurde als Magazin benutzt, und es ist unnütz Einzelnheiten aufzuführen. Als einziges Beispiel will ich erwähnen, wie man das neue Opernhaus und den von ihm bedeckten Grund und Boden benutzte. Der großartige Bau der neuen Oper war, wie Jedermann weiß, vollendet, auch die Außenseiten beendigt, als die Septemberrevolution ausbrach. Der Erbauer der Oper, Charles Garnier, dachte schon daran, den Bretterverschlag, der einen Theil seines großartigen Werkes dem Blick entzog, wegnehmen zu lassen, und genoß in der Erwartung des großen Tages der Einweihung zum Voraus das Vergnügen dieser ersten Enthüllung. Er ahnte nicht, daß dieses Gebäude, das der Musik und dem Tanz geweiht war, zunächst eine Verwendung finden sollte, die mit der Kunst in durchaus keinem Bezug stand.

Man hegte die Besorgniß, die Preußen könnten unsere Wasserleitungen zerstören und Paris somit des Wassers berauben. Da erinnerte sich Garnier, daß die Oper auf Wasser gebaut worden war, welches von den Höhen des Montmartre seinen Zufluß hatte. Alsbald ließ er die Mörtelschicht, auf der die Fundamente des Gebäudes ruhten, durchbohren — und ein Wasserstrom quoll hervor, der die weitläufigen Räume der untersten Keller vollständig erfüllte.

In den oberen Kellern schichtete er Kugeln von allen möglichen Formen auf, und allmälig füllte er, von unten anfangend und immer höher steigend, die riesigen Räume, welche zur Aufnahme der Decorationen bestimmt waren und in welche Coulissen von zehn Meter Höhe versenkt werden konnten, mit Getreide, Mehl, Kartoffeln und Wein. Im Rez-de-chaussée war eine Ausstellung und eine Lotterie mit zehn Millionen Losen veranstaltet; daneben waren

Mobile einquartiert und alle möglichen Verschläge hergerichtet. Weiter oben, in den andern Stockwerken, häufte Garnier tausende von Gegenständen auf, die theils zur Ernährung, theils zur Bekleidung der Armee dienten. Selbst eine Militärbäckerei wurde hier eingerichtet, und die Chroniqueurs machten den Witz, den man wie gewöhnlich Auber zuschrieb:

„Dans le palais du son on fait de la farine.“

Noch mehr. In den weiten Räumen dieses Marmor- und Goldpalastes richtete Garnier einige Küchen ein, wies den Officieren Wohnungen an, schuf eine Ambulanz für die Verwundeten, und ließ auf dem Dach ein ganzes System von Signalen und einen elektrischen Apparat anbringen, der mit dem Telegraphen auf den Thürmen von St. Sulpice correspondirte. Die neue Oper athmete von oben bis unten Krieg, und wie ihr, so erging es allen unsern öffentlichen Bauten während dieser Zeit.

4.

Paris zu verproviantiren hätte nichts genutzt, wenn man es nicht auch befestigt hätte. Auch darüber — und was ich jetzt bemerke, gilt für das ganze Buch, auch wenn ich es später nicht mehr ausdrücklich sagen sollte — auch darüber kann mein Bericht nicht beanspruchen, die volle Wahrheit zu erzählen, die ich so wenig wie die Andern alle erforschen konnte; ich sage nur, was für Gerüchte in der Stadt umgingen und welche Folgerungen wir aus ihnen zogen.

Ueber den Werth der Pariser Festungswerke wußte keiner von uns etwas zu sagen. Wir wußten allerdings, daß sie existirten, denn wenn man Sonntags Paris verließ, und der Eisenbahnzug den kreisförmigen Graben überschritt,

hieß es jedesmal — „sieh da, die Festungswerke!“ Aber wir hatten sie immer nur für ein wunderbares Spielzeug, eine riesige Kinderklapper angesehen, und würden uns nicht sehr verwundert haben, wenn man uns gesagt hätte, sie seien von Nürnberg bezogen worden nebst einigen Bleisoldaten, um sie in Reih und Glied darauf zu stellen.

Jetzt aber wurde es Ernst mit ihnen, und jeder Pariser weiß heute genau, was eine Bastion ist, und spricht von Courtinen und Lunetten gleich dem ältesten Haudegen. Wenn ein Ingenieur eine Stadt befestigen will, umgibt er sie zunächst, ihrer Größe entsprechend, mit einem Polygon von einer gewissen Anzahl Seiten; vor jedem Winkel dieses Polygons baut er ein Werk — die eigentliche Bastion — welches die Form einer Lanzenspitze hat. Der äußerste Punkt dieser Lanze heißt „Schulter“. „Courtinen“ nennt man die Seiten des Polygons, welche die einzelnen Bastionen mit einander verbinden. Da die „Schulter“ einer Bastion immer ihr schwächster Punkt ist, schützt man sie gewöhnlich durch ein vorgeschobenes Werk, das gewöhnlich Halbmond, Sägewerk oder Kronwerk genannt wird.

Die Pariser Forts sind nichts anderes als solche vorgeschobene Werke, welche die Umfassung der Stadt vertheidigen und sich daneben noch einander unterstützen. Die fortlaufende Umwallung von Paris beschreibt mit ihren vier und neunzig Bastionen einen beinahe regelmäßigen Kreis von sechs und dreißig Kilometern Peripherie. Eine Linie, welche man von einem zum andern der sechzehn detachirten Forts ziehen wollte, würde nicht weniger als 105—110 Kilometer in der Länge betragen.

Diese Ziffern waren an und für sich jedenfalls sehr beruhigend; es fragte sich nur, in welchem Zustand sich die Festungswerke für eine etwaige Vertheidigung befänden?

Ueber diesen Punkt hatten wir einfache Pariser Bürger nur sehr unbestimmte Angaben. Soldaten von Fach meinten, daß es wenigstens einer Arbeit von sechs Monaten bedürfe, um das System zu vervollständigen und ihm seine ganze Widerstandskraft zu sichern. Man erzählte sich, daß General Tottleben, der berühmte Vertheidiger von Sebastopol, in Begleitung eines unserer Genieofficiere die ganze Linie unserer Forts besichtigt und am Schluß seinen Führer gefragt habe:

„Ist das Alles?"

„Ja wohl, mein General."

„Nun, dann werdet ihr acht und vierzig Stunden, nachdem ihr den ersten preußischen Helm zu Gesicht bekommen habt, Paris übergeben. Es ist zum Voraus erobert."

Auch Thiers hatte offen zu seinen Freunden gesagt:

„Wenn sich Paris nur acht Tage lang hält, mehr kann man in seinem jetzigen Zustand nicht von ihm verlangen; aber dieser Zeitraum wird auch genügen."

Einer meiner genauesten Freunde, der zu jener Zeit einmal mit Trochu sprechen konnte, fragte ihn über die Aussichten auf Erfolg, welche die Situation eröffne.

Der General faßte heftig seinen Arm.

„Lieber Herr", sagte er mit zitternder Stimme, „die Preußen werden in Paris einziehen, wann und wie sie wollen. Verlassen Sie sich darauf; ein jeder nur halbwegs einsichtige Officier weiß das."

„Zum Teufel, General — und was denken Sie folglich?"

„Uns vorher tödten zu lassen."

Und Trochu warf seinen Kopf zurück, indem er mit dem eigenthümlichen Pathos, welches seinen Charakter und sein Talent charakterisirt, hinzusetzte:

„Wir werden Humus für die künftigen Generationen bilden.“

Diese wenig ermunternden Aeußerungen wurden im Publicum umgetragen. Man kann sagen, daß alle Generale und Officiere, die sich in Paris befanden, dieselben mit Beweisführungen unterstützten, auf welche wir unerfahrenen Laien wenig zu erwidern hatten. Sie schienen sich schon jetzt vorzusehen und zum Voraus eine Capitulation rechtfertigen zu wollen, welche sie nach allen Regeln der Kriegskunst für unvermeidlich hielten. Die Geschichtschreiber haben die Bemerkung schon oft gemacht, daß in verzweifelten Fällen gerade die Unerfahrenen, die Unwissenden, kurz die große Menge fest bleibt und vorangeht, während die Männer vom Fach schneller den Muth verlieren, da sie die Schwierigkeiten besser beurtheilen können. Wo ein La Hire zaudert, wirft sich eine Johanna d'Arc in das Kampfgewühl.

Die Festungswerke waren schon vor dreißig Jahren erbaut worden, zu einer Zeit als man die weittragenden Kanonen und die neuen Kriegsmaschinen, über die man heute verfügt, noch nicht kannte. So fanden sich denn einige Punkte vernachlässigt, die damals einem Angriff nicht hätten dienen können, jetzt aber sich für einen solchen außerordentlich günstig erwiesen. So unter Anderm die Höhen von Châtillon, welche im Süden von Paris die Forts Vanves, Issy und Montrouge beherrschen und sie mit ihrem Feuer bestreichen. Im Nordwesten hatte die Seine, welche sich in langem doppelten Bogen dahinwindet und zweimal überschritten werden muß, damals nach dem Urtheile der Genieofficiere genügende Sicherung geboten, und man hatte somit zwischen dem Mont-Valerien

und Saint-Ouen eine weite Strecke, die Halbinsel Gennevilliers, ohne jeden Schutz offen gelassen.

Der frühere Gouverneur von Paris, General Palikao, hatte gleich anfangs daran gedacht, diese schwachen Stellen zu befestigen und ebenso die Verschanzungen und die Forts, in denen sich weder Kanonen noch Pulver, weder Kugeln noch Artilleristen befanden, in ernstlichen Vertheidigungszustand zu setzen. Allein er hatte das Alles nur lässig betrieben, entweder weil er nicht an die Nähe der Gefahr glaubte, oder weil er die Bevölkerung von Paris nicht erschrecken wollte.

Das Geniecorps verlangte achtzehn Monate, um auf den Höhen von Châtillon ein Fort zu errichten, und man hatte kaum achtzehn Tage Zeit dazu. Und selbst diese kurze Frist schien man nicht benutzen zu wollen. Höchstens, daß sich einige Arbeiter hier und da um einige unbenutzte Karren, Schaufeln und Hacken herumtrieben. Die Pariser, welche ihr Spaziergang gewöhnlich zu den Wällen und Forts hinausführte, wunderten sich über diese Sorglosigkeit und konnten sie nicht begreifen.

Die Proclamirung der Republik hätte die Arbeiten beschleunigen sollen; aber statt dessen wurden sie ganz eingestellt. Es war, wie schon gesagt, eine kurze Periode des Wahnwitzes. Während acht Tagen war es, wie es scheint, unmöglich, die Arbeiter zu irgend einer Beschäftigung zu bringen. Sie feierten auf ihre Weise die Rückkehr der großen Verbannten und bildeten sich ein, der Name der Republik werde sie besser schützen als aufgeschüttete Erddämme und weitmäulige Kanonen hinter den Schießscharten. Es schwindelte ihnen — und eine kostbare Zeit ging jämmerlich verloren.

Drittes Capitel.

Die Ankunft der Preußen.

1.

Was thaten unterdessen die Preußen?

Die Geschichte wird das Geheimniß ihrer langen Unthätigkeit aufklären; heute schon den Grund derselben zu erkennen, ist uns unmöglich. Alle Welt war darauf gefaßt, sie fünf oder sechs Tage nach Sedan vor Paris zu sehen, um dessen Thore zu sprengen — und erst am 19. tauchten in der Umgegend von Saint-Denis einige Helme auf.

Man konnte ihren Marsch Tag für Tag verfolgen, wenn man in den Zeitungen auf die Ankündigungen achtete; die Züge gingen heute nur noch bis Bar-le-Duc, den folgenden Tag nur bis Châlons, übermorgen bis Epernay. So konnten wir abmessen, um wieviel Frankreichs Besitz sich schmälerte; der Eisenbahnpark, der von Stadt zu Stadt bis nach Paris zurückwich, sprach deutlich davon, wieviel Terrain dem Feind überlassen wurde. Der Gürtel, den die Preußen um uns zogen, wurde fortwährend enger, bis endlich Asnières und Vincennes die Endpunkte der Eisenbahn wurden. Am folgenden Tag

wurden alle Wagen, Maschinen, Alles was zum Eisenbahndienste gehört, nach Paris hineingebracht und die Thore, durch welche die Züge gewöhnlich die große Stadt verließen, wurden vermauert und geschlossen.

Höchst wahrscheinlich werden die Geschichtschreiber, welche der Nachwelt von der Belagerung erzählen, den festen und unerschütterlichen Entschluß rühmen, der die Pariser belebte, zu siegen oder zu sterben. Sie werden den Heroismus der großen Hauptstadt schildern, welche ohne Zögern mit ihrem Luxus, ihrer Verweichlichung brach und den Entschluß faßte, sich lieber unter ihren Ruinen zu begraben, als sich feig zu ergeben. In Wahrheit aber bewegten sehr gemischte Gefühle die Pariser Bürgerschaft während dieser Zeit der Erwartung, und es bot sich uns ein reiches Feld der Beobachtung.

Im tiefsten Grund aller Herzen lebte die geheime Hoffnung, die Dinge ließen sich friedlich ordnen und die Preußen würden auf ihrem Vormarsch innehalten. Es war thöricht, unsinnig, lächerlich, so zu hoffen — aber man hoffte wirklich. Worauf aber gründeten sich diese sonderbaren Illusionen? Auf Alles und nichts. König Wilhelm hatte erklärt, nur gegen Napoleon Krieg zu führen. Nun war ja der Kaiser gefallen, warum sollte der preußische König, so fragte man, den Feldzug gegen ein Volk weiterführen, das ihm nichts zu Leide gethan? Er wird die Republik fürchten und die Propaganda der demokratischen Ideen in seinem Heer, fügte man hinzu. Alle Pariser Demokraten richteten lange Adressen an die feindlichen Soldaten, welche sie „unsere deutschen Brüder" betitelten, und klebten diese Proclamationen an alle Mauern von Paris, wahrscheinlich damit die Bismarck'schen Officiere sie bequemer lesen könnten. Auch zählte man

noch auf die Intervention Europa's; Rußland wird den Preußen keine Eroberungen gestatten, welche die Sicherheit Europa's gefährden müßten. England muß ja begreifen, daß, wenn König Wilhelm nur einmal Frankreich besiegt und zerstückt hat, er auch die Hand auf Holland legen und nach der Herrschaft zur See streben wird. Tag für Tag ließen wir uns von den Zeitungen täuschen, die uns die schönsten Hoffnungen auf eine demnächstige Intervention vorspiegelten. Dafür übergingen sie anderes mit Stillschweigen, wie z. B. die Artikel der „Times", welche kaltblütig die Gründe auseinandersetzte, warum Europa sich jeder Einmischung enthalten müsse und welche den europäischen Mächten eine Politik der Gleichgiltigkeit anrieth, zu der dieselben schon ohnehin nur zu sehr geneigt waren.

Mehr aber als durch alle diese Umstände wurde das Pariser Publicum durch unsere unverbesserliche Eitelkeit, die den Grundzug unseres Nationalcharakters bildet, in seiner unsinnigen Hoffnung bestärkt. Die Eroberung von Paris erschien uns wie eine scheußliche Schandthat, wie ein so furchtbares Attentat gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze, daß wir uns die Ausführung eines solchen Verbrechens gar nicht vorstellen konnten: nein, es war nicht möglich. Eher würde sich die Erde öffnen und die Verruchten verschlingen, welche es wagen sollten, die Hand gegen die heilige Arche zu erheben. Ich bin überzeugt, daß diese unerschütterliche Hoffnung bei den Meisten von uns bis zum letzten Tag bestanden hat: daß sie an allen ihren Gemüthsbewegungen Theil hatte, und — wenn überhaupt — so erst durch den ersten Kanonenschuß des Mont-Valerien zerstört worden ist.

Der Mensch besteht aus Widersprüchen, und der

Franzose mehr als jeder andere. Neben all' diesen Illusionen machte sich in der gesammten Bürgerschaft der völlig entgegengesetzte Gedanke geltend, daß Jeder in Paris bleiben und nach besten Kräften zu der Abwehr des voraussichtlich losbrechenden Ungewitters beitragen müsse. Und wie bei allen wichtigen Vorfällen, so fand sich auch hier das Losungswort, welches das öffentliche Gefühl ausdrückte und gewissermaßen als Erkennungszeichen diente. „Dableiben!" hieß nun das neueste geflügelte Wort.

Das Gouvernement der Vertheidigung hatte alle unnützen Esser aufgefordert Paris zu verlassen. Viele Personen der wohlhabenden Stände hatten aus Gehorsam gegen diese Vorschrift und aus Vorsicht ihre Frauen und Kinder in die Seebäder oder in andere Badeorte, nach der Touraine oder nach dem Süden gebracht, aber alle waren zurückgekehrt, sobald sie diese Pflicht gegen ihre Familie erfüllt hatten. Die Auswanderung nach den Küsten der Normandie war sehr bedeutend gewesen, und die Bahnhöfe der dortigen oftgenannten Badeorte boten ein merkwürdiges Schauspiel, wenn die vielen Männer, allein und ohne von Geschäften dahin berufen zu sein, wieder nach Paris zurückkehrten. „Dableiben!" hatten sie sich gesagt. Ueberall bildeten sich belebte Gruppen; große Kaufleute, Advocaten, Anwälte, Beamte, Künstler, alle besprachen sich mit einander, ohne sich zu kennen.

„Auch Sie? Sie kehren auch nach Paris zurück?"

„Meiner Treu, ja! nicht um den Preußen ein Leids anzuthun, denn ich weiß nicht einmal, wie man ein Gewehr hält. Aber es heißt einmal: Dableiben."

„Dableiben!" so lautete der allgemeine Refrain, und die Männer, welche aus Besorgniß oder von persönlichen Gründen bewogen, von Paris flüchteten, ohne ihre Rück-

kehr zu versprechen, wurden mit Spott überhäuft. Man nannte sie die „francs-traqueurs“ oder die „francs-fileurs“ der Seine.

Von einem bekannten Journalisten erzählte man, wie er im Bahnhof, als er seine Koffer aufgab, einem Freunde die Hand gegeben und zum Abschied mit Thränen im Auge gesagt habe:

„Muth, Freund, Muth! Es ist schwer, in einem solchen Moment Paris zu verlassen!“

Auch der Ausspruch eines Künstlers gab Anlaß zur Heiterkeit. Seine Freunde hatten ihn vorwurfsvoll gefragt:

„Wie? auch Du verläßt uns?“

„Ich kann nicht anders!“ hatte er geantwortet. „Es ist mir unmöglich, in einer Stadt zu bleiben, die sich nicht vertheidigen will.“

Emile de Girardin glaubte dem Publicum auseinandersetzen zu müssen, daß er mit seinen fünf und fünfzig Jahren*) und seinen schlechten Augen der guten Sache nur wenig Dienste leisten könne, wenn er in Paris bliebe, daß er aber in der Provinz mehr zu nützen im Stande sei. Er hatte Recht, aber Niemand wollte ihm glauben, und die Witze regneten auf ihn herab.

In dieser ernsten Stunde gab sich ein allgemeiner Aufschwung kund, der Paris alle Ehre macht. Dieses so frivole, eitle und, wie ich so eben gezeigt habe, jeder Illusion so zugängliche Volk entschloß sich in aller Einfachheit, aber auch in aller Entschiedenheit, bis zum Aeußersten zu widerstehen, koste es was es wolle. Niemand dachte da-

---

*) Sarcey irrt hier; Girardin ist 1806 geboren und zählte also beim Beginn der Belagerung schon 64 Jahre.
Anm. d. Uebers.

mals an eine Cernirung; man erwartete einen Angriff mit blanker Waffe, einen coup de chien, wie die Pariser in ihrem bilderreichen Jargon zu sagen pflegen. Man glaubte, die Preußen würden gleich nach ihrer Ankunft das Bombardement beginnen und zwischen zwei Forts durchdringen, sollte es sie auch ein Opfer von fünfzigtausend Mann kosten. Die Aussicht war nicht sehr heiter und tröstlich für Leute, die der großen Mehrzahl nach noch keinen Flintenschuß abgefeuert hatten, und doch hatte keiner gewankt, sie hatten sich alle gesagt:

„Dableiben!“

Die heroische Vertheidigung von Straßburg hatte die Phantasie entflammt. Alltäglich sah man auf den Boulevards Züge von Nationalgarden mit Laub und Blumen in dem Lauf ihrer Flinten, welche auf die Place de la Concorde marschirten, vor der Statue Straßburgs das Gewehr präsentirten und ihre Blumen auf dem Piedestal niederlegten. Man hielt patriotische Reden, sang die Marseillaise, ermahnte sich gegenseitig, das Beispiel der tapferen Straßburger nachzuahmen, welche trotz alles Kugelregens die Ehre des Vaterlandes hartnäckig vertheidigten. Diese Manifestationen waren nicht ohne Affectation, sie wiederholten sich zu häufig, um ungekünstelt zu sein; aber solche äußerliche Kundgebungen wirken nachhaltig auf die Gemüther und reißen sie weiter fort, als ein stiller Enthusiasmus mit seiner Fluth und Ebbe es vermöchte. Wenn die Menschen lange Zeit hindurch zusammen gerufen haben, daß sie siegen oder sterben wollen, und wenn sie diesen Ruf durch öffentliche Kundgebungen bekräftigt haben, dann kommt ein Tag, an dem sie nicht mehr zurück können, denn sie haben ihre Schiffe verbrannt.

Die Clubs, deren es viele und von jeder Art in Paris gab, wirkten ebenfalls in diesem Sinn. Niemand hätte auch nur gewagt das Wort Friede dort auszusprechen; man wäre verhöhnt, ausgepfiffen, angespieen worden. Die Redner, die sich daselbst hören ließen, waren nicht immer ein Ausbund von Höflichkeit und Eleganz; Besessenen gleich, schlugen sie mit den Fäusten auf, rollten sie die Augen in furchtbarer Weise, schimpften weidlich auf den König von Preußen, den sie dem Geschmack ihrer Zuhörer entsprechend „Papa Wilhelm" nannten, und zeterten nicht minder gegen seinen Freund Bismarck. Den Einen schilderten sie als trunken von Champagner, den Andern als trunken von Blut und Stolz. Auch über „unsern Fritz" lachte man viel und gelobte zu zeigen, was ein freies Volk vermöge.

„Wir werden sie nach Berlin heimschicken!" heulte der Redner.

„Bravo! bravo!" antwortete die Versammlung.

Mit solchen Mitteln unterhielt man die Glut in diesem Herd patriotischer Aufregung. Politiker, welche in ihrem Studirzimmer mit kühlem Verstand urtheilen, hätten vielleicht gewünscht, daß die Regierung, welcherlei Art sie auch sein mochte, den Preußen entgegengetreten und sie offen gefragt hätte: „Was verlangt ihr? Stellt Bedingungen, welche Frankreich selbst nach so vielen Niederlagen annehmen kann, und laßt uns Frieden schließen." Aber sie wagten nur scheu und indirect solchen Rath zu geben, und diejenigen, welche mit ihnen einverstanden waren, fürchteten es zu gestehen. So ertönte denn nur Ein Ruf aus der ganzen Bevölkerung, den die Einen aus voller Brust, die Andern allerdings ein wenig gegen ihren Willen hören ließen:

„Dableiben!"

2.

Der Patriotismus genügt nicht, eine selbst von Mauern geschützte Stadt zu vertheidigen. Dazu braucht man Soldaten, und man hatte keine. Mac Mahon's Armee war aufgelöst, Bazaine eingeschlossen, was blieb da für Paris übrig? Jene dreimalhundert fünfundzwanzigtausend Mann bildeten die ganze französische Armee, jene berühmten dreimalhundert fünfundzwanzigtausend Ja, welche bei dem Plebiscit abgegeben worden und Herrn von Bismarck unsere unverbesserliche Schwäche dargethan hatten. In dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, sind alle diese Unglücklichen in Deutschland, denn die Armee von Metz wurde ja auch zur Capitulation gezwungen, oder, um eines jener grausamen, cynischen Worte zu gebrauchen, die dem Pariser so geläufig sind: Bazaine hat ja endlich seine Vereinigung mit Mac Mahon bewerkstelligt.

Wo sollte man noch Soldaten auftreiben? Zum Glück hatte Vinoy durch einen geschickten, selbst von den Preußen bewunderten Rückzug ein ganzes Armeecorps nach Paris geführt, das mit ihm der Katastrophe von Sedan entkommen war. Aber auf diese Truppen war nicht groß zu zählen, denn einmal waren es keine gedienten Soldaten, war es nicht die Elite unserer Armee, so wie sie Bazaine besaß, und außerdem hatte sie das Schauspiel des Unglücks, dem sie aus der Ferne beigewohnt hatten, völlig demoralisirt. Die Erinnerung daran lebte noch immer in ihrer erschütterten Phantasie fort. Sie waren schlecht gekleidet und schlecht beschuht, kurz der ganze Soldat bot das Bild der Zerrüttung, die der Niederlage folgt. Doch alles das hätte nichts bedeutet, wäre nicht auch der moralische Halt erschüttert gewesen. Sie hatten kein Vertrauen mehr, weder in ihre Führer, noch in ihre Waffen.

„Es ist nicht der Mühe werth nur anzufangen", sagten sie, „die Feinde sind viel stärker als wir."

Von allen Seiten kamen die Flüchtigen von Sedan nach Paris. Die Einen waren durch Belgien gezogen, Andere hatten sich während der Capitulation gerettet, wieder Andere hatten sich, man kann es leider nicht leugnen, in vorsichtiger Entfernung von der Schlacht gehalten und sobald die Niederlage bekannt wurde, aus dem Staube gemacht. Alle brachten sie einen wahren Ekel vor dem Krieg nach Paris mit, was sehr viel dazu beitrug Entmuthigung und Furcht zu verbreiten. Natürlich waren die lautesten Schreier und die, welche die Demoralisation überall hintrugen, gerade die Feiglinge, die sich am wenigsten geschlagen hatten. Man hat oft gesagt, daß der Franzose durch den Erfolg gehalten werden müßte, und daß sein Muth sich mehr in dem Elan als in dem Widerstand zeige. Niederlagen zerschmettern ihn und ein Rückzug vernichtet ihn. Wenn man nun bedenkt, daß diese Soldaten Schlag auf Schlag mit unerhörter Schnelligkeit die fürchterlichsten Niederlagen, von denen je die Geschichte erzählt, erlitten hatten, wenn man bedenkt, daß sie hundert Meilen weit, immer die Preußen auf den Fersen, marschirt waren, wie konnte man da noch Eifer für neue Kämpfe von ihnen erwarten! Man hatte ihnen während des ganzen Feldzuges die Worte der „Times" wiederholt:

„Ihr seid Löwen, die von Eseln geführt werden!"

Ach, auch die Löwen hatten ihre Mähnen verloren. Für den Augenblick wenigstens war kein kräftiger Widerstand von ihnen zu erwarten.

Eiligst berief man die Marinesoldaten aus den Hafenstädten nach Paris, doch fanden sich nicht so viele vor, als man gewünscht hätte. Viele waren fern auf jener prunken-

den unnützen Flotte, welche im baltischen Meere kreuzte. 5—6000 hatten sich bei Sedan mit unvergleichlichem Muth in Stücke hauen lassen. Was übrig war, kam jetzt nach Paris. Es waren ausgezeichnete Soldaten, die wenig Lärm machten, aber tüchtig arbeiteten. Man vertheilte sie in die Forts, wo sie ihre Kanonen fanden, denn nach dem Beispiel des berühmten Tottleben hatte man die Schiffe der Kanonen beraubt und die Citadellen damit bewaffnet. Die Matrosen waren für uns weder ein Schauspiel noch ein Gegenstand der Neugier, denn ihre Vorgesetzten fürchteten für sie die Ansteckung jenes Ungehorsams und jener Entmuthigung. Sie hielten dieselben sehr kurz und erlaubten ihnen nur selten auf's Land zu gehen. Nur hie und da hatte man Gelegenheit sie durch die Straßen ziehen zu sehen, mit dem Wachstuchhut auf dem Kopf, dem großen Umlegkragen, der blauen Jacke und dem wettergebräunten Gesicht, das trotz alles kriegerischen Anstriches doch gutmüthig d'reinschaute.

Da die regulären Truppen vernichtet waren, mußte man sich wohl oder übel auf die Mobilgarden beschränken, auf dieselben Mobilen, welche der Marschall Niel seiner Zeit neu hatte organisiren wollen und über die sein Nachfolger, Marschall Leboeuf, in der Kammer so anmuthig gescherzt hatte. Wenige Wochen vor dem Kriege berieth man über sein Budget, und der Berichterstatter beantragte, ihm einige hunderttausend Francs zu bewilligen, um die Kosten der Aufstellung der Mobilgarden zu bestreiten.

„Es ist sehr wenig", bemerkte ein Mitglied der Linken.

„Aber es ist noch zu viel", antwortete der höfische General lustig. „Ich muß gestehen, daß ich sogar zufrieden wäre, wenn Sie mir gar nichts bewilligten."

Und die Vertrauten des Hofes belachten diesen Witz, das „Journal officiel" aber schmückte es mit dem beliebten „sehr gut! sehr gut!"

Diese verachteten Mobilgarden sollten nun die Situation retten. Ohne daß man es gewahr wurde, bestand schon seit lange unsere Armee zum großen Theil aus gekauften Stellvertretern oder Wiedergeworbenen. Die Ersteren sind fast immer schlechte Soldaten und die Anderen sind brummige Prätorianer. Es war eben nicht mehr die Nation. Die Organisation der Mobilen schöpfte im Gegentheil aus den edelsten Kräften des Vaterlandes: sie nahm den abgehärteten Bauer, der gehorcht und ruhigen Muthes ist; den Arbeiter mit biegsamem Körper und elastischem Geist, der ein guter Gesellschafter, voll Schwung und Heiterkeit und dabei ein Mann der Thatkraft ist. Ebenso rief man die Bürgersöhne, die sich mit Unrecht während vierzig Jahren fern von den Waffen gehalten hatten, aber als unterrichtete, intelligente Leute den Muth besitzen, den die Bildung jedem Mann verleiht. Aus solchen Elementen war die Armee zusammengesetzt, welche im Jahre 92 Europa zurückschlug und es von 1800 bis 1814 zu unserem Unglück eroberte und niedertrat.

Aber die ganze Organisation der Mobilgarde bestand nur auf dem Papier. Der in Paris gemachte Versuch war nicht glücklich ausgefallen und hatte nicht ermuthigt fortzufahren. Die Pariser Mobilen hatten uns durch ihren Mangel an Disciplin entsetzt und man erzählte die abenteuerlichsten Geschichten von ihnen. Die frühere Regierung trug wohl etwas Schuld daran, denn sie dachte derselben niemals benöthigt zu sein, und hatte ihnen reiche junge Leute aus guten Familien zu Officieren gegeben, die ganz

unwissend in militärischen Dingen waren und dadurch ohne irgend welchen Einfluß auf ihre Soldaten sein mußten. Man erzählte die unwahrscheinlichsten Geschichten über ihren Zug nach dem Lager von Châlons. Die Soldaten hatten die Generale bei der Revue verhöhnt, die Hôtels und Wirthshäuser geplündert, hatten sich geweigert Wache zu stehen, kurz, sich tausend Streiche erlaubt, die von der Chronik noch vergrößert wurden.

Marschall Mac Mahon hatte sich derselben entledigt und sie nach Paris geschickt; hier wurden sie in Saint-Maur einquartiert, aber es scheint, daß sie sich auch da kaum besser aufführten. Wenn man den Erzählungen Glauben schenken darf, desertirten sie Abends in Masse von ihren Posten, um sich in der Stadt herumzutreiben. Morgens beim Appell fehlten dann sechzig von hundert. Es war sicher viel Uebertreibung in diesen Gerüchten, welche die öffentliche Meinung für verbürgt annahm. Ganz gewiß machte diese Pariser Bevölkerung dem commandirenden General viel zu schaffen und er überhäufte sie mit Proclamationen. Sie waren nach Zufall in die neuerrichteten Cadres eingereiht, schlecht befehligt und bei gänzlichem Mangel an Disciplin ohne jeden militärischen Geist. Endlich schickte man sie auf die Forts — einen Ehrenposten, wie man ihnen, um die Pille zu verzuckern, sagte. Aber auch dort setzten sie ihre gewohnte Unordnung fort. So wählten sie, um nur ein Beispiel anzuführen, den einzigen Brunnen eines Forts, der gutes Trinkwasser hatte, um in ihn das was Molière im „Arzt wider Willen" den Ueberfluß des Getränkes nennt, zu entleeren. Das sind Gassenbubenstreiche, die aber in einem Lager, dem Feind gegenüber, sehr traurig sind! Nach und nach kamen sie zur Vernunft

und lernten ihren Dienst, besonders als eine neue Verordnung für alle Mobilen erschien, der zufolge sie ihre Officiere selbst wählen durften. Für den Augenblick blieben es freilich immer Soldaten, auf die man nicht völlig zählen konnte: ohne Zweifel waren sie tapfer und bei einem Ausfall eines kräftigen Vorstoßes fähig, aber unzuverlässig und noch der weiteren Ausbildung bedürftig.

Die Mobilen der Provinz flößten mehr Vertrauen ein; die jungen Leute kannten zwar eben so wenig vom militärischen Leben und nur einzelne wußten die Flinte zu handhaben. Auf ihren braven, kräftigen und ruhigen Gesichtern las man aber, daß es solide Leute seien, mit denen man Alles unternehmen könne, wenn man sie zu führen verstände. General Trochu ist selbst aus der Bretagne. Er hatte also gleich alle Mobilen aus seiner Heimat aufgeboten und sie waren wie ein Mann seiner Stimme gefolgt. Die armen Kerle! ich sehe sie noch vor mir mit ihren langen Haaren, den großen runden Hüten und ihren erstaunten Gesichtern, als sie in Paris ankamen; es war Abend und der Regen fiel in Strömen. Sie waren eine jener Curiositäten von Paris, deren man in diesen schwankenden Zeiten so viele sah. Die Meisten sprachen nicht einmal französisch und es war nicht möglich, sich ihnen verständlich zu machen.

So wanderten sie, den Quartierzettel in der Hand, ruhigen Schrittes, bestürzt und ernst durch die fremden Straßen und schienen sich wenig um die Wasserfluthen, welche der Himmel auf sie niedergoß, zu kümmern. Nach den Bretagnern folgten die Bewohner von Berry, die der Franche-Comté, der Champagne, von Burgund und noch eine Menge, die ich vergessen habe.

Dabei konnte man recht sehen, aus wie wunderbar verschiedenen Racen die französische Einheit besteht, welche ein insolenter Fremdling zu zerstören strebte. Jeder dieser jungen Leute, so wie sie truppweise aus ihrem Departement kamen, trug auf seinem Gesicht und in seiner Haltung die charakteristischen Merkmale der Provinz, welcher er angehörte. Ich hatte Bretagner bei mir im Quartier; sie schauten alle nachdenklich und fromm, dabei aber doch energisch d'rein. Die harten Gesichter der Leute erzählten von dem Granitboden, auf dem sie aufgewachsen, und zeigten jenes nachdenkliche Wesen, das der Mensch so leicht in der Nachbarschaft des Meeres annimmt. Ganz anders war der Burgunder. Von rother Gesichtsfarbe, fröhlicher Miene, einnehmend mit wohlklingender Stimme, selbstbewußtem Auftreten und lebhaften Geberden, erschien er als wohlgesetzter Bursche, der den feurigen Wein seines Landes in den Adern spürt. Und welche Phantasie! welche patriotische Hingebung! Ich kannte einige unter ihnen; es war ein wahres Vergnügen ihnen zuzuhören. Sie wollten Alles verschlingen und alle Preußen zusammen waren nur ein kleiner Bissen für sie.

Zu jener Zeit begegnete ich dem Bataillon von Semur, in dem ich einen Hauptmann zum Freund hatte. Welch' buntphantastische Erzählungen bekam ich da zu hören! Man hatte sie zuerst daheim gelassen, damit sie fern von den deutschen Armeen exercirten. Aber das war nicht nach ihrem Sinn; sie wollten auch nach Paris kommen und sich schlagen wie die Anderen. So schickten sie einen Abgeordneten zum Minister, der ihnen einen Marschbefehl zurückbrachte. Darüber entstand großer Jubel. Sie schnürten Alle ihren Bündel und fort ging es! Unter Singen erreichten sie den Bahnhof von Dijon:

„Schnell, einen Zug!“

„Aber es gehen keine Züge mehr“, antwortete der Bahnhofinspector; „der letzte ist gerade abgefahren und die Preußen haben jetzt vielleicht schon die Bahn abgeschnitten.“

„Einen Zug oder Du wirst erschossen!“

Und das gab ein Gelächter! das ist die herzhafte derbe Burgunder Fröhlichkeit. Man mußte eben doch thun, was diese losgebundenen Teufel verlangten, und organisirte einen Zug.

„Aber ich habe keinen Zugführer!“

„Ei! so steig' selbst auf die Locomotive, aber schnell, sonst erschießt man Dich.“

Der Bahnhofinspector opfert sich. Auf dem ganzen Weg schießen unsere Herren Burgunder durch die Thüren auf die weidenden Kühe, auf die grasenden Schafheerden, und sind ganz freudetrunken. Sie singen, schreien und stoßen sich. Es ist eben der rothe Wein ihres Landes, der in ihren Adern kocht und in fröhlichen Narrenstreichen überschäumt.

Vierzehn Tage später — und die braven Burgunder Jungen wurden im Tagesbefehl der Armee belobt. Sie hatten sich mit derselben nachhaltigen und überströmenden Heiterkeit geschlagen!

Die Zahl der Mobilen, die in den Tagen vor der Einschließung aus der Provinz herangezogen wurden, wird auf ungefähr sechzigtausend geschätzt. Konnte man auch hoffen, aus ihnen mit der Zeit eine Armee zu formen, so bildeten sie doch bis jetzt noch keine und die preußischen Zeitungen meinten höhnisch, die Sieger von Wörth und Sedan würden sich durch die Moblots (sic) nicht in

ihrem Marsch aufhalten lassen. Seitdem haben sie ihre Ansichten wohl geändert.

Hinter ihnen stand die Nationalgarde, die freilich noch kaum organisirt war. Die gestürzte Regierung hatte ihnen immer mißtraut, weil es sich der berühmten Definition erinnerte: „Die Nationalgarde ist die Nation in Waffen gegenüber der Regierungsgewalt.“ In einigen Stadtvierteln war sie völlig unterdrückt gewesen, in allen anderen war sie gesichtet und nur aus Leuten zusammengesetzt, auf welche die Regierung zählen zu dürfen geglaubt hatte. Aber auch diesen hatte man durch einen reinen Paradedienst jeden inneren Halt genommen. Für die Officiersstellen meldeten sich nur Männer, die ehrbedürftig sich nach dem rothen Bändchen im Knopfloch sehnten, oder die einfach wünschten, zu den officiellen Festlichkeiten eingeladen zu werden. Wer sich von den Bürgern dem Dienst in der Nationalgarde entziehen konnte, that es gewiß, und ich meines Theiles kannte bis zu dem Tag, an dem die Revolution vom 4. September ausbrach, nichts weiter als das „Hôtel zur grünen Bohne“, in dem ich regelmäßig auf drei bis vier Tage im Jahr einquartiert wurde*).

Jetzt, da der Feind nahte, war keine Zeit mehr zu scherzen und zu lachen und ein Jeder hielt es für seine Pflicht in die Nationalgarde einzutreten. Von früherer Zeit her bestanden schon einige Bataillone, die im Großen und Ganzen von den wohlstehenden Bürgern, den Kaufleuten, Aerzten, Advocaten und Beamten gebildet wurden und deren jedes achthundert bis tausend Mann zählte.

---

*) l'hôtel aux haricots, Spottname für das Arrestlocal der Nationalgarde in Paris. (A. d. Ueb.)

Sie recrutirten sich aus allen Bewohnern eines Viertels, deren Vermögensstellung ungefähr gleich war, und hießen schon lange vor der hereinbrechenden Krise zum Unterschied von anderen „die alten Bataillone". Jetzt erhöhte man die Stärke eines jeden derselben auf etwa zwölfhundert Mann.

Aber auch „neue Bataillone" wurden in den Bezirken errichtet, welche bisher keine Nationalgarde gehabt hatten, so in Belleville, Ménilmontant und wo sonst noch das Kaiserreich, um mit dem Charivari zu reden, die „Ausschreitungen einer frechen übernationalen Garde" gefürchtet hatte. Auch in den reicheren Stadtvierteln mußte man neue Bataillone gründen, da die Anmeldungen so zahlreich waren, daß die alten sie nicht alle annehmen konnten, und diese frischen Corps wuchsen schnell bis zur Höhe von zweitausend Mann. Sollte man es aber für möglich halten, daß die Uniformirung der Nationalgarde zu einer wichtigen Frage ward? Die alten Bataillone hatten fast durchgehends Waffenrock und Czako, eine theure, unbequeme und noch dazu lächerliche Tracht. Nichtsdestoweniger verfügte ein Beschluß der Regierung, daß sie überall adoptirt werden solle. Man protestirte dagegen und der praktische Sinn der Bevölkerung verurtheilte diese Verfügung so offen, daß sie ein leerer Buchstabe blieb. Einstimmig erklärte man sich, entgegen der Ansicht der Regierung, für eine Hose mit rothem Streifen, eine Jacke mit schwarzem Gürtel und ein Käpi, und selbst die alten Bataillone nahmen bald die neue Tracht an, welche für lange Zeit die Tracht aller Pariser werden sollte. Man ging bald nur noch in der Jacke aus, und wenn man ja einmal den Civilrock anlegte, behielt man doch das Käpi auf dem Kopf, das die allgemeine Kopfbedeckung während der

Belagerung war. Es war dies die erste ernstliche Niederlage der Ofenröhre, die uns als Hut dient und den Europäer im Orient schon von Weitem kenntlich macht.

Vor Allem aber galt es die Massen zu bewaffnen, und es fehlte an Gewehren. Kaum daß man für die Moblots deren genug hatte. Indessen die Noth macht erfinderisch; man durchsuchte die Arsenale, gab die Einfuhr von Waffen und Pulver völlig frei und forderte die Privatindustrie auf Waffen kommen zu lassen oder sie selbst zu fertigen. Jeden Morgen las man in der Zeitung die erstaunlichsten Mittheilungen: „Man hat in den Magazinen des Staates fünfzigtausend Gewehre gefunden, von deren Existenz Niemand etwas wußte. Es werden dieselben unverzüglich an unsere tapfere Nationalgarde ausgetheilt werden.“ Am nächsten Morgen waren es zehntausend Zündnadelgewehre, die man in einem Bahnhof entdeckt hatte, und man erzählte sich geheimnißvoll, daß sie von Bismarck in aller Stille geschickt worden seien, um die fünfzigtausend Deutschen zu bewaffnen, die sich in Paris versteckt hielten und uns im richtigen Moment in den Rücken fallen würden. Doch diese verruchten Pläne, hieß es dann weiter, wären durchkreuzt und die fünfzigtausend Bismarck'schen Gewehre unserer heldenmüthigen Nationalgarde übergeben worden. Die Projectenmacher waren nicht minder fleißig, wie man sich vorstellen kann; es verging kein Morgen, an dem nicht irgend ein Bürger beim Erwachen ein Mittel gefunden hätte, sechsmalhunderttausend Mann zu bewaffnen. Da fand sich ein Speculant, der alle Feuersteingewehre aus den Zeiten des ersten Kaiserreichs aufgekauft hatte, um sie nach Congo zu expediren; jetzt bot er sie dem Staat — natürlich gegen baare Bezahlung — an, damit dieser sie in „Flin-

gots" umändern lasse. Unter diesem Namen verstand man die Percussionsgewehre, aus denen man Hinterlader gemacht hatte. Ueber ihnen erhaben strahlte das Remingtongewehr, die Remington-Carabine und das leichteste, geistvollste, coquetteste, furchtbarste aller Gewehre — das Chassepot. In jenen Tagen konnte man in keinen Salon treten, ohne eine Discussion über die Vorzüge der verschiedenen Gewehre mit anzuhören; gewöhnlich wurde das Familiengewehr herbeigeholt und der Hausherr erklärte in liebenswürdigster Weise dessen Mechanismus. Die Waffenschmiede hatten ungeheuren Zulauf. Jeder wollte ein Remington oder ein Chassepot — nichts sonst; und die Waffenhändler versprachen alles Mögliche, sie hätten große Bestellungen gemacht und die Sendungen müßten in der Kürze von Havre eintreffen. In Wahrheit aber lieferten sie nur sehr wenig und noch dazu für übertriebene Preise. Ein Chassepot, das den Staat auf siebzig Francs zu stehen kommt, kostete nicht weniger als 150 bis 200 Francs. Revolver stiegen in Zeit von acht Tagen von 30 auf 90 Francs. Keiner Mutter Sohn wollte ohne Taschenrevolver bleiben.

„Zum wenigsten", sagte man sich, „soll Einer von ihnen daran glauben —" und unter dem „Einen" verstand man natürlich einen Preußen. Man glaubte damals noch, die Feinde würden ohne Zögern Sturm laufen. Schließlich aber stellte es sich heraus, daß die erwähnten Revolver nur den Nationalgardisten selbst gefährlich waren. Man zeigte seinen Freunden, wie fein ausgedacht das System der Waffe sei, und drückte mehrmals hintereinander ab. Ging dann zufällig ohne vorhergegangene Warnung ein Schuß los, so hatten die Zeitungen am nächsten Tage eine

hübsche Veranlassung, von der Gefährlichkeit der Schußwaffen zu reden.

Einige wenige Compagnien, die in besonderer Gunst standen, erhielten Chassepots; die alten Bataillone waren der Mehrzahl nach mit andern schnell feuernden und weittragenden Hinterladern ausgerüstet, die aber erst später volle Anerkennung fanden. Die neuen Bataillone erhielten der Mehrheit nach alte Percussionsgewehre — der Rest ging leer aus und brauchte seine Schulter nicht zu belasten.

Von all' diesen Leuten wußte kein einziger zu exerciren, allein man machte sich frisch ans Werk; von einem Heftchen, das den Dienst der Nationalgarde erläuterte, wurden binnen wenigen Tagen etwa achtzigtausend Exemplare verkauft. Morgens und Abends wurde geübt; die Boulevards und öffentlichen Plätze waren fortwährend von Moblots oder Compagnien der Nationalgarde belebt, welche mit unermüdlichem Eifer manövrirten. Ihre Fortschritte waren überaus schnell, aber die Zeit, über die man verfügte, war zu kurz. Es fehlte an Instructoren und die Führer erkannten mit tiefem Schmerz, und selbst das Volk begriff es, daß die Preußen früher vor Paris stehen würden, als diese Massen sich zu einer Armee ausgebildet hätten.

3.

Ich habe schon erwähnt, daß die Festungswerke kaum größeres Vertrauen einflößten als die Mobilen und die Nationalgarden. Sie verliehen, nach einem Ausspruch von Thiers, nur moralische Kraft. Lag darin auch der Grund, warum man die Arbeiten an denselben so lässig betrieb? Oder lag die Schuld, wie man sich erzählte, an den Verhandlungen über den Tagelohn, über den sich die Arbeiter mit der Regierung nicht einigen konnten, da die

letztere mit einer für die schweren Zeiten etwas naiven Aengstlichkeit kleine Ersparnisse machen wollte und knickerig wurde. Oder hatte das Pariser Volk noch keine Lust zum Arbeiten gefunden, nachdem es während der ersten Tage der Republik sich am Müssiggang erfreut hatte?

Vielleicht vereinigten sich alle diese Gründe; jedenfalls aber stockte die Arbeit. Die Pariser zogen täglich in Masse hinaus zu den Thoren von Paris und noch weiter bis zu den äußersten Punkten, dem Viaduct von Auteuil und den Schanzen von Châtillon, und ergingen sich jedesmal in Klagen über die fehlenden Arbeiter.

„Warum requirirt man sie nicht einfach?" meinten die Nationalgardisten.

Auch die Zerstörung der Dörfer um Paris ging nur langsam von Statten. Allerdings war es keine geringe Aufgabe, so viel Häuser zu zerstören und den Reichthum, den sechzig Jahre unvergleichlichen Gedeihens hier aufgehäuft hatten, zu vernichten. Welch ein Schauspiel boten diese Ruinen dem Blick! Um ganz Paris zog sich ein Gürtel von Dörfern, die wohl die reichsten der Welt, schön gebaut, heiter und von wohlhabender Bevölkerung belebt waren. Und nun mußte man sie zerstören und die ganze Gegend offen legen, um den Kanonen der Wälle freies Spiel zu geben. Ueberall fand man Gebäude mit eingeschlagenen Mauern, durch deren gähnende Oeffnungen das Tageslicht bis in die innersten Gemächer drang — ein widriger Anblick! Auf Hunderten von Karren schaffte man Balken, Steine oder Hausgeräth von diesem Ort der Verwüstung weg. Man ging nur noch auf Ruinen, zwischen denen neben der Schaar der nivellirenden Arbeiter die Dorfbewohner herumlungerten und die Kinder mit der vollen Sorglosigkeit ihres Alters spielten.

Wahrlich, da war manch' schmerzliches Opfer zu beklagen! Ich spreche nicht von den Opfern, die jeder für sich bringen mußte, sondern von denen, die uns alle angingen, die wir Paris bewohnten — das arme Paris, das sich mit eigenen Händen so grausam verstümmeln mußte. Wir hatten früher selbst nicht wissen, nicht ahnen können, wie sehr wir es liebten, mit wie viel unsichtbaren Fasern es uns an's Herz gewachsen war.

Hätte ich denken können, daß ich im Wirbel so vieler Unglücksfälle als einen der empfindlichsten Schläge die Zerstörung des Bois de Boulogne empfinden sollte? Viel beschäftigt, wie ich bin, war ich vielleicht nicht viermal im Jahr dorthin gekommen und hatte mich, wie um alle Güter, die man nicht genießen kann, auch nicht weiter darum gekümmert. Jetzt aber konnte ich nicht ohne lebhaften Kummer hören, daß diese Bäume, die man einst mit so viel Kosten verpflanzt hatte, daß diese improvisirten Wiesen, diese von Menschenhand gegrabenen Teiche — die ganze anmuthige Schönheit einer künstlich geschaffenen Natur auf einmal der Wuth des Feuers und der Axt anheimfallen sollte. Ich hätte weinen mögen.

Eine hübsche Caricatur von Gavarni kommt mir darüber in den Sinn. Ein Arbeiter blickt voll Verzweiflung und mit geballter Faust zum Himmel, als wolle er ihn verklagen. Ein Kamerad steht neben ihm und fragt ihn:

„Sag an, Trautapé, wo fehlt es denn? — hast Deine Tante Bachu verloren — oder den Onkel Benjamin? Auch nicht? Ja, was hast Du denn verloren?"

Und Gavarni fügt hinzu:

„Trautapé hat den großen Napoleon verloren, den Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protector des deutschen Bundes u. s. w. u. s. w."

Mit meinem Schmerz über das Bois de Boulogne kam ich mir fast vor wie Trautapé, der Napoleon verloren hatte. Am letzten Tage, bevor der Park dem Publicum verschlossen werden sollte, ging ich noch einmal hinaus. Es war ein sonniger Nachmittag, und das Wetter hat von jeher einen wunderbaren Einfluß auf die Stimmung der Pariser. Wenn die Sonne hell auf die Stadt herabscheint und ihre Thürme vergoldet, so scheint jede Trauer gebannt und Festtag ist es in dem Herzen wie an dem blauen Himmel. Aber ein Regentag verdüstert unsern Geist und läßt uns alles Schreckliche noch schwärzer sehen.

Noch stand der schönste Theil des Parks. Die Blätter färbten sich schon roth, was der Landschaft einen so schönen und zugleich so traurigen Charakter gibt. Die Alleen, die ich sonst so befahren, so voll Leben und Frohsinn gesehen hatte, waren völlig verlassen und öde, und inmitten der Stille und Einsamkeit hörten wir nur unsere eigenen Schritte wiederhallen.

Dann und wann stießen wir auf umgehauene Bäume, die das Bild der Zerstörung und des Ruins inmitten der anmuthigen Civilisation dieser reizenden Anlage aufsteigen ließen. Die Stämme waren durch unsichtbare Drahtbande unter einander verknüpft und bildeten ein unentwirrbares Netz, in welchem man sich leicht mit den Füßen verwickelte und straucheln mußte.

Von da kamen wir zu den Seen; aber auch hier sah man keine Wagen mehr fahren, keine Schwäne, keine Enten mehr sich auf dem Wasser umhertreiben. Sie und die Hirschkühe und Rehböcke waren Tags zuvor von Moblots geschossen worden. Hier und da fanden wir auf dem Gras eine weiße Feder — die letzte Erinnerung an das

Thierleben, das diese Teiche, die heute auch nichts weiter als traurige Tümpel sind, vordem belebt hatte.

Je weiter wir nach den Verschanzungen kamen, desto mehr Holzfäller und Soldaten begegneten uns mit ihren großen Holzäxten, und wir hörten den dumpfen Schlag des Eisens auf die Stämme, die bald mit lautem Gekrach zu Boden stürzten. Die erschreckten Vögel entflohen wehklagend. Bis hierher war unsere Unterhaltung lebhaft, selbst scherzend gewesen. Nun wurde sie schwerfällig und verstummte bald ganz und gar. Als wir ihn sterben sahen — den Wald, wie man ihn kurzer Hand und vorzugsweise zu nennen pflegte, hatten wir Alle wie ein grausiges Vorgefühl von der Vernichtung der großen Stadt. Es war nur ein Augenblick, aber er genügte, um zu zeigen, wie sehr uns dieses Paris an's Herz gewachsen war, auf das man wohl alle Verwünschungen der Bibel entladen mag, das man aber nie aufhören kann zu lieben.

Und wie stark war der Ausbruch dieses Gefühls bei der Pariser Bevölkerung am Tag, an dem sich das Gerücht verbreitete, man habe alle Waldungen rund um Paris niedergebrannt. Wir gingen Alle nach Montmartre, um von der Höhe dieses Observatoriums einen größern Flächenraum zu überschauen. Man sah in der Ferne breite, schwarze Rauchwolken, die auf der Erde zu kriechen schienen und die stellenweise von den Flammen durchbrochen wurden. Man nannte sich die Namen der Strecken, die so verbrannten. Dieses Opfer war übrigens überflüssig. Das Holz war in vollem Saft und konnte nicht verbrennen, nur da und dort sprachen geschwärzte Baumstämme von unserem heroischen Entschlusse. Für uns konnte es keinen herberen Kummer geben, als so das herrliche Landschaftsbild der Pariser Bannmeile durch Feuer und Flamme

entehrt zu sehen. Sie ist so schön die Umgebung der großen Stadt. Wenn es auch vielleicht großartigere Aussichten in der Welt gibt, die den Menschen überwältigen, so gibt es sicher keine, die dem Gemüth mehr gefallen könnte, keine, die feiner, belebter und koketter wäre. Keine Landschaft erweckt mehr die Idee einer liebenswürdigen, geistvollen Civilisation, keine ist von so strahlender Anmuth und Heiterkeit. Ach! unsere schönen Gehölze von Meudon und Ville d'Avray! Und du, unser heiteres Bougival mit deiner Bevölkerung von Bootsleuten! Du, kirschengeröthetes Montmorency; und Montreuil mit dem süßen Duft der Pfirsiche, und ihr, geliebte Rosen von Fontenay, was ist aus euch während der Belagerung geworden! Was werden diese Barbaren aus euch gemacht haben!

4.

Sie kamen an, stolz und ohne sich zu eilen. Herr von Bismarck, der sich in unverschämter Ironie gefällt, hatte sich geäußert, er wolle die Pariser sich in ihrem eigenen Fett braten lassen. Am 9. September wußte man, daß die Preußen auf der einen Seite bei Laon, auf der anderen in Montmirail standen; den 20. waren Crespy und Compiègne im Norden bedroht, Coulommiers im Osten, und zwischen Coulommiers und Compiègne waren sie in Château-Thierry aufgetaucht. Im Lauf des eilften (ach! es war unser letzter Sonntag) telegraphirte man aus Meaux, daß man die Lanzen der Uhlanen auf den Höhen von Jouarre bemerke. Vergebens war es, daß vor dieser Heuschreckenplage unser Geniecorps die Brücken über die Flüsse und die Eisenbahnviaducte sprengte. Wilhelm schrieb ruhig an seine Augusta: „Die Franzosen haben sehr unrecht, so viel auf unserem Weg zu zerstören, unser

Vormarsch ist darum um keine Stunde aufgehalten." Er sagte vielleicht nicht die reine Wahrheit, aber doch übertrieb er nicht viel! Den 15. kamen die blauen Hußaren bis vor Corbeil, welches eben von zwei unserer Dragonerregimenter geräumt worden war. Am Abend war schon Cavallerie in dem Wald von Sénart, vor Juvisy, ja sie kam bis unter die Kanonen von Charenton und Vincennes, indem sie immer den Biegungen der Seine und der Marne folgte. Am 16. wurde die Linie von Orleans, zwischen Athis und Ablon, abgeschnitten; am 17. wurde der letzte Zug, der von Paris abging, vor Choisy überfallen. Versailles zitterte. Mit knapper Noth konnte eine, von General Ducrot zur Recognoscirung ausgesendete Cavallerieabtheilung bis zu den Thoren von Meudon gelangen, die aber verschlossen blieben. Alle Straßen, alle Felder bedeckten sich mit Feinden, die plötzlich auf der ganzen Strecke, von der Seine bis Meudon und Versailles, erschienen.

Am 19. . . . . bei diesem betrübenden Datum muß ich einen Augenblick inne halten, er bezeichnet den ersten Tag der regelmäßigen Belagerung.

Wie war die Physiognomie von Paris während jener vier oder fünf wirren Tage der Bestürzung gewesen? Sehr aufgeregt und voll Unruhe. Und doch glaube ich, daß wenn ein Fremder plötzlich aus einem Luftballon auf dem Boulevard niedergestiegen wäre und man hätte ihn nicht vorher von den Vorgängen unterrichtet, so würde er nicht so rasch bemerkt haben, daß er sich in einer bis auf's Aeußerste bedrohten Stadt befinde. Paris hatte ganz sein gewöhnliches Ansehen lärmender Fröhlichkeit bewahrt. Die Kaufläden waren Abends glänzend erleuchtet und die Kaffeehäuser gedrängt voll Gäste. Die Bevölkerung

ging sorglos in den Straßen auf und ab, weder aus den Gesichtern, noch nach den Toiletten konnte man auf eine ernstere Stimmung schließen. Die Pariser allein bemerkten an tausend Kleinigkeiten den gründlichen Wechsel, der in unseren Gewohnheiten eingetreten war. Die Stammgäste der belebten Kaffeehäuser waren verschwunden, und statt ihrer sah man kaum etwas anderes als Officiere der Mobilgarden, zu denen die Boulevarddamen sich gesellten und laut mit ihnen plauderten und lachten. Es war ein unaufhörlicher Austausch von heiteren Witzen, Händeschütteln, Schreien und Lachen. Arm in Arm zog man einher, in ewigem Kommen und Gehen. Das etwas cynische Schauspiel endigte erst, als ein scandalisirter Bürger Einsprache erhob und daraufhin der Polizeipräfect dasselbe durch Erlaß verbot.

Die Theater waren schon geschlossen, an ihrem Giebel sah man nicht mehr jene Reihe von Lichtern, die sie dem Auge so freundlich erscheinen ließen. Mehrere Theater hatten den Polizeibefehl nicht abgewartet, denn die Musentempel waren unter den Ersten, die unter der Krisis zu leiden hatten.

Schon am fünften September hatte die Direction der komischen Oper (einer subventionirten Bühne, die den Parisern sehr an's Herz gewachsen ist!) nothgedrungen sein Personal um sich versammelt und ihnen dargelegt, daß sie am Tage zuvor bei „Zampa" nur für zehn Francs Billete verkauft, und daß vor drei Tagen sich die Einnahme nur auf acht Francs belaufen habe. Sie machten mit ihren Künstlern und Angestellten ein Arrangement, und alle Directionen waren im Begriff ihrem Beispiel zu folgen, als der Polizeipräfect sie aus der Verlegenheit zog. Er

decretirte nämlich zum Zeichen der öffentlichen Trauer, daß alle Theater geschlossen werden müßten.

Alles was nun sonst seine Abende im Schauspielhaus verbringt, sah sich auf die Straße angewiesen, und da man sich in Paris gewöhnlich spät zu Bette legt, war die Stimmung dort nur um so aufgeregter und fieberhafter.

Bei Tag war es ein unglaubliches Gedränge von Uniformen aller Art. Franc-Tireurs in wahrem Theatercostüm, Cürassiere, Artillerie, Lanciers, Linie, Nationalgarde und Moblots.

Zu den Wagen, welche unaufhörlich den Macadam durchfurchten, gesellten sich schwere, mit Schutt beladene Karren und kleinere Fuhrwerke, auf denen in wüstem Durcheinander die Hausgeräthe lagen. Ganz oben auf einer Matratze thronte oft die Frau mit den Kindern, welche bestürzt auf all' das Getreibe niederschauten. Dort sah man Schafheerden mit ihrem Schäfer, mit dem in seiner Heimat üblichen Mantel, dann wieder riesige Heuwagen, die von den vorgespannten Ochsen nur mühsam weitergebracht wurden.

Alle Haushaltungen der niederen Stände aus der Umgegend von Paris zogen so zur Stadt, bepackt mit den Trümmern ihres zerstörten Eigenthums. Wie viele, viele Thränen waren da geflossen, ehe sich diese armen Leute entschlossen hatten, die geliebte Wohnstätte zu verlassen! Wo sollten sie nun ihr Haupt hinlegen? Es war wirklich oft Mitleid erregend, wenn man sah, welch elende Möbel sie mit sich führten, hier gebrochene Stühle, dort zerschlagene Töpfe, und das Küchengeräth in so schlechtem Zustande, daß es eine Pariser Köchin wohl schwerlich der Mühe werth gehalten hätte, sich nur darnach zu bücken, wenn es auf der Straße vor ihren Füßen gelegen hätte.

Und doch bildeten diese wenigen Habseligkeiten das ganze Besitzthum jener Unglücklichen. Reichere waren oft kaum weniger zu bedauern. Manche starben buchstäblich vor Kummer. Unter Anderen Alexander Flan, ein heiterer Vaudevillist, den wir alle gerne hatten wegen der Fülle seiner geistreichen Einfälle und Wortspiele. Den besten Theil seines Lebens hatte er sich abgemüht, alle möglichen Theaterstücke aufzutreiben, und hatte schließlich eine fast vollständige Sammlung zu Stande gebracht. Er hatte sich ein hübsches kleines Haus in Neuilly gekauft, und nach einem Leben voll Fleiß und Mühe hatte er mit seinem Meister Horaz ausrufen können: hoc erat in votis. Eines schönen Tages aber sagte man ihm: „Sie müssen hier bald ausziehen, denn die Preußen sind im Anmarsch, und wenn Ihr Haus von unserem Geniecorps nicht demolirt wird, so plündern es die Preußen."

„Ich soll fort von hier?" antwortete er; „nein, das ist nicht möglich! Ich warte es ab, sie kommen sicher nicht."

So ging er besorgt und voll Unruhe in seinem kleinen Garten auf und ab, dessen Bäume er alle mit eigener Hand gepfropft hatte, dann betrachtete er voll Trauer die zahlreichen Bände seiner Bibliothek. Sie standen so schön geordnet vor ihm, und mit welchem Fleiß hatte er sie gesammelt. Da klopfte es plötzlich an die Thüre. Es waren Geniesoldaten.

„Sie müssen heute Abend noch ausziehen, es ist zu Ende!"

„Heute Abend! Aber acht Tage genügen kaum, um meine Bibliothek zu entfernen."

„Was geht uns Ihre Bibliothek an. Morgen wird das Haus demolirt."

Der arme Mensch erwiederte kein Wort. Er that etwas Wäsche und einige Kleider in seinen Koffer und ging, ohne recht zu wissen wohin. Im ersten besten Gasthof, der ihm unterwegs aufstieß, ließ er sich ein Zimmer geben und legte sich ohne ein Wort zu sprechen schlafen; am folgenden Morgen fand man ihn todt in seinem Bette. Alle Bande, die ihn an's Leben gefesselt hatten, waren so plötzlich zerrissen, daß er zum ewigen Schlaf eingegangen war.

Seine Geschichte ist die vieler Anderen, nur daß man sie nicht kennt. Wie viele Bauern, wie viele reiche Gutsbesitzer konnte man bis zum letzten Augenblick nicht überzeugen, daß sie ihre Ernten, ihre Vorräthe und Möbel nach Paris retten mußten.

„Die Preußen kommen", sagte man ihnen; „alle diese Reichthümer werden verbrannt, die Regierung hat es so angeordnet, damit sie nicht in die Hände der Feinde fallen."

Man konnte sie nicht zu diesem harten Opfer bewegen. Sie blieben unempfindlich und stumpfsinnig und waren zu keinem Entschluß zu bringen, und wenn dann der verhängnißvolle Augenblick kam, retteten sie unter Zornesthränen nichts als das nackte Leben. Die Besitzer der Villen rund um Paris waren meistens klüger, oft zu klug. Fast alle bereiteten ihre Häuser auf die zu erwartenden Gäste vor, um sie günstig zu stimmen, damit sie den Wohnungen keinen Schaden anthun möchten. Sie vermauerten die Thüren, die zu den Kellern führten, worin die feinen Weine lagen, der Hauptkeller aber wurde reichlich mit gefüllten Fässern und Flaschen versehen. An den Weißzeugschränken steckten überall die Schlüssel, trotzdem sie ganz gefüllt waren. Manche Leute gingen gar noch weiter und vergaßen ihre feinsten eingemachten Früchte

und einige Flaschen Liqueurs, die sie auf einen Schenktisch gestellt hatten. Man hoffte durch solch zarte Aufmerksamkeiten unsere wilden Besieger milder zu stimmen. Ich glaube nicht, daß jene vorsichtigen Bürger den Erfolg hatten, welchen sie erhofften. Die Preußen haben zwar das Eingemachte gegessen, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sie dann den Tisch eingepackt und nach Deutschland geschickt haben.

Welche Verluste werden wir zu verzeichnen haben, wenn endlich der uns umschließende Eisengürtel zerbrochen wird! Wie viele Milliarden werden dann verloren und wie viele Freuden vernichtet sein!

Viertes Capitel.

Châtillon. — Ferrières. — Villejuif.

1.

Am Morgen des 19. konnte der Pariser in seiner Zeitung einen Artikel von ungefähr folgendem Inhalt lesen: „Die letzten Schienenwege, welche Paris mit Frankreich und der übrigen Welt verknüpften, sind gestern Abend abgeschnitten worden. Paris ist auf sich selbst angewiesen, und darf nur noch auf seine eignen Mittel und seinen Muth zählen. Europa läßt die Stadt, von der es so viel Licht empfangen, und deren Ruhm es stets mit geheimem Neid betrachtete, schmählich im Stich. Aber wir leben der Ueberzeugung, daß Paris beweisen wird, daß es noch

immer das festeste Bollwerk der französischen Unabhängigkeit ist."

Alle öffentlichen Blätter ergingen sich in mehr oder weniger brillanten Variationen über den Einen Gemeinplatz: Paris wird und muß sich halten. Allein je näher der feierliche Moment heranrückte, um so schwächer und schwankender schien die Regierung der nationalen Vertheidigung — angesichts der drohenden Gefahr und der endlichen Katastrophe, die sie für unvermeidlich hielt — zu werden. Durch ein Decret hatte sie die Wähler von Paris zur Wahl eines Gemeinderaths und alle Franzosen zur Wahl einer Constituante berufen, welch' letztere als der Meinungsausdruck der großen Mehrheit über die Zukunft des Landes zu entscheiden hätte. Wäre dieser Beschluß, eine wahrhaft nationale Vertretung Frankreichs zu berufen, unmittelbar auf die Ereignisse vom 4. September gefolgt, so würde Niemand eine Einwendung dagegen erhoben haben; jetzt aber, nachdem schon vierzehn Tage verstrichen waren, ließ er ahnen, daß die Herren der Regierung der schweren Last müde wurden, welche sie sich in übereilter Weise aufgebürdet hatten. Man spürte aus diesem Decret eine geheime Sehnsucht nach Frieden heraus und den Wunsch, die allzu schwere Verantwortlichkeit dafür auf andere Schultern zu wälzen. Im Publicum meinte man allgemein, die Regierung habe die Geschichte „satt", und gerade weil sie glaube, die Provinz ermangle der patriotischen Begeisternng, habe sie die Wahlen angeordnet, um dem Widerwillen gegen den Krieg zum klaren Ausdruck zu verhelfen. Bald schien eine neue Nachricht die Wahrheit dieser Gerüchte zu bestätigen. Es hieß, unser Minister des Auswärtigen habe sich persönlich zu Herrn von Bismarck und König Wilhelm begeben, und was anfangs wenig

glaubhaft schien, wurde bald darauf als völlig wahr bestätigt.

Die Clubs spieen darob Feuer und Flamme. Was suchte Jules Favre im feindlichen Lager? Hatte er sein stolzes Wort „keinen Zollbreit unseres Landes und keinen Stein von unsern Festungen" vergessen? Die Hauptwühler hoben ihre Hände zum Himmel, oder ballten die Fäuste und ergingen sich in lauten Verwünschungen: „Keinen Thaler von unserem Geld!" Solcher Art waren die ersten Kundgebungen der vorgeschrittenen Partei, der wir im Lauf dieser Erzählung noch öfters begegnen werden. Sie wollte in diesem Augenblick weder von der Nationalversammlung noch vom Gemeinderath etwas wissen, verlangte aber aus demselben Grund die Errichtung der Commune von Paris. Die Radicalen strebten eben nach der Herrschaft und die Fortdauer des Krieges war ihren Zwecken nur förderlich. Die Männer, die an der Spitze dieser Partei standen, waren größtentheils sehr ehrenwerth; sie lebten der festen Ueberzeugung, daß nur sie allein Frankreich zu retten vermöchten, und als fanatische Bewunderer des Jahres 1793 hätten sie vor keinem Mittel zurückgescheut, das ihnen und ihren Ideen zum Sieg verholfen hätte. Bis dahin hatten sie die Regierung des 4. September nur in geheimer Fehde bekämpft, jetzt aber erklärten sie ihr offen den Krieg. Ihr Haupt, Delescluze, veröffentlichte im „Réveil" einen Artikel, in dem die Regierung kategorisch aufgefordert wurde, sich dem Willen des Volkes zu fügen. Delescluze ist ein Mann von scharfem, aber etwas begrenztem Verstand, von feiner Logik, klar und fest in dem, was er schreibt und von dem größten Einfluß auf seine Partei. Zudem hat er sich durch die allerdings etwas rauhe Unabhängigkeit seines Charakters, die Reinheit seines Lebens

und die schweren Opfer, die er für seine Sache gebracht hat, die Achtung Aller erworben.

„Von morgen an“, so lautete seine heroische Forderung, „müssen ohne Zögern radicale und energische Maßregeln ergriffen werden. Dahin gehören folgende Punkte:

1. Die Wahlen für die Municipalräthe in den Departements so gut wie die Wahlen für eine constituirende Nationalversammlung werden vertagt.

2. Dagegen werden die Wahlen für eine Commune in Paris unverzüglich ausgeschrieben.

3. Die Polizeipräfectur wird unterdrückt.

4. Die von Bonaparte ernannten Richter werden abgesetzt.

5. Alle Beamten, die dem Kaiserreich gedient haben, werden entlassen.

6. Es ist öffentlich zu erklären, daß man sich mit dem König von Preußen in keine Unterhandlung einlassen wird, so lang seine Armeen auf französischem Grund und Boden stehen.

7. Das Vermögen aller Minister, Gesandten, Senatoren, Deputirten, Präfecten, Generale und aller Mitglieder der gemischten Commissionen wird sequestrirt.

8. Die Stellen eines Gouverneurs der Bank und des Credit foncier werden neu besetzt.

„Mit weniger wird sich das Volk nicht zufrieden geben“, fügte Delescluze zum Schluß hinzu.

Unter dem Volk verstand Delescluze natürlich nur sich und seine Freunde; klarer konnte man den fünf und dreißig Millionen Franzosen, die außerhalb der Pariser Festungslinie wohnten, nicht sagen, daß man sie nicht zum Volk gehörig betrachte, daß man ihrem Patriotismus miß-

traue, und ohne sie zu befragen, nach Gutdünken über sie verfügen werde.

Delescluze vertheidigte, von seinen Jüngern unterstützt, in eigener Person diese maßlosen Forderungen. Er ist ein Greis von hoher Statur, weißem Haar, feinen Gesichtszügen und dem Auftreten eines Asceten. Seine Reden werden von einem Ton der Ueberzeugung belebt, der freilich öfters erkünstelt als natürlich erscheint. Nach ihm sprachen Lhermina, Vermorel und viele Andere, welche von der Bourgeoisie kaum dem Namen nach gekannt waren, die aber das Privilegium hatten, sie zu erschrecken und nachdenklich zu stimmen. Ihr Plan ging auf eine große Demonstration hinaus, welche ihren Anlaß in der Feier des 21. September finden sollte. Man wollte sich auf dem Platz in la Concorde, vor dem Standbild der Stadt Straßburg versammeln, und von da, „einerlei ob bewaffnet oder unbewaffnet", wie Delescluze mit seiner milden und doch feurigen Weise gesagt hatte, auf das Stadthaus ziehen, um nochmals den festen Entschluß kundzuthun, daß man sich bis zu dem letzten Blutstropfen vertheidigen wolle.

Diese Umtriebe versenkten Paris in um so größere Unruhe, als sein Muth den Tag zuvor einen bösen Stoß erlitten hatte und sehr erschüttert war. Die Geschichte, welche die Ereignisse nur im Großen, so zu sagen, en bloc beurtheilt, wird wohl den Heldenmuth der Pariser verherrlichen und den späteren Geschlechtern erzählen, daß sie keinen Augenblick sich untreu geworden seien. Wir, die wir den Ereignissen als Augenzeugen beiwohnten, und die Wahrheit über Alles lieben, wir müssen auch die Stunden der Schwäche erzählen, und bekennen, daß gerade zu jener Zeit ein bedeutsamer Vorgang mit einem Male das Vertrauen der Bevölkerung zu Boden geschlagen hatte, und daß

Alle den Frieden oder wenigstens einen Waffenstillstand ersehnten.

Auf ihrem Marsch nach Paris mußten die Preußen, um Versailles zu besetzen, die Stadt im Süden umgehen, und über Créteil, den Höhen von Châtillon und Clamart entlang ziehen. Auf dem ersten besten Plan kann man sich ihre Bewegungen klar machen. Im Publicum erzählte man sich, daß Trochu den unerschütterlichen Entschluß gefaßt habe, den Feind gewähren zu lassen. Man sagte, er fühle sich unfähig, mit den unausgebildeten Truppen, über die er einzig verfügen könne, irgend einen ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen. Er denke nur daran, sich hinter den riesigen Steinwällen, wie eine Schnecke in ihrem Haus, zu verbergen, und den Angriff hinter den Verschanzungen, die er mit der Zeit uneinnehmbar machte, zu erwarten. Ich weiß nicht, ob dies wirklich seine Absicht war; ich kann nicht oft genug wiederholen, daß ich nicht die Prätension habe, die Belagerung von Paris zu beschreiben, sondern nur die Eindrücke zeigen will, die jene großen Ereignisse auf uns selbst machten. Man sagt, Trochu habe sich durch das Drängen Ducrot's überreden lassen. General Ducrot war in Sedan gefangen genommen worden, aber glücklicherweise entkommen. Unter tausend Gefahren hatte er sich verborgen, täglich andere Verkleidung angelegt und so endlich Paris erreicht, wo er seinen Degen der provisorischen Regierung zur Verfügung stellte.

Kriegserfahrene Männer sagen, sein Plan sei kühn und gut ausgedacht gewesen. Er wollte die Preußen bei Châtillon trennen, die eine Hälfte ihrer Truppen nach Versailles drängen und sie vernichten, während die andere Hälfte auf die Straße nach Orleans zurückgetrieben würde.

Ich will diese Schlacht nicht näher beschreiben, aber sicher ist, daß unser rechter Flügel wich. Er bestand aus Zouaven, von denen die Hälfte junge, des Feuers ungewohnte Recruten, die anderen elende Soldaten waren, die sich schon bei Sedan schlecht geschlagen hatten. Man hatte sie nicht darauf vorbereitet, daß die preußischen Bomben, anstatt ihnen entgegen zu fliegen, hinter ihnen niederfallen würden, ohne daß sie sehen könnten, von wo sie abgeschossen wurden. Ihre Phantasie war krankhaft erregt und kaum waren vier oder fünf Bomben, ohne großen Schaden zu thun, in ihren Reihen eingeschlagen, als sie sich verloren glaubten und unter dem gefährlichen Ruf: „rette sich wer kann!“ davonliefen. In Folge davon fand sich die eine Flanke unbedeckt; die Preußen benützten diesen Fehler und rückten in dichten Colonnen vor. Das Centrum und der linke Flügel hielten sich gut, das Obercommando überzeugte sich aber bald, daß die Armee umzingelt und abgeschnitten würde, wenn sie nicht zurückgehe. So entschloß man sich zum Rückzug, der in ziemlich guter Ordnung bewerkstelligt wurde, und überließ dem Feind die Höhen von Châtillon und einige Kanonen, die man nicht mehr retten konnte.

Genau genommen, war die Geschichte kein Unglück, sondern nur eine kleine Schlappe, bei der, zum Lob unserer Soldaten sei es gesagt, der größte Theil der Truppen sich gut geschlagen hatte. Denn zweimal eroberten sie die Höhen von Châtillon und der Feind mußte seinen ersten Erfolg theuer bezahlen. Aber nur diejenigen, welche Paris in jenem Augenblick gesehen haben, können sich einen Begriff von der Indignation und dem Schrecken machen, die dort herrschten.

Gegen Mittag verbreitete sich auf dem Boulevard

die Nachricht mit fabelhafter Schnelligkeit. „Wir sind verloren", hieß es; „die Preußen haben gesiegt, sie ziehen in Paris ein!" Ich war in Begleitung eines Freundes, der Zutritt zu den Ministerien hatte. Wir liefen auf das Ministerium des Innern, um genaue Nachrichten zu bekommen, und begegneten Gambetta, der ganz erhitzt herauskam, um seine Befehle auszutheilen.

„Was gibts?" fragten wir ihn.

„Was es gibt? ... es gibt, daß die H.... jetzt vielleicht schon an der Porte Maillot sind!" — Und er warf sich in seinen Wagen.

An der Porte Maillot! So konnte nur ein Südländer übertreiben. Wir gingen nach dem Marsfeld. Dort zeigte sich ein erschütterndes Durcheinander von herrenlosen Pferden, Lafetten ohne Kanonen, von Soldaten ohne Waffen und Tornister und von Officieren, die ihre Compagnien suchten. Die Soldaten schauten erstaunlich dumm, ja wahrhaft blödsinnig d'rein. Sie waren ganz niedergeschmettert. Wir versuchten einige auszufragen, aber es war unmöglich ihnen nur ein Wort zu entlocken. Sie blieben stumm und starr, wie Menschen, die vom Blitz getroffen sind. Wir gingen nach dem Trocadero, wo eine dichte Menge stand, die Alle mit Ferngläsern bewaffnet waren. Aber es war nichts zu sehen und wir ließen uns von unserem Wagen nach der Porte Montrouge bringen.

Ich war in Gesellschaft eines meiner Mitarbeiter, der als Berichterstatter der ungeheuren Katastrophe von Sedan beigewohnt hatte, den also die Scene vor unseren Augen nur mäßig berührte. Hatte er doch ganz andere Vorgänge gesehen! Ich für meinen Theil werde nie den Schmerz vergessen, den mir jene Scene verursachte, und der mir wie ein Pfeil in das Herz drang. Es war

ein Rückzug, und zwar ein schrecklicher Rückzug. Soldaten aller Gattungen kamen aufgelöst daher, einzeln oder truppweise; viele hatten die Säcke abgeworfen, andere waren zwar noch bewaffnet, trugen aber alle die deutlichsten Zeichen der Flucht und des Schreckens an sich. Pulverwagen, Ambulancen und herrenlose Pferde, alles suchte sich in diesem unaussprechlichen Durcheinander einen Weg zu bahnen. Auf beiden Seiten der Straße drängte sich eine dichte Menge, darunter auch Frauen und Kinder, die ängstlich die Ankommenden ausforschten, oder auch die Betrunkenen mit Witzworten überhäuften. Ja, es gab wirklich elende Kerle, die sich betrunken hatten, und nun in der Uniform daher taumelten. Man schrie, man sang, man fluchte, lachte und weinte, und dazwischen hörte man das Gestöhn der Verwundeten und die Verwünschungen der Fuhrleute, und durch alles hindurch jenes unbestimmte Gemurmel der Menge, das wie der aufgeregte Ocean in der Ferne grollt. Wir kehrten in wahrer Verzweiflung zurück. Während dieser Zeit waren die Boulevards in einer Aufregung, die an Raserei grenzte. Man sagte ganz laut, daß in der Nähe von Clamart zwanzigtausend unserer Soldaten von hunderttausend Preußen vollständig vernichtet worden seien. Ferner, daß die ganze Armee ihre Waffen weggeworfen und erklärt habe, nicht mehr kämpfen zu wollen. Die siegreichen Preußen wären schon im Begriff die Stadt zu stürmen und zögen dicht hinter unseren Flüchtigen her.

All' diese Gerüchte waren übertrieben, aber auch die Wahrheit, welche bald zu Tage kam, war beunruhigend genug. Wüthende Nationalgardisten packten die zerstreuten Soldaten am Kragen, schalten sie Feiglinge und stießen sie unter Kolbenschlägen auf die Wache, oder brachten sie

nach dem Vendomeplatz. Die aufgebrachte Menge spie den elenden Trunkenbolden, die so die Uniform und den französischen Namen entehrten, in's Gesicht.

Andererseits erfuhr man, daß die Mobilen, im Gegensatz zu den alten Truppen, sich gut geschlagen und Stand gehalten hätten. Nun schrie man: „Es lebe die Mobilgarde! nieder mit den Zouaven! nieder mit den Liniensoldaten.“ Man verlangte, daß die Flüchtigen hingerichtet würden, manche sprachen davon, sie ohne langen Proceß einfach zu erschießen.

Am Abend war die Circulation auf den Boulevards fast unmöglich geworden. Eine unzählige Menge füllte die Trottoirs und den Fahrweg. Alles war fieberhaft ungeduldig und nervös, man riß sich um die Zeitungen, die doch noch keine sicheren Nachrichten enthalten konnten. Man zog sich in die Caffeehäuser zurück, die glänzend erleuchtet waren, und wo sich die Officiere der Mobilgarde Rendezvous gegeben zu haben schienen, denn ihre Uniformen waren sehr zahlreich vertreten. Eine Menge Damen hatten sich nach ihrer Gewohnheit zu ihnen gesetzt. Diese ganze Gesellschaft unterhielt sich sehr lebhaft, man lachte, amüsirte sich und renommirte, es war eben einer jener Contraste, die so charakteristisch für die Physiognomie von Paris sind. Der Anblick dieser Lustigkeit ärgerte einige vorübergehende Nationalgardisten, und sie riefen das Publicum zu Zeugen auf. Alles stürzte auf die Caffeehäuser, die so rasch sie konnten ihre Tische in Sicherheit brachten. Es war ein Aufstand der Sitte und des Anstandes, der aber einen unaussprechlichen Wirrwar verursachte. Um halb eilf Uhr wurden an jenem Abend alle Vergnügungslocale geschlossen, und den folgenden Tag wurde diese Maßregel durch einen Erlaß des Polizeipräfecten zum Gesetz erhoben.

Die Aufregung legte sich jedoch nicht so bald; einige herumlungernde Maulaffen bildeten sich ein, in den obersten Stockwerken eines Hauses auf dem Boulevard Montmartre Lichter zu sehen, die sich hin und her bewegten. Das konnten natürlich nur Signale für den Feind sein. Eine gereizte Menge sammelte sich an, lärmte und drohte die Häuser zu plündern. Zum Glück legte sich die Nationalgarde in's Mittel, durchsuchte die verdächtigen Wohnungen und fand natürlich nichts. Darauf hin trieb sie die Menge auseinander, die sich langsam zerstreute.

In jener Nacht schlief man schlecht in der Hauptstadt. Keiner von uns that ein Auge zu. Man horchte stets, ob die Trommeln nicht ertönten, so sehr war man überzeugt, daß die Preußen ihren Vortheil benutzen und uns gegen zwei Uhr angreifen würden. Noch heute, wo ich dieses niederschreibe, sind viele Leute der Meinung, daß, wenn der Feind diesen tollkühnen Streich gewagt hätte, er mit einem Verlust von dreißigtausend Mann unsere Verschanzungen erstürmt haben würde, denn die Demoralisation war unsererseits fürchterlich. Andere sagen wieder im Gegentheil, daß sie vor der Widerstandskraft unserer Forts hätten zurückweichen müssen. Denn trotzdem die Forts noch nicht so gut ausgerüstet waren wie später, so hatte doch jede Kanone Munition für vierhundert Schüsse. Es ist nicht meine Sache, zwischen diesen Meinungen zu entscheiden, ich habe nur den Wunsch, getreu die Eindrücke dieser und der folgenden Tage zu schildern.

Am folgenden Morgen erschienen zwei officielle Actenstücke — ein militärischer Bericht über die gestrige Schlacht, der sehr schwach war und eine Phrase enthielt, die in Paris berühmt wurde: „Einige unserer Soldaten haben sich mit bedauerlicher Eile zurückgezogen.“ Diese

Redefigur ging in die Pariser Conversation über, wo sie natürlich in's Lächerliche gezogen wurde. Man sagte scherzend von einem Nationalgardisten, der nicht den Eindruck eines tapferen Soldaten machte: „Der ist im Stand, sich mit bedauerlicher Eile zurückzuziehen", und andere Witze mehr. Das zweite Stück war eine klare und feste Proclamation Gambetta's, worin ein Kriegsgericht eingesetzt wurde, um die Soldaten, die Verräther an ihrer Pflicht und Ehre waren, zu richten und zu strafen.

Diese Mittheilungen beruhigten etwas die erschreckte Einbildung. Aber der Glaube an den Erfolg war zu stark im Publicum erschüttert, und der Ausgang des Kampfes in Chatillon hatte denen, die den Widerstand für unmöglich erklärten, zu sehr Recht gegeben. Deshalb wendete sich ein großer Theil der Bevölkerung der Friedenspartei zu. Die Radicalen fühlten das sehr wohl, sie wußten auch, daß die Regierung zu einem Arrangement hinneige und sich viel von den begonnenen Unterhandlungen Jules Favres verspreche. Sie arbeiteten deshalb mit fieberhaftem Eifer, hetzten in allen Journalen, wühlten in den Clubs und bereiteten sich auf einen „Tag" vor. So fürchtete die arme Bourgeoisie auf der einen Seite die Preußen, auf der anderen die sogenannten Rothen, deren Dolche sie schon blitzen sah und die zum Voraus schon alle Schrecken der Plünderung durchmachte. Ich weiß nicht, welches dieser zwei Uebel sie am meisten erschreckte, der Haß gegen die Fremden war groß, aber größer die Furcht vor denen aus Belleville.

Ja, hätte Bismarck genau gewußt, was in Paris vorging, er hätte Jules Favre so geantwortet, daß noch Hoffnung auf Friede geblieben wäre, und dann war bei uns der Bürgerkrieg unvermeidlich. Wer weiß? Die Be-

siegten hätten dann vielleicht dem Feind die Thore geöffnet und sich in seine Arme geworfen, damit er Ordnung in der Stadt mache. Zu unserem Glück war der Premierminister des Königs Wilhelm so siegestrunken und so erfüllt von dem letzten Erfolg vor den Mauern von Paris, daß er Jules Favre unverschämt antwortete. Er stellte uns unannehmbare Bedingungen, und verhütete jede Spaltung, indem er alle Herzen zu gemeinsamer Entrüstung und Wuth entflammte.

2.

Für alle Zeiten wird es Jules Favre hoch angerechnet werden, daß er in jenem Moment Alle ohne Ausnahme in patriotischem Schwung mit sich fortzureißen, daß er Allen Thränen des Hochgefühls, des Schmerzes und der Rache zu entlocken wußte. Hätte er uns im Stil eines gewöhnlichen Diplomaten das Ergebniß seiner Unterredung zu Ferrières erzählt, wir wären vielleicht kalt und gleichgültig geblieben. Aber Jules Favre ist gleichzeitig Mann und Bürger. In diesem Manifest, das eine der beredtesten Seiten enthält, die je ein Redner oder ein Staatsmann geschrieben hat, ließ er sein volles Herz reden.

Er hatte zu Bismarck gesagt: Der Krieg ist durch die Laune eines einzigen Mannes heraufbeschworen worden; heute, wo Frankreich wieder Herrin seiner Geschicke geworden ist, liegt kein Grund mehr vor, ihn fortzuführen. Frankreich will den Frieden, aber einen Frieden, der ehrenvoll ist, und nicht bloß wie ein kurzer, gefahrdrohender Waffenstillstand erscheint.

Bismarck hatte ihm geantwortet, daß er einen solchen Frieden ohne Zögern unterzeichnen würde, wenn er nur von seiner Möglichkeit überzeugt wäre. Aber die

Regierung, die das Land sich gegeben, stehe auf schwachen Füßen, und wenn Paris nicht in den nächsten Tagen erobert sei, werde sie durch den Pöbel gestürzt werden.

Gegen diese Bezeichnung hatte Jules Favre heftig protestirt. Niemals war dem Mund eines Diplomaten ein unglückseligeres Wort entschlüpft. Es war, als habe Bismarck der ganzen Pariser Bevölkerung eine Ohrfeige gegeben, und ein allgemeiner Schrei der Entrüstung ließ sich hören. Noch jetzt, nach so viel Tagen, kocht das Blut in unsern Adern, wenn wir an diese Beleidigung denken. Es genügt, mit einer besonderen Betonung von dem Pöbel des Herrn von Bismarck zu reden, um alsbald die Augen vor Zorn aufblitzen zu sehen.

Indessen war die Sache an sich ebenso schmerzlich, als die Form verletzend gewesen war. Bismarck hatte kategorisch das Elsaß und Lothringen gefordert, und als Jules Favre ihm eingewendet hatte, daß die Bevölkerung dieser Provinzen jedenfalls ihre Zustimmung verweigern würde, hatte der preußische Machiavell geantwortet, das möge schon der Fall sein, und Deutschland werde eine schwere Aufgabe haben. Allein er müsse sie in Besitz nehmen, denn er sei fest überzeugt, daß ein neuer Krieg über kurz oder lang ausbrechen werde, und Deutschland wolle schon jetzt sich seinen Vortheil sichern.

Schneidender und hochmüthiger kann man nicht reden. Jules Favre brachte dann die Rede auf die Berufung einer Nationalversammlung. Der Graf unterbrach ihn. „Um diesen Plan auszuführen", sagte er, „müßten wir einen Waffenstillstand abschließen, und davon will ich unter keinen Umständen etwas hören."

Trotz alldem fuhren die beiden Männer in ihren Unterhandlungen fort. Bismarck schien sich überzeugen

zu lassen und verschob die weitere Besprechung auf den nächsten Tag. Doch ich lasse besser Jules Favre selbst reden. Man muß den eben so schmerzerfüllten wie stolzen Bericht selbst lesen, denn die patriotische Bewegung, die sich in ihm aussprach, und die dem Herzen des Schreibers entquoll, theilte sich einem ganzen Volke mit und lehrte es auf's Neue die Sorge um seinen Ruhm.

„Ich habe nur noch ein Wort beizufügen. Jetzt, da ich den schmerzlichen Bericht wiedergeben soll, fühlt sich mein Herz auf's Neue von den Empfindungen bewegt, welche es in den drei qualvollen Tagen durchkosten mußte, und es drängt mich zum Ende. Ich kam um eilf Uhr Abends auf das Schloß Ferrières. Der Graf kam um dreiviertel auf 12 Uhr von dem König zurück und ließ mich die Bedingungen wissen, unter denen ein Waffenstillstand abgeschlossen werden könne. Er hatte sie in deutscher Sprache aufgeschrieben und theilte sie mir mündlich mit.

„Als Unterpfand verlangte er die Uebergabe von Straßburg, Toul und Pfalzburg, und da ich auf seine Anfrage Tags zuvor gesagt hatte, die Nationalversammlung müsse in Paris zusammentreten, verlangte er für diesen Fall ein Fort von Paris, etwa den Mont-Valérien."

„Bei dieser Stelle unterbrach ich ihn. „Fordern Sie doch lieber gleich ganz Paris. Glauben Sie, daß eine französische Versammlung unter Ihren Kanonen berathen wird? Ich hatte die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß ich unsere ganze Besprechung meiner Regierung auf's Genaueste mittheilen werde; aber ich weiß nicht ob ich ihr von einem solchen Vorschlag etwas sagen soll."

„Suchen wir nach einer andern Combination", entgegnete er, und ich sprach ihm dann von der Möglichkeit,

die Versammlung nach Tours zu berufen, um mich in Bezug auf Paris zu nichts zu verpflichten."

„Er versprach mir, darüber mit dem König zu reden, und kam dann auf Straßburg zurück: „Die Stadt wird in unsere Hände fallen, es hängt nur noch von den Berechnungen unserer Ingenieure ab; deshalb verlange ich, daß sich die Garnison kriegsgefangen ergebe."

„Bei diesen Worten überwältigte mich der Schmerz. Ich sprang auf und sagte: „Sie vergessen, daß Sie mit einem Franzosen reden, Herr Graf; eine heldenmüthige Garnison, die von Frankreich und der ganzen Welt bewundert wird, aufzuopfern — das wäre Feigheit — und eine solche Forderung kann ich meiner Regierung nicht mittheilen."

„Der Graf entgegnete, daß er mich nicht habe beleidigen wollen, daß er sich nur nach dem Kriegsgebrauch richte, und daß überdies der Artikel abgeändert werden könne, wenn es der König gestatten wolle."

„Nach einer Viertelstunde kam er zurück. Der König erklärte sich mit dem Vorschlag von Tours einverstanden, bestand aber darauf, daß die Garnison von Straßburg sich kriegsgefangen ergeben müsse."

„Meine Kräfte waren erschöpft und ich fürchtete einen Augenblick ohnmächtig zu werden. Ich wendete mich ab, um die Thränen zu unterdrücken, die mich zu ersticken drohten, und nachdem ich mich wegen dieser Schwäche, die mich übermannt, entschuldigt hatte, verabschiedete ich mich mit folgenden einfachen Worten:

„Ich habe mich geirrt, Herr Graf, als ich hierher kam. Ich bereue es nicht, denn ich habe genug gelitten, um vor mir selbst entschuldigt zu sein, denn ich habe ja nur gethan, was ich für meine Pflicht hielt. Ich werde

meiner Regierung von Allem, was Sie mir gesagt, Bericht erstatten; und wenn sie es für gut halten sollte, mich zu Ihnen zurückzuschicken, so werde ich die Ehre haben, Sie wieder zu sehen, so schwer mir dieser Schritt auch fallen sollte. Ich danke Ihnen für das Wohlwollen, das Sie mir bewiesen haben, aber ich fürchte, es bleibt uns nichts übrig, als den Ereignissen ihren Lauf zu lassen. Das Volk von Paris ist voll Muth und zum höchsten Opfer bereit; sein Heroismus kann den Gang der Begebenheiten ändern. Aber sollten Sie es auch besiegen, unterwerfen werden Sie es nicht. Dieses eine Gefühl belebt die ganze Nation. So lange sie uns noch die Mittel zum Widerstand gibt, werden wir gegen Sie kämpfen. Es wird ein endloser Krieg zwischen zwei Völkern, die sich die Hand reichen sollten. Ich hatte auf eine andere Lösung gehofft, und so scheide ich, tief unglücklich, aber doch voll Hoffnung."

Noch niemals, seitdem die Welt besteht, hat, glaube ich, ein diplomatisches Actenstück ähnlichen Eindruck auf eine Nation gemacht. Ganz Paris bebte vor Entrüstung, Wuth und unbeschreiblichem Zorn gegen eine solche zugleich hochmüthige und widersinnige Frechheit. Die ganze Bevölkerung fühlte sich auf einmal, wie durch ein Zauberwort, geeinigt in dem allgemeinen Entschluß, bis zum Tod auszuharren. Einer der beliebtesten Redner des Clubs in der Folies-Bergères erklärte unter lautem Beifall seiner Zuhörer, daß es künftig keinen Parteiunterschied mehr gäbe, daß sich jetzt Alle hinter der Regierung schaaren und vereint gegen den Feind marschiren müßten. Die öffentliche Kundgebung, die auf dem Platz de la Concorde stattfinden sollte, um den Jahrestag der Gründung der Republik zu feiern (21. September) und von der man den Anstoß zu

einer Revolution fürchtete, verlief auf die friedlichste Weise von der Welt. Ein einziger Redner, Vermorel, griff die provisorische Regierung und Jules Favre in einer indirecten Anspielung an, erntete aber nur einstimmige Mißbilligung dafür.

„Es ist jetzt nicht die Zeit, uns zu spalten!" schrie man ihm aus der Menge zu.

„Könntest Du es besser machen?" fügten Andere bei, und Vermorel konnte seine Rede kaum zu Ende bringen. Die Menge verlief sich ohne Lärmen und die Unruhestifter sahen ein, daß sie das Volk nicht auf's Neue berufen könnten, um es gegen das Stadthaus zu führen. Alle Welt war einig. Bismarck hatte uns einen großen Dienst geleistet; er hatte alle Zwietracht, die uns trennte, getilgt, hatte in unser Aller Herz die gleiche Liebe zum Vaterland entflammt, zu unserem Vaterland, das die Enkel der Vandalen so gröblich insultirt hatten.

Ein kleiner Erfolg, der erste, den wir in diesem Krieg errungen hatten, gab uns vollends unsern Muth und unsere Hoffnungsfreudigkeit zurück. In der Richtung von Villejuif hatte man eine starke Kanonade gehört, und die Nachricht von einem großen Sieg verbreitete sich plötzlich in Paris. Man sprach von nicht weniger als zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Preußen, die man gefangen genommen habe, ohne die Gefallenen und Verwundeten zu rechnen, deren Zahl Legion sei. Die Freude war groß, allein durch zu viel Erfahrungen belehrt, traute man der Nachricht nur halb. Ein Enthusiasmus, wie der, dessen Zeugen und Opfer wir beim Beginn des Feldzuges geworden waren, kam deshalb diesesmal nicht zum Ausbruch; man fürchtete diesmal wieder enttäuscht zu werden, wenn man sich zu allzulautem Jubel hinreißen lasse.

Dennoch konnten wir selbst an jenem Tag unser Entzücken nicht bemeistern, so groß ist die Unbeständigkeit im Charakter der Franzosen. Bei Châtillon hatten wir Alles verloren geglaubt, und hatten uns getäuscht; nach Villejuif glaubten wir schon Alles gerettet und der Kampf war in Wirklichkeit nicht einmal sehr bedeutend gewesen.

Während der Morgenstunden sang man in den Straßen den Refrain eines bei den Soldaten beliebten Liedes:

Bismarck, nur so fortgefahren!
Und von Deinen Preußen allen
Werden noch gar Viele fallen!
Bismarck, nur so fortgefahren.
Und sie alle, Deine Preußen
Müssen dann in's Gras noch beißen*).

Am Abend freilich mußte man den Ton herabstimmen. Bei Licht besehen, blieb von dem großen Sieg nichts übrig als ein kleiner Erfolg, der allerdings von gutem Vorzeichen aber für den Ausgang der Belagerung durchaus nicht entscheidend war. Nach einem glänzenden Gefechte hatte die Brigade Maudhuy die Positionen von Villejuif genommen und sich darin behauptet. So gering uns dieses Ergebniß nach den überspannten Hoffnungen, die wir gehegt hatten, vorkommen mochte, so stärkte es uns doch und erheiterte unseren Blick in die Zukunft.

Zugleich veröffentlichte die Regierung einen Beschluß, wonach Municipalwahlen von Paris, die ursprünglich auf den 28. September angesetzt waren, so wie die Wahlen

---

*) Bismarck, si tu continues
De tous tes Prussiens, il n'en restera guère,
Bismarck, si tu continues
De tous tes Prussiens il n'en restera plus.

zur constituirenden Nationalversammlung, die am 2. November hätten stattfinden sollen, nicht vorzunehmen seien. Aber diese Frage, welche die Gemüther so vielfach beschäftigt hatte, und die jetzt endgiltig entschieden zu sein schien, war doch nur vertagt.

Fünftes Capitel.

Die ersten Tage der Belagerung. — Gemüthszustand der Pariser.

1.

Paris war zum Kriegslager umgewandelt. Jung und alt, Alle ohne Ausnahme, hatten sich in der Nationalgarde einreihen lassen, und zu keiner Zeit habe ich den Charakter der Pariser Bourgeoisie besser kennen und würdigen können, als jetzt, da ich sie in der Nationalgarde Dienst leisten sah. Jener Hang zu selbstständiger Opposition, die an Unbotmäßigkeit streift, machte sich hier nach Herzenslust breit, aber ebenso auch jene Geradheit des Herzens, die mit der Herzensgröße verwandt ist, jener gutmüthige, spöttische Muth, dem nur wenig mangelt, um sich zum Heroismus zu erheben — kurz, ich fand jene seltsame Mischung von bescheidenen Vorzügen und kleinen Schwächen, welche den Bourgeois charakterisiren. Ueber Alles aber herrschte der gute Humor, die gesunde und kräftige Heiterkeit, die wir von unsern Altvätern, den Galliern

geerbt haben, und die ein unzerstörbares Kennzeichen unserer Rasse ist.

Man war Feuer und Flamme für die militärischen Uebungen. Polizei gab es in Paris nicht mehr, denn statt der früheren Sergents de ville, welche bei der Bevölkerung zu verhaßt waren, als daß sie im Dienst hätten bleiben können, hatte man unbewaffnete Polizeidiener mit wohlrasirtem Kinn und gutmüthigem Gesichte, welche stets zu Dritt die Stadt durchzogen und weniger wie Constabler als wie rechtschaffene, frisch aus der Provinz angekommene Bummler aussahen. Die Nationalgarde hatte daher den Sicherheitsdienst, hatte ihre Posten in allen Straßen und schickte Patrouillen durch die ganze Stadt. Ob es ihr Verdienst ist, weiß ich nicht, aber sicher ist, daß niemals weniger Diebstähle und Mordthaten vorkamen, als während der Zeit der Belagerung. Freilich hatte General Trochu vor der Cernirung eine hübsche Anzahl Lumpenvolk aufgreifen und ausweisen lassen, während wieder andere Spitzbuben ihr Brot in dem damals allen Unternehmungen preisgegebenen Weichbild der Stadt verdienten.

Doch die große, hauptsächlichste Aufgabe der Nationalgarde bestand in dem Wachtdienst auf dem weiten Umkreis der Verschanzungen. Sobald es freilich einmal klar war, daß die Preußen die Stadt nicht erstürmen, sondern nur blockiren wollten, wurde dieser Wachtdienst zur Spielerei. In jenen ersten Tagen aber war Jedermann überzeugt, daß die Feinde einen Handstreich versuchen würden, und daß man eines schönen Abends beim Rundgang plötzlich einen Regen von Kugeln und Bomben auszuhalten haben würde. Nichtsdestoweniger zog man heiteren Sinnes zu diesen Expeditionen hinaus; es war noch warmes Wetter und man hatte meistens kla-

ren schönen Sonnenschein. Manche hübsche Erinnerung knüpft sich an diese Märsche, die wir dereinst behaglich vor dem Kamin sitzend, unseren Enkeln mit Vergnügen erzählen werden.

Morgens früh war Zusammenkunft in dem gewöhnlichen Versammlungslocale der Compagnie. Die Eifrigen und die Eingetretenen kamen mit militärischer Pünktlichkeit Schlag sieben Uhr; die Bösen tauchten zwischen halb acht und acht Uhr in den benachbarten Straßen auf. Alle hatten sich mit warmer Suppe oder heißem Caffee gestärkt, wie es das Gesundheits-Comité als Präservativ gegen die schlimmen Morgennebel angerathen hatte. Um acht Uhr waren endlich alle versammelt, und es galt nun sich zu ordnen. Die Officiere liefen hin und her und schrieen sich aus. Endlich hatte man sich in zwei Linien aufgestellt, der Eine versuchte den Bauch einzuziehen, der Andere die Brust herauszudrücken. Und hier sprang selbst den Kurzsichtigsten der Hauptmangel der Nationalgarde klar in die Augen. Neben einem Greis mit weißem Bart stand hier ein noch fast unbärtiger junger Mensch; weiter hin folgte ein dicker guter Familienvater, dessen runder Bauch auf zwei kleinen Beinchen ruhte; friedliche Bürger mit ihren ehrlichen Gesichtern neben martialisch blickenden, alten Soldaten; Brillen, welche auf klägliche Blindheit deuteten, rothe Nasen, die ihre Farbe der Freundschaft des Weinhändlers verdankten; kurz, es war das seltsamste Durcheinander von Physiognomien, das man sich vorstellen kann.

Man sollte denken, es wäre leicht gewesen, in dieses Chaos etwas Ordnung zu bringen; die Regierung konnte sich auf ein Gesetz stützen, welches ihr gestattete, alle jungen Leute von 25—35 Jahren zum activen Dienst zu berufen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie verheirathet

seien oder nicht. Sie hätte auf eine oder die andere Weise die kräftigsten Leute aus der Nationalgarde herausnehmen und mit ihnen eine neue Armee bilden können. Allein nichts geschah, und die Maßregeln, zu denen man später griff und von denen ich ihrer Zeit reden werde, waren lange nicht so durchgreifend und so einfach, wie die Umstände es erfordert hätten. Für den Augenblick überließ man diese Masse sich selbst, ihrem guten Willen und ihrer Unbotmäßigkeit. Die französische Nationalgarde hat sich nie durch Vorliebe für Ordnung und Gehorsam ausgezeichnet, und so war sie auch diesmal in Paris entsetzlich widerhaarig. Wir discutirten die Befehle, schmollten mit unseren Führern, die wir doch selbst gewählt hatten, und wenn uns ein Auftrag unnöthig vorkam oder uns verdroß, so scheuten wir uns nicht, Alles zum Teufel zu wünschen.

„Schlechte Soldaten", wie Couderc in der „Großherzogin" so komisch zu sagen pflegte.

Einige Bataillone gaben sogar Anlaß zu ernsteren Besorgnissen. Abgesehen von der Unordnung, die bei ihnen Platz gegriffen hatte, ließen sie sich selbst ihren Vorgesetzten gegenüber zu einer Sprache hinreißen, die für die Zukunft fürchten ließ. Mehrere Compagnien hatten einen General, der den Befehl über ihren Bezirk führte, thätlich insultirt, weil er eine kurze Anrede statt mit einem Hoch auf die Republik mit einem Hoch auf Frankreich geschlossen hatte. Die Regierung drückte über diesen schimpflichen Vorfall die Augen zu und versetzte den General; allein derlei Vorgänge konnten dem, der nur ein wenig zu urtheilen wußte, keine sehr hohe Meinung von unserer Disciplin beibringen.

Um eilf Uhr erreichte man die Bastionen. Das war die gewöhnliche Frühstückstunde und die Einen zogen aus den unergründlichen Tiefen ihres Ranzens die Vorräthe, die ihnen ihre gute Hausfrau mitgegeben hatte, Andere gingen nach dem Markelenderzelt und wieder Andere zerstreuten sich in die Wirthshäuser der Umgegend. Zu der Zeit hätte man dem Nationalgardisten nur sehr schwer beigebracht, daß ein Wachttag etwas mehr als ein Spaziergang vor die Barrièren sei, um dort Rothwein zu trinken. Flasche folgte auf Flasche und nicht immer beschützte die Uniform ihren Träger vor den kläglichen Folgen dieser Stationen in den Kneipen.

Es hätte nur ein Mittel gegeben, diese Menschen vor solchen Fehlern zu bewahren und das wäre eine ermüdende Arbeit gewesen, zu der man sie, selbst durch Zwang, hätte anhalten müssen; an Beschäftigung hätte es nicht gefehlt: es gab Erde zu fahren, Casematten zu bauen, Schutzmauern zu errichten, Wagen zu führen, es war Alles zu thun. Aber nein, man ging den ganzen Tag vor den Zelten spazieren, in die man sich Abends zurückzog. Manche spielten das Korkstöpselspiel, andere Whist oder Piquet. Viele schlenderten umher, lasen die Zeitung oder schliefen in der Sonne.

Es gab keine Frohnpflicht weiter als Wache zu stehen! Bei Tag, in der herrlichen Herbstsonne, waren die zwei Stunden Schildwachstehen wahrhaft köstlich. Später gab es auch Tage, wo der Regen in Strömen fiel, oder der Schnee schmolz, und die dann weniger angenehm waren. Man zitterte unter dem weiten Soldatenmantel und fror bis in's innerste Mark. Aber zu jener Zeit war das auch noch eine Freude.

Ich sehe mich noch auf dem Festungswall, wo ich Schildwache stehen mußte. Von der Höhe dieses Obser=

vatoriums genießt man eine wunderschöne Aussicht, und hinter jenem Dunstschleier, der sich über den äußersten Horizont ausbreitet, sucht man in Gedanken das Gewimmel der feindlichen Mützen. Man wird durch keinen Schatten von Furcht in seinen Träumen gestört, denn Gefahr besteht noch nicht. Das Bild des militärischen Lebens ohne die Schrecken, die seine gewöhnlichen Begleiter sind, die Neuheit der Situation, die ernste Schönheit der Landschaft, vielleicht auch die melancholischen Gedanken, die bei jedem einsamen Spaziergang sich einfinden, bewegen das Gemüth und haben ihren eigenen Reiz. Das Wohlgefühl, das uns mit dem frischen Winde eines leuchtenden Septembertages durchströmt, ist unbeschreiblich, wenn die Augen planlos in die Ferne schweifen, während die Hände sich auf den Lauf der Flinte stützen. Dann hört man das: „Wer da" der Schildwachen, das die Träumer von Zeit zu Zeit in die Wirklichkeit zurückversetzt, und alles das vermischt sich mit Reminiscenzen aus den Dramen à la Pixerecourt. Während ich mich so von diesen neuen Eindrücken wiegen ließ, kam mir ein Lied aus einer der letzten Operetten Offenbach's in den Sinn. Ein König erscheint, den seine Unterthanen eben nach einer Revolution an die Luft gesetzt haben:

Ils m'ont pris mon bien, mon empire,
Diamants, trône, et caetera;
Mais m'eussent-ils encore fait pire,
Je suis content, d'avoir vu ça. (bis)

Ja, es war uns Allen eine Befriedigung, das gesehen zu haben. Die menschliche Seele ist nun einmal so gemacht! Man fühlt eine geheime Freude, Zeuge so wunderbarer Ereignisse zu sein, wie sie kein Jahrhundert wohl je gesehen hat, und sagen zu können, daß man mit

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

seinen schwachen Kräften auch etwas dazu beigetragen habe! Man spielt ein Stück Weltgeschichte und zwar ein Stück großer Geschichte und das ist ein höchst seltener Genuß.

Nachts Schildwache zu stehen, war oft recht hart. Unsere Vorgesetzten, in ihrem übertriebenen stürmischen Eifer, vergrößerten unnöthigerweise die Zahl der Schildwachen. Sie stellten alle fünfzehn Schritte eine, und dabei waren die Reihen der Wache doppelt, manchmal sogar dreifach. Jede Schildwache fühlte dadurch ihre Verantwortlichkeit verringert und ließ sich bei einer Pflichterfüllung etwas mehr gehen. Später war man etwas sparsamer, denn sonst wäre bald die ganze Nationalgarde auf den Beinen gewesen. Welch' unzählige Schnupfen und Halsentzündungen und was für Rheumatismen brachten wir von jenen Nächten auf den Wällen heim.

Man schlief noch unter den Zelten, weil die Casematten noch nicht fertig waren. Das Zelt ist sehr malerisch, aber für den guten Bürger sehr wenig bequem und gar kalt. Und dann verstanden wir eben nichts von den Einzelnheiten des Lagerlebens. Man hatte gut jedem Nationalgardisten den Platz bezeichnen, den er in dem Zelt einnehmen sollte, wir wußten uns nicht einzurichten, und es gab ewig Streitigkeiten, die oft recht belustigend waren.

In jedem Zelt waren stets zwei oder drei Nationalgardisten, die sich auf den ersten besten Platz gelegt hatten und, irgend einen Sack als Kopfkissen benützend, auf dem Stroh des Nachbars schliefen. Die Unglücklichen, welche Schildwacht gestanden hatten, kehrten zitternd vor Frost zurück. Sie suchten tastend ihren Weg in dem Zelt und mit beiden Händen suchten sie ihren Sack und den Teppich, die sie zurückgelassen hatten, um damit ihren Platz

zu bezeichnen. Sie fanden sie von brummenden Schläfern besetzt.

„Aber, meine Herren", rief der Erste, das ist doch zu dumm. Man hat mir meine Sachen genommen. Wer ist nicht auf seinem Platz?"

„Das ist unerhört!" sagte ein Anderer.

„Das ist unwürdig!" fing ein Dritter an.

Alle Schläfer umklammerten schweigend ihren Sack; manche trieben die Keckheit sogar so weit, noch lauter zu schnarchen. Das Schnarchen gilt bekanntlich als ein Zeichen von gutem Gewissen. Nach und nach stieg der Zorn und es fielen Schimpfworte:

„Glauben Sie etwa, daß das angenehm ist? ich bin halb erfroren!.... He! Mein Herr... mein Herr.... Sie sind auf meinem Platze... Aber ich sage Ihnen, daß Sie auf meinem Platze sind... aber, Donnerwetter! wenn Sie mir nicht gleich meinen Platz frei machen, so werf' ich Sie hinaus!"

„Das möcht' ich auch einmal sehen!"

„Gleich im Augenblick können Sie das sehen!"

„Wenn Sie mich anrühren!"

Die Prügelei in der Finsterniß soll gerade beginnen, als ein Nachbar vermittelnd dazwischen tritt.

„Macht doch einen Appell."

„Ihr seid erst gar ein sonderbarer Kauz! Wie kann ich denn einen Appell machen, wenn es so dunkel ist wie in einer Kuh! Sie sind recht dumm, mein Bester!"

„Oho! ich bitte, was soll das heißen..."

Bei diesem Lärm sind selbst die festesten Schläfer erwacht:

„Aber, zum Teufel! haltet doch das Maul! Es ist so schon ungemüthlich genug, auf Stroh zu schlafen!"

„Sie sind noch glücklich! Sie haben doch noch wenigstens Stroh! Mir aber hat man's gestohlen!"

„Nicht ich!"

„Was weiß ich?"

„Wie? Sie wissen es nicht? Aber ich sag' es Ihnen ja!"

„Lassen Sie mich doch in Ruhe! Sie werden lächerlich mit Ihrer Empfindlichkeit."

„Sie, hören Sie, wenn Sie etwas wollen — ich bin Ihnen Mannes genug, verstehen Sie?"

„Sie glauben wohl gar, mir Furcht zu machen?"

„Und Sie gar!"

Der so beginnende Streit gibt dem Unglücklichen, der sein Bett sucht, einen schwachen Hoffnungsschimmer, und er sagt mit freundlichem Tone:

„Ganz recht, meine Herren, fechten Sie Ihren Streit nur draußen aus!"

Allein sein Vorschlag läßt die beiden Gegner kalt, und sie begeifern sich, gleich den Helden Homer's aus der Ferne, ohne handgemein zu werden. Sie werfen sich einander vor, zu viel getrunken zu haben, und es scheint, als hätten sie beide Recht.

Während dessen sucht der andere arme Teufel immer noch herum, tastet, stolpert, flucht und stößt sich unterwegs an allen möglichen Beinen, bis eine mitleidige Seele endlich aus seiner Tasche eine Büchse mit Schwefelhölzern holt und ein Licht anzündet. Mit dessen Hilfe findet sich dann endlich in einem Winkel ein noch freier Strohsack, und der ganze Chor ruft freudig: „Da ist er, der Sack!"

„Es ist aber nicht der meinige!"

„Nehmen Sie ihn nur, und kommen Sie zur Ruhe!"

Des Suchens müde, legt er sich darauf — aber zur Ruhe kommt er nicht. Er seufzt und betheuert, er könne nicht schlafen, während sich die beiden Gegner, jeder aus seiner Zeltecke hervor, noch fortwährend mit Schimpfreden tractiren, hartnäckig dieselben Gründe stets von Neuem vorbringen und jeden Augenblick die Anwesenden zu Zeugen aufrufen, daß der Andere unrecht habe. Plötzlich läßt sich eine andere Stimme hören, welche die Marseillaise anstimmt und damit die Zänker übertönt. Man protestirt von allen Seiten.

„Was ist dabei? Wenn die Herren dort mit einander krakehlen, so darf ich doch wohl ein wenig singen.“

Der Zank wird heftiger und lauter.

Die Vernünftigsten verlassen das Zelt und gehen spazieren. Der Himmel ist sternenhell und die Nacht klar. Im Osten hellt sich der Horizont langsam auf und färbt sich zuletzt mit lebhaftem Roth; durch den Nebelschleier der Frühe wandern, Schatten gleich, alte Weiber mit großen Holznäpfen und vertheilen auf improvisirten Tischen Zwiebelsuppe und schwarzen Caffee um den genauesten Preis. Man leert seinen Napf, während man vor einem Bivouacfeuer steht, das auf der Straße angezündet worden ist, und wechselt mit seinen Kameraden einige Worte der Begrüßung: „Brr! wie es kalt ist heute Morgen!.. Der Thau dringt durch Alles! — Haben Sie die Kanonen heute Nacht gehört?“ und was man so weiter zu sagen findet.

Dann wird die Reveille geschlagen und das Lager wird lebendig. Die Nationalgardisten kommen aus ihren Zelten, schlaftrunken und zum Theil in dem wunderlichsten Aufzug. Der Eine steckt in einem weiten Schlafrock und geht ernsthaft, mit der Pfeife im Munde, in dieser

wenig kriegerischen Tracht auf und ab, der Andere verschwindet unter einer weiten Decke, die nur ein Loch hat, aus dem sein Kopf hervorguckt. Der schottische Plaid, der amerikanische wasserdichte Ueberrock, die um die Taille gerollten Thierhäute, Mäntel, die man nach spanischer Art über die Schulter wirft, die unglaublichsten Costüme geben sich da Rendezvous. Und was für Gesichter! Alle sind sie von einer schlaflosen Nacht ermüdet! Man ist verdrießlich, hinfällig und klappert traurig mit den Zähnen! Eine halbe Stunde später ist das vorüber! Der Geist hat die Federn der Maschine aufgezogen und man zieht unter Trommelschlag und Trompetenklang munter in die große Stadt ein, die friedlich schlief, dieweil man für sie wachte.

Nur lustig! nur immer lustig! das ist ein für Paris höchst charakteristischer Zug, den ich nicht genug hervorheben kann! Niemals, selbst nicht in den Tagen des schwersten Kummers, hat man der Lustigkeit ganz entsagt. Es ist die Pariser Art, jeden, auch den herbsten Schmerz damit zu verhüllen, jede, selbst die strengste Arbeit damit zu erleichtern. Niemand versteht es besser als der Pariser Nationalgardist, einen Befehl zu befolgen und ihn doch gleichzeitig zu verhöhnen. Man machte sich über ihn lustig, ließ ihn aber mit der größten Genauigkeit ausführen, wie es wirkliche Soldaten, die in der Praxis nachsichtiger geworden waren, nicht gethan hätten. Eine Runde bei den verschiedenen Posten eines Bezirkes, zur Nachtzeit, in Begleitung eines Officiers, war in dieser Beziehung sehr interessant. Jeder fand sich auf seinem Posten, aber jeder überbot den Anderen in Witzen, die einen alten Kriegsknecht von der regulären Armee mit Schauder erfüllt hätten.

„Wer da!" rief die Wache auf der Schanze.

„Hauptrunde", antwortete der Officier.

Und der Gardist wiederholte im Ton des größten Erstaunens und Respectes, aber mit dreifacher Modulation in der Stimme, indem er Gil-Pérez nachzuahmen suchte:

„Hauptrunde! Oh — oh — oh! . . ."

War es gar ein Freund, der die Runde machte, und seinen Ruf vernehmen ließ:

„Officiersrunde!" — so antwortete er wohl: „Schon gut! Du weißt, Du kannst Dir's sparen; ich kenne Deine Stimme, alter Spaßvogel Du!"

„Allons, keine Dummheiten! sag' die Losung", meinte dann der Officier.

Die Losung lautete zufällig „Mostaganem".

„Mange ta gamelle*)", antwortete die Schildwache mit hohler Stimme, und Alles lachte.

Und doch, wenn man diesen Witzbolden einen Auftrag ertheilte, dessen Wichtigkeit sie begriffen, waren sie trotz ihres excentrischen Wesens kleinlich genau und nahmen keine Entschuldigung an. Ihre Strenge wurde dann oft lächerlich. So war es untersagt worden, irgend einen Uniformirten aus Paris heraus oder hinein zu lassen; man wollte damit die Mobilen verhindern, heimlich die Forts zu verlassen und, wie sie nur zu oft thaten, schaarenweise nach Paris zu kommen. Der Nationalgardist bezog den Befehl aber unbarmherzig auf jedes militärische Abzeichen, und einen braven Bürgersmann sah ich einmal am Thor zurückgehalten, weil er statt eines Hutes das allgemein beliebte Käpi trug.

Umsonst war seine Einwendung, daß dies seine ein-

---

*) Schluck' deine Ration.

zige Kopfbedeckung sei; der Nationalgardist beharrte auf seinem Befehl und blieb unerbittlich, bis ich endlich einen Ausweg fand, der Beiden recht war.

„Stecken Sie doch Ihr Käpi unter Ihren Rock und gehen Sie barhaupt. Dann haben Sie das Recht zu passiren, denn Sie sind dann ein einfacher Bürger ohne Hut.“

Solche Erinnerungen gehören mit zu den angenehmsten und heitersten Bildern, die ich aus der Zeit der Belagerung bewahre. Die Nationalgarde fand späterhin Gelegenheit, auch andere heroische Erfahrungen zu machen; aber noch war der Moment nicht gekommen, wo es galt sich zu opfern und die höchsten Güter hinzugeben. Noch hatte die Nationalgarde nichts Anderes zu thun, als die Wache auf den Wällen und den Sicherheitsdienst in der Stadt zu versehen.

Der Polizeidienst wurde indessen durch eine Menge kleiner Aufgaben, die man später kaum begreifen wird, sehr erschwert. In den ersten Tagen der Belagerung galt die Jagd auf preußische Spione — man wird es kaum für möglich halten, und doch war dem so — als eine der Hauptpflichten der Nationalgarde. Man muß Paris kennen, um zu begreifen, wie weit das aufbrausende Volk durch eine fixe Idee fortgerissen werden kann, sobald es einmal in seinen Empfindungen überreizt ist. Während einer oder zwei Wochen hatten die Leute im wahren Sinn des Wortes den Schwindel; der schreckliche Gedanke an die feindliche Spionage, die sie stets beschäftigte, hatte ihnen die Köpfe verdreht und sie wie toll gemacht. Ueberall sah man Spione. Timothée Trimm, einer der Schriftsteller, die jede Wandlung des Pariser Sinnes studiren, um einen Journalartikel darüber zu schreiben, sagte in einem Auf-

satz, der die Besorgniß des Publicums so treffend zeichnete, daß er Niemand lächerlich vorkam, wörtlich Folgendes:

„In früheren Zeiten fürchtete man zu Venedig die Agenten des Raths der Zehn; man sah sie auf den Lagunen, auf Strickleitern, hinter den Beichtstühlen; aber der Rath der Zehn war eine Versammlung von Biedermännern, wenn man sie mit der militärischen Polizei der Preußen vergleicht. Trifft man ihre Spione doch überall und unter allen Verkleidungen. Gestern wurde ein Kutscher und ein Kohlenträger verhaftet, beide wurden als Spione erkannt, der Eine, weil Er nach deutscher Sitte links ausbog, der Andere, weil er seine Hände zu sehr geschwärzt hatte. Bei der Porte Maillot, zwei Schritte von den Festungswerken, umstand man einen Broschürenverkäufer, der die Biographie des Gouverneurs von Straßburg, des tapfern Generals Uhrich, ausbot, und sie zu nur einem Sou verkaufte. „Immer heran, meine Herren!“ Eine Frau zahlt ihm ein Fünfzig-Centimesstück; er sucht in seiner Westentasche und läßt dabei Goldstücke zu Boden fallen, die ihn verrathen. Auch das war ein Spion.... Heute ging eine anständig und geschmackvoll gekleidete Dame am Industriepalast vorüber. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid, einen Sammthut, während ein dichter Schleier ihr Gesicht verhüllte. Ein Neugieriger folgt ihr nach, bietet ihr den Arm, verfolgt sie und siehe da, bei einem unerwarteten Luftzug, der den Schleier lüftet, glaubt er auf dem Gesichte die Spuren des Rasirmessers zu sehen — es war ein Spion...“

Vierzehn Tage lang quälte das Gespenst der Spionage auf diese Weise die Bewohner von Paris. Die rechtschaffensten Leute sahen sich oft, mir nichts dir nichts, arretirt und konnten sich nur mit größter Mühe der

Wuth des aufgehetzten Volkes entziehen. Man führte sie zum nächsten Posten, wo sie ihre Identität bewiesen und dann mit vielen Entschuldigungen entlassen wurden. So erging es zum Beispiele am 13. September unserem Collegen Lomon, der auf die Präfectur geschleppt wurde, obwohl er das friedfertigste Gesicht von der Welt aufzuweisen hat. Aber gerade sein gutmüthiges Aeußere spielte ihm diesen Streich. Soviel Bonhomie mußte ja erheuchelt sein, und war jedenfalls verdächtig. Wurde doch selbst General Trochu, wie man erzählt, von allzueifrigen Nationalgardisten einmal verhaftet, und lachte nicht wenig über ihren Irrthum. Wehe dem, der mit Elsässer Accent Französisch sprach! denn er war seines Unglücks sicher. Einer meiner Freunde, ein Sohn des patriotischen Elsaß, hatte sich dazu verdammt, öffentlich kein Wort mehr hören zu lassen, denn er war zweimal ein Opfer solchen unangenehmen Mißverständnisses geworden. Wie es in Paris immer zu gehen pflegt, mischten sich bald auch Späße ein. Um das Publicum zum Besten zu haben, ließ man hinter einem beliebigen Menschen den Ruf: „preußischer Spion" erschallen, und hielt sich dann die Seiten vor Lachen, wenn man das vergeisterte Gesicht eines armen Teufels sah, den die Leute am Kragen packten. Sah sich ein Schuldner auf der Straße von seinem Schneider oder einem zudringlichen Schuster verfolgt, so brauchte er ihn nur laut für einen Spion zu erklären, um sich alsbald herzlich lachend erlöst zu sehen.

Des Abends sah man gar manchmal sich Gruppen bilden, die den Kopf in die Höhe streckten, und es dauerte nicht lange, so schwoll die Gruppe zu einer großen Masse an. Und was war es, das man so aufmerksam beobachtete?.. In dem vierten Stocke eines Hauses sah man ein Licht, das sich aus einem Zimmer in's andere bewegte. Ein

Licht, um zehn Uhr Abends! hoch oben in einem Hause! das konnten nur Signale sein!... „Das sind Signale!... Seht Ihr dort den grünen Wiederschein!"... und nun gab ein Wort das andere... „ich kenne den Portier, seine Frau ist eine Preußin — sie hat Spione versteckt, das ist gewiß! — sie wollen Paris verrathen!..." Die Nationalgarde kam zur Stelle; eine Abtheilung faßte den zitternden Concierge und stieg mit ihm zu den Mansarden hinauf, und gewöhnlich fand man nichts weiter als eine brave Familie, die sich um ihr treues Lämpchen zur Arbeit oder zur Lectüre geschart hatte....

„Aber die Bewegungen des Lichts von einem Fenster zum andern?"

„Wir hatten in dem Nebenzimmer etwas zu suchen."

„Und der grüne Wiederschein?"

„Kommt von unserer grünen Tapete."

Eines Tages, oder besser gesagt, eines Abends gerieth ein ganzes Stadtviertel in Aufruhr, weil man beim Schein einer Kerze sich Etwas bewegen sah, das bald roth, bald blau, bald grün aussah und sehr verdächtig erschien. Niemand wußte das Phänomen zu erklären, und die Menge drohte, dieses Observatorium zu verwüsten und niederzubrennen. Man drang in das Haus und fand hinter dem Fenster — einen ausgestopften Papagei, auf den das Licht einer hin- und hergetragenen Kerze gefallen war. Das ernsthafte „Journal des Débats" berichtete des anderen Tags im Ton spöttischer Gutmüthigkeit von dieser Episode der Spionenriecherei und gab derselben damit den Todesstoß. Wenn eine Thorheit bei uns auch lebhaft ist, so hat sie doch das Gute, daß sie nicht lange währt. So ging auch diese letztere vorüber und bald dachte man nicht weiter an Spione. Seitdem hielt man nur die

Elenden aus der Hefe des Volkes an, die wirklich Spione waren, da sie unter dem Vorwand marodiren zu wollen, die Stadt verließen und dem Feind unsere Zeitungen gaben und ihm mittheilten, was sie sonst noch hier und da gehört hatten, wofür sie sich ihren Sack mit Kohl oder Kartoffeln füllen durften.

Gab es noch andere Spione? gab es unter den vielen arretirten Personen wirklich Leute, welche von den Preußen bezahlt waren, um unsere Geheimnisse auszukundschaften? Ich weiß es nicht, aber immerhin ist es möglich. Jedenfalls vernahm man, abgesehen von Hart — einem wirklichen Spion, der einige Tage nach dem Beginn der Belagerung erschossen wurde — von keinem Proceß und keiner Hinrichtung, und man darf daraus den Schluß ziehen, daß sich keine ernsten Verdachtgründe gegen die verhafteten Personen ergaben. Die Regierung hätte im andern Fall sicher Lärm gemacht, sei es auch nur, um durch die Anzeige der stattgehabten Hinrichtung die erregte Phantasie der Bevölkerung in etwas zu beruhigen.

2.

Diese Manie mußte allmählich verschwinden, weil sie keine Nahrung mehr fand. Um so mehr traten zwei andere Erscheinungen zu Tage, welche die Belagerung charakterisirten, und die im ersten Augenblicke kaum fühlbar, in der Folge aber äußerst schmerzlich wurden. Die Erste war der gänzliche Mangel an Nachrichten. Paris; die große Stadt, in der alle Neuigkeiten der ganzen Welt zusammenströmten, um von hier aus vervielfältigt und wie durch ein wunderbares Echo vergrößert wieder auszugehen, dieses Paris sah sich plötzlich von der übrigen Welt abgeschnitten. Wir hatten bis dahin in der Idee ge-

lebt, daß eine völlige Umschließung der großen Hauptstadt ganz unmöglich sei, wenn man nicht zwölfmalhunderttausend Mann dazu verwende, und wir wußten, daß der Feind weit davon entfernt war, über eine so enorme Menge von Truppen zu verfügen. Allein, nun mußten wir doch an die Cernirung glauben und uns den Thatsachen fügen. Es konnte keine Zeitung mehr zu uns herein, kein Brief, kein Courier. Die Regierung hatte nach verschiedenen Richtungen eine Anzahl Boten ausgesendet, welche die preußischen Linien passiren und uns Correspondenzen zurückbringen sollten; kein einziger aber war wiedergekehrt. Von den Gesandten hatten uns drei verlassen: die von England, Rußland und Oesterreich. Die anderen waren dageblieben und hatten bei dem preußischen Generalstabe um die Erlaubniß gebeten, daß man ihnen die Verbindung mit ihren respectiven Regierungen offen lasse. Herr von Bismarck hatte unverschämt genug geantwortet, daß ihre Briefe und die Antworten auf dieselben passiren dürften, aber nur unversiegelt, und nachdem sie vom Kanzler gelesen und gestempelt worden seien. Diese Prätension war ungeheuer und unannehmbar, aber sie zeigte um so besser den unerschütterlichen Entschluß, uns im Gefängniß zu halten und abzusondern, kurz, aus Paris ein ungeheueres Mazas zu machen.

Wir waren sehr bestürzt und aus der Fassung gebracht. Das Resultat, das unsere Feinde verfolgt und erreicht hatten, überstieg all' unsere Voraussicht. Zuerst war unsere Eigenliebe gekränkt. Wir hatten so oft gesagt und in allen Formen wiederholt, daß Paris die große Triebfeder des menschlichen Gedankens sei, und daß wenn es aufhöre, Ideen und Gefühle in Umlauf zu setzen, die ganze Maschine des Weltalls in Folge dessen stille stehen

werde, und es würde wie eine tiefe Ohnmacht der Civilisation sein! Man mußte eben einsehen, daß wenn wir auch in der That einen bedeutenden Platz in der Welt einnähmen, wir doch nicht gerade das Herz bildeten. Wir mußten einsehen, daß, wenn Paris von den andern Nationen abgeschnitten sei, die Erde deshalb doch ihren Lauf wie gewöhnlich um die Sonne fortsetzen werde und die Menschheit doch fortfahren würde zu denken und zu handeln; sie würde im selben Schritt wie seither dem ewigen Fortschritt zueilen. Das war für uns eine unangenehme Entdeckung und eine bittere Enttäuschung! Europa und Amerika konnten uns, wenn es sein mußte, entbehren, uns fehlte aber die ganze Welt. Wie auf das weite Meer verschlagene Seeleute, hatten wir Durst nach Nachrichten. Wie ging es dem übrigen Frankreich? Auf diese für uns so wichtige Frage wußten wir keine Antwort.

Einige Tage, bevor wir gänzlich eingeschlossen waren, hatte die Regierung zwei ihrer Mitglieder nach Tours abgesandt, um das Massenaufgebot zu organisiren und den Enthusiasmus in den Provinzen zu entflammen. Aber wir hatten nur wenig Vertrauen in die Männer, denen diese so schwierige Mission zufiel. Es waren zwei Greise, Glais-Bizoin und Cremieux, die beide durch die Tüchtigkeit ihrer Gesinnung bekannt, deren Kräfte aber vom Alter geschwächt waren. Genügten solch' hinfällige Hände bei einer so furchtbaren Aufgabe? Wir erwarteten es nicht, und es war eine der peinlichsten Beklemmungen, daß man seine Augen nicht in jene Finsterniß bohren konnte, die Alles unseren Blicken entzog. Man hatte uns gesagt, daß Thiers seine jahrlange Erfahrung und seine große Autorität der Regierung zur Verfügung gestellt habe, und daß er abgereist sei, um den verschiedenen

europäischen Cabineten Vorschläge zu machen. Er habe zuerst nach London gehen müssen, dann nach St. Petersburg, und habe dann seine Reise über Wien und Florenz gemacht und sei nach Tours zurückgekehrt. Welches Resultat hatte diese Reise gehabt? was hatte unser Gesandter mit seinen Unterhandlungen erreicht? Wir schmeichelten uns mit trügerischen Hoffnungen, da wir zu jener Zeit noch an die Möglichkeit einer europäischen Coalition gegen Preußen glaubten. So naiv waren wir, daß wir gerade auf Rußland rechneten. Wir sagten uns, daß es im eigenen Interesse ein allmächtiges Preußen nicht aufkommen lassen dürfe, da dieses eines Tages, von seinen Siegen berauscht, die deutschen Provinzen zurückfordern werde. „Wer weiß?" sagten wir uns, „vielleicht ist die Allianz zu dieser Stunde abgeschlossen und wir rechneten aus, wie viel Zeit eine russische Armee nöthig habe, um auf Berlin zu marschiren und unsere Feinde zu zwingen, gegen den neuen Angriff Front zu machen. Nichts Genaues über diese für uns so wichtigen und uns so nahe berührenden Fragen zu hören war uns besonders traurig und ließ uns unsere Unruhe nur um so schwerer tragen.

In diesem Mangel von Nachrichten lag aber für einen Jeden noch eine andere bittere Entbehrung, die uns vielleicht am empfindlichsten berührte. Wir hatten alle unsere Mütter, unsere Frauen, unsere Kinder, unsere Familien theils in die Fremde, theils in die Normandie oder die Bretagne, theils nach dem Innern des Landes geschickt. Keiner von uns hatte den Blockus vorausgesehen und wir hatten sie deshalb nur für eine kurze Zeit mit Geld versehen. Was aber sollte jetzt aus ihnen werden? Wie konnten wir ihnen beruhigende Nachrichten über uns zukommen lassen? denn wir konnten uns vorstellen, daß Bis-

marck die Zeitungen mit falschen Nachrichten von inneren Kämpfen überschwemmen und uns von der doppelten Gefahr des Mordbeils und des Bombardements bedroht hinstellen würde. Auf welche Weise sollten wir selbst hören, ob unsere Lieben sich wohl befänden? Aengstlich zählten wir die Stunden, und diese Stunden waren so reich an Krankheiten, Zufällen, an Besorgniß und Verzweiflung. Unser Herz schwoll von Bitterkeit und Ueberdruß. Dieser Prüfung hat sich Keiner von uns entziehen können, und sie war die einzige, an der sich die Pariser Spottlust, die sonst nichts verschonte und mit ihrer satyrischen Ungebundenheit selbst über die ernstesten Leiden der Belagerung spottete, niemals vergriff; die Stimme würde ihr versagt und ihr Lachen sich in Schluchzen verwandelt haben. Wie viel Witwer gab es in Paris, die jeden Abend, wenn sie beim Concierge ihr Licht nahmen, fragten:

„Nun! sind keine Briefe gekommen?"

„Keine!" antwortete der Concierge regelmäßig.

Und jeden Abend war es ein neuer schmerzlicher Schlag für sie. Eines Abends speiste ich in einem Restaurant mit drei Herren, die ihres septischen Geistes wegen bekannt waren. Das Essen war herzlich schlecht und wir scherzten darüber sowie über die andern Gräuel der Belagerung. Es war eben jene etwas künstlich sprühende Fröhlichkeit, die zum Boulevardier gehört, wie der Schaum zum Champagner. Nur vier Schritte von uns entfernt, saß an einem kleinen Tisch ein alter Mann, und ihm gegenüber eine junge Frau, jedenfalls seine Tochter, die ein Kind von drei bis vier Jahren neben sich hatte. Der Kleine hatte blonde Locken und plauderte mit der ganzen Liebenswürdigkeit seines Alters. Plötzlich

sah er auf unserm Tische eine Birne und verlangte darnach. Einer von uns stand auf, entschuldigte sich bei der Frau und gab dem Kinde mit einem Kuß das Viertel der Birne. Als er zurückkam, suchte er vergebens die Thränen in seinem Auge zu verbergen, und wir Alle brachen ohne ein Wort zu wechseln in ein lautes Weinen aus.

Die Regierung wurde von diesem Elend anfangs überrascht und fand keine Abhilfe. Ueberhaupt ist es merkwürdig zu beobachten, wie sehr in diesem Kriege allen unsern leitenden Männern das Talent abging, etwas auszusinnen und sich aus der Verlegenheit zu ziehen; bei dem besten Willen fehlte ihnen jede Originalität. Auf jedem Gebiet mußte ihnen das ungeduldige Publicum erst die nöthige Anregung geben, während sie doch von ihnen hätte ausgehen müssen. So verfielen sie erst spät darauf, einen Postdienst mit Hilfe von Luftballons zu organisiren. Anfangs ließ man nur einfache unbemannte Ballons steigen, denen man seine Correspondenzkarten ohne Couvert und mit einer Postmarke von zehn Centimes versehen, anvertraute. Was aber aus diesen Ballons und ihren Briefen geworden ist, weiß ich heute noch nicht, denn ich schreibe meine Erinnerungen schon jetzt, vor dem Aufhören des Blockus nieder, um sie frisch zu erhalten. Erst nach zwei- bis dreiwöchentlichen Versuchen organisirte man einen regelmäßigen Dienst von wahrhaften, großen Ballons. Ich werde Gelegenheit haben, in einem der folgenden Capitel auf sie zurückzukommen. Späterhin erhielten wir auch, Dank den Brieftauben, einige kurze und spärliche Nachrichten von den Unserigen. Aber diese geflügelten Boten haben nur eine kleine Zahl glücklich gemacht — und wie viel Andere harren noch!

3.

Die zweite Ueberraschung und das nächstfolgende Elend der beginnenden Belagerung war der plötzlich zu Tage tretende Mangel an Lebensmitteln. Die Regierung hatte geboten, es möge ein Jeder selbst für seine Vorräthe sorgen. Allein fast Niemand hatte diese Aufforderung für ernst genommen, denn man dachte nicht daran, ich wiederhole es, daß Paris cernirt werden könnte. Nur einige vorsichtige Bourgeois hatten ihre Keller mit Mundvorräthen gefüllt, aber ihre Zahl war sehr gering. Andere hatten, mehr um der Mode zu folgen und aus Uebermuth, einen Yorker Schinken, einige Sardinenbüchsen, vier bis fünf Kilogramm Reis und getrocknetes Gemüse, so wie einige Gläser mit eingemachten Früchten gekauft. Man zog zu dem Gewürzkrämer wie auf eine Vergnügungspartie. Vornehme Damen kamen in großer Toilette zur ~~Porte de~~ Potin, häuften in ihren Wagen Töpfe, Büchsen, gesalzenes Fleisch und Käse, was sie gerade fanden, auf, bezahlten mit Gold und kehrten unter ausgelassenem Gelächter von ihrem Ausflug zurück.

Sehr bald aber sah man, daß aus der Belagerung eine Einschließung ward, und daß die schnell und ohne Ueberlegung, nur wie zum Scherz gekauften Vorräthe nicht lange anhalten würden. Von einer einzigen Sorge getrieben, drängte sich nun die ganze Stadt auf einmal zu den Eßwaarenläden. Ueber Nacht wurde Alles theurer. Vor den Läden der Specereihändler und Fleischer bildeten sich lange Reihen von Hausfrauen, welche Käse, Schinken, Wurst und andere Lebensmittel kaufen wollten. Aber noch lachte man damals über diese Eile; noch ahnte man nicht, daß die Stunde des wirklichen Elends, der ernstlichen Leiden nahe bevorstand.

Bald zeigte sich ein merkwürdiges Phänomen, an das man kaum glauben könnte, hätten wir es nicht Alle wahrgenommen. Es war das der verzehrende Appetit, von dem ganz Paris plötzlich ergriffen wurde. Noch niemals hatte man so viel Hunger in der großen Stadt gehabt. Früher aß man, um zu leben und ohne den Speisen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Man hätte schwerlich einen Pariser gefunden, der sein Frühstück bekrittelte. Kaum aber hatte die Belagerung begonnen, so fingen unsere Eingeweide in sonderbarer Weise an, mitzusprechen. Mit verlangenden Blicken betrachteten wir im Vorübergehen die Fenster der Eßwaarenhändler. Die aufgethürmten Blechbüchsen, die Reihen der Töpfe, in welchen bald roth, bald gelb, das köstliche Eingemachte glänzte, jene Fässer, in denen die Häringe dicht aufeinander gepreßt lagen, kurz Alles, was nur Eßbares in den Specereiläden ausgelegt war, erschien uns so verlockend, daß uns der Mund danach wässerte. Wir warfen gerührte, von Thränen feuchte Blicke auf diese Hoffnung unserer zukünftigen Mahlzeiten. Derjenige, welcher seither zwei Eier und ein Stück Käse zum Frühstück genommen hatte, verlangte nun wenigstens ein saftiges Beefsteak und eine Flasche Bordeaux. Was war der Grund dieser Aenderung? sprach der Magen lauter oder hörte man mehr auf sein Verlangen? Mögen die Herren Moralisten diese ernste Frage beantworten. Sicher ist, daß Jedermann eifriger im Essen war, weil er die Tage voraussah, wo man zur Enthaltsamkeit gezwungen sein würde. Die Speisen waren reichlicher und besser; es war, als sagte sich Jedermann leise: „Das war wieder ein Bissen, den ich dem Feind entzogen habe, und dies war noch ein Stück, das die Preußen nicht haben werden!“

In der Bürgerclasse waren die Einladungen niemals zahlreicher gewesen als in jener ersten Zeit der Belagerung. — Ein „Belagerungsessen!“..... hieß es allgemein.

Man fand ein besonderes Vergnügen daran, seinen Gästen recht gute Dinge vorzusetzen, um damit den Preußen Trotz zu bieten und man verschlang Alles unter lauten Beschwerden über die Gräuel der Hungersnoth. Doch all' diese Scherze waren von kurzer Dauer und die Schlächter wurden die Folgen der Einschließung zuerst gewahr. Man mußte das Publicum rationiren, und das war eine der schwierigsten und heiklichsten Aufgaben. Zu jener Epoche fühlte man noch nicht alle Schwierigkeiten derselben, denn das frische Ochsen- und Hammelfleisch war noch reichlich genug vorhanden, um für den gewöhnlichen Verbrauch des Publicums zu genügen. Außerdem war eine Menge Pferdefleisch da, was man sich leicht verschaffen konnte, weil das Volk bekanntlich ein großes Vorurtheil dagegen hatte und es nicht kaufte.

Wenn ich Morgens zum Exerciren der Nationalgarde ging, erinnere ich mich noch recht gut, wie ich an den langen Reihen vorüber mußte, die vor den Thüren der Metzger standen. Oft fing ich eine Unterhaltung mit den Hausfrauen an, die blau gefroren, schwätzend und lachend herumtrippelten, bis die Reihe an sie kam. Ich sagte ihnen:

„Aber warum stehen Sie hier in dem Regen und Schmutz und der feuchten Morgenluft, während da unten ganz nahe an meinem Hause eine Pferdeschlächterei ist, die lange nicht all' ihre Waare los wird?“

„Wir sollen Pferdefleisch essen?“ schrien die Weiber dann alle voll Abscheu.

Ich aß täglich Pferdefleisch und fand es sehr gut, meine Freunde aßen es und die ganze reiche Bourgeoisie aß es ohne Widerwillen. Aber erst der nagende Hunger konnte den Arbeiter und seine Frau dazu bringen. Durch Beobachtung der Schlächterei meines Nachbars, des Pferdefleischhändlers, konnte ich die Fortschritte, welche die Blockade machte, genau verfolgen. Seine Kundschaft wuchs in dem Maße, als die Nahrungsmittel in Paris abnahmen. Gegen Mitte November standen unendliche Reihen vor seinem Laden und später öffnete er nur noch zu bestimmten Stunden und gab nur noch Fleisch gegen Bons ab.

Jede Mairie organisirte die Vertheilung der Rationen so gut sie es verstand. Von allen Seiten erhob man Beschwerden, die nur zu oft begründet waren. Die armen Hausfrauen mußten oft halbe Tage stehen, um ein Stückchen Hammel- oder Ochsenfleisch zu erlangen; dieses lange Stehen im Freien hätte man ihnen doch ersparen können. Man muß freilich anerkennen, daß es für eine Behörde keine leichte Sache ist, zwei Millionen Menschen zu ernähren; zumal eine Bevölkerung, der das Raisonniren im Blute liegt und die jede Gelegenheit sucht, die Behörden zu hintergehen. Im Augenblick, wo ich dieses schreibe, ist die Organisation noch sehr mangelhaft; es gibt nur da und dort Bezirke, die besser daran sind, als die übrigen. Das System der Folgenummern, die man den Consumenten vertheilt, ist mehr oder weniger bequem eingerichtet, aber die Bewohner haben sich endlich mit mehr Geduld in ihr Ungemach gefunden. Es hat sich Alles g e s e t z t, wie das Volk sagt. Man leidet vielleicht noch mehr, aber man klagt weniger laut.

Wir werden noch öfters im Laufe dieser Erinnerungen auf die Nahrungsfrage zurückkommen. Doch nehmen wir den Faden der Erzählung da, wo wir ihn gelassen haben, wieder auf.

Sechstes Capitel.

Le Bourget. — Die Uebergabe von Metz. — Die Manifestation vom 31. October.

1.

Das Manifest von Jules Favre und der kleine Waffenerfolg, welchen wir bald darauf hatten, richtete alle Herzen auf und beruhigte die Gemüther der Pariser. Man faßte neuen Muth und man hatte es wirklich nöthig, denn unsere Lage war fürchterlich. Wir waren zwischen zwei Gefahren, von denen die eine nicht weniger drohend erschien, als die andere. Vor den Thoren waren die Preußen und in der Stadt die Aufrührer. Zu jener Epoche, es war gegen Ende September, hatte die Bourgeoisie wohl mehr Furcht vor den Aufrührern als vor den Preußen; und vielleicht auch nicht mit Unrecht. Waren sie doch, ohne es zu wissen, die Verbündeten, auf welche die Preußen mit Gewißheit zählten. Herr von Bismarck hatte seine darauf bezüglichen Hoffnungen nicht verheimlicht. Er hatte in allen seinen officiellen Briefen, in allen Privatunterhaltungen, deren Echo bis zu uns nach Paris drang, die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Thore von Paris sich ihm durch den Bürgerkrieg öffnen würden. Und er sprach zum Vor-

aus mit Verachtung von einem Volk, bei dem die große Gefahr, in der das Vaterland schwebte, nicht den eingeborenen Hang zur Zwietracht ersticken konnte.

Jedermann wird einsehen, daß es uns nicht sehr behaglich war zwischen diesen beiden Feinden. Wir wußten noch nicht, wie uns die Preußen angreifen würden, welch' vernichtender Blitz das Gewölk durchbrechen sollte, mit dem sie sich absichtlich umgaben. Von all' ihrem Vorhaben hatten wir keine sichere Kunde, wußten also nicht, daß sie entschlossen waren, uns einfach zu blockiren und Gewehr beim Fuß abzuwarten, bis der Aufruhr oder der Hunger ihnen die Stadt in die Hände liefern werde. Freilich hätten wir es voraussetzen sollen, denn die großen Feldherren kennen, wie der Fuchs in der Fabel, nur eine List. Sie erfinden eine neue Combination, welche sie immer und immer wiederholen, bis ihre Gegner dieselbe auch gelernt haben und sie so endlich mit ihren eigenen Waffen schlagen. General Moltke hatte immer den Feind umgangen und ihn durch eine wunderbare Einschließung zur Capitulation gezwungen. Es war also sehr wahrscheinlich, daß er mit Paris auch so verfahren und alle Kräfte Deutschlands aufwenden würde, es zu umschließen, es dann der Zeit überlassend, die andere Arbeit zu thun. Aber wir waren nicht philosophisch genug, um solche Reflexionen zu machen, deren Richtigkeit immer zu spät erst klar wird....

Während des ganzen Monats October glaubten wir an einen directen Angriff, oder doch wenigstens an ein Bombardement. Daß wir beschossen werden sollten, konnte gar keinem Zweifel mehr unterliegen. Jeden Tag sagte man uns: „Sie wissen doch, es fängt morgen, längstens

übermorgen an. „Erst kündigte man es für den 9., dann für den 14., den Jahrestag der Schlacht von Jena, an; dann wieder für den 27., den Jahrestag von Napoleon's Einzug in Berlin. Später am Geburtstag Wilhelm's, Augusta's, Fritzen's. Die an den Mauern angeschlagenen Proclamationen empfahlen uns, Fässer mit Wasser gefüllt bereit zu halten, in unseren Höfen das Pflaster aufzureißen und uns auf die Erde zu werfen, wenn wir eine Bombe fallen sähen; das etwa ausbrechende Feuer sollten wir mit nassen Tüchern ersticken. Mit nachdenklichem Gesichte untersuchten wir Alle unsere Keller, ob das Gewölbe wohl stark genug sein werde, beim Einsturz des Hauses zu widerstehen. Die Museen retteten ihre Schätze in die unterirdischen Gemächer, die Bibliotheken sicherten ihre Dächer und Fenster und das Institut schleuderte dem ganzen civilisirten Europa eine Protestation entgegen, weil diese Barbaren so viele Meisterwerke den Flammen preisgeben wollten. Die „Times" sagte in einer Nummer, die wir erhielten (solche Nummern kamen nämlich stets richtig zu uns), daß Alles in Allem die Beschießung von Paris gar keine solch' außerordentliche Ungeheuerlichkeit wäre, daß es sein eigener Fehler sei; warum wäre es so tactlos, sich zu vertheidigen? diese guten Preußen aufzuhalten und ihnen Mühe zu machen? Es würde ihnen gewiß Kummer verursachen, aber es wäre unsere eigene Halsstarrigkeit, die sie zu den etwas strengen Maßregeln zwinge. Wir würden die Verantwortlichkeit dafür vor der Geschichte zu tragen haben... — Ja! Die „Times" kann sich schmeicheln, uns schlimme Stunden bereitet zu haben und wenn jemals!... aber Geduld, Geduld! der Tag der Abrechnung wird kommen. Wir bekamen keine deutsche Zeitung, in der nicht ex professo von den

Erfolgen dieses zu erwartenden Bombardements die Rede war und man versprach es darin den braven, loyalen Söhnen des blonden Deutschlands als größtes Vergnügen. Bei den Vorposten sprachen die preußischen Officiere mit Trauer davon zu unseren Leuten, wie von einem unvermeidlichen Unglück. Fand man bei einem todten oder verwundeten Soldaten Briefe, so war darin von dem Bombardement die Rede. Ein jedes junge, melancholische, blauäugige Gretchen schrieb in seinen sentimentalen Episteln von den Küssen seiner Seele und von wollenen Strümpfen, von Eingemachtem und vom lieben Gott, von Beethoven und der kleinen Blume, die es im Wald gepflückt, Alles im schönsten Mischmasch durcheinander; dabei verfehlte es niemals, mit einem Seufzer der Befriedigung beizufügen: Man sagt, morgen würde das Bombardement beginnen! Wir erinnerten uns der famosen Kruppkanonen, die uns bei der Weltausstellung durch ihren ungeheuren Feuerschlund in Erstaunen gesetzt hatten. Man versicherte, sie könnten auf acht-, zehn-, ja bis zwölftausend Mètres Entfernung tragen. Die „Illustration" hatte die Distanzen angegeben, welche die verschiedenen Punkte der Stadt von jenen trennen, und aus dieser Arbeit ging klar hervor, daß die Hundertfünfzigpfünder bis auf den Platz des Theater Français fallen könnten. Es hatte sich eine auf Gegenseitigkeit gegründete Versicherungsgesellschaft gebildet gegen die Schäden, die man voraussah, und sie hatte in wenig Tagen ein Capital von mehreren Millionen zusammengebracht.

Eine Woche verstrich nach der andern und das vielbesprochene Bombardement löste sich in Rauch auf, wie ein Nebelphantom in der Nacht, und die Stimme der

Krupp'schen Kanonen war für immer verstummt*). Wenn sie wirklich von Straßburg abgeschickt wurden, ist anzunehmen, daß sie unterwegs irgendwo in einem Graben stecken geblieben sind. Denn es ist nicht leicht, eine Maschine von fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Kilogramm Gewicht in Bewegung zu setzen. Es ist nicht genug Kanonen zu gießen, man muß sie auch an Ort und Stelle bringen und in Batterien ordnen. Dennoch beunruhigte uns diese Drohung fortwährend, obschon sie nicht zur Ausführung kommen sollte und ein kleiner Vorfall vermag besser als alle möglichen Ausführungen die Stärke dieser steten Sorge zu zeigen. Allabendlich besuchte ich eine Dame meiner Verwandtschaft, welche an den in Paris wüthenden Blattern schwer darniederlag. In ihrem Delirium sah sie immer das Gespenst des Bombardements vor sich und so oft ich sie sah, fragte sie mich, was sie zu ihrer Rettung thun solle, wenn einmal das Bombardement beginne.

Auf dem vierten Theil aller Häuser von Paris wehten Fahnen; Ambulanzen, Gesandtschaften und Consulate, Alle hatten ihre Abzeichen aufgehißt und bildeten sich ein, der Feind werde auf drei Meilen Entfernung einen bunten Fetzen Tuch an einer Stange erkennen und die von ihnen bezeichneten Häuser verschonen. Zur Stunde, da ich schreibe, sieht man auf einigen Balconen und an einigen Fenstern noch verschiedene Lumpen flattern und die deutschen Zeitungen, die uns von Zeit zu Zeit zu-

*) Dieses Capitel wurde in der ersten Woche des Januar geschrieben. Drei Tage später gab mir das Bombardement ein furchtbares Dementi. Ich lasse die Stelle nichtsdestoweniger stehen, wie sie geschrieben war, um zu zeigen, wie groß unsere Illusionen immer noch waren.

kommen, bedrohen uns noch immer mit den Krupp'schen Kanonen. Aber es ist altmodisch geworden, an sie zu glauben, und man läßt sich von ihnen so wenig wie vom bösen Menschenfresser im Märchen erschrecken.

Allein es gibt bekanntlich nichts Unangenehmeres als die Erwartung, und wir hatten einen guten Monat lang diese fortwährende Qual auszustehen. Man war überreizt, nervös; was werden sie beginnen? fragte man einander, und warum unternehmen wir nichts unsererseits?

Die Männer, welche der Zufall uns zu Führern gegeben hatte, waren verdienstvolle Leute, die das Herz an der rechten Stelle hatten. Aber an ihr Genie glaubte Niemand. Man hätte gewünscht, daß sie die Heerstraße der Alltäglichkeit verließen, daß sie jeden Tag die Welt, und uns mit ihr, durch eine neue glänzende That, durch eine ganz besondere Erfindung in Erstaunen versetzten. Man führte stets das Beispiel des amerikanischen Bürgerkrieges an, in welchem sich die neugebackenen Generale des jugendlichen Landes durch so viele kühne Schachzüge ausgezeichnet hatten. Aber General Trochu war zwar ein tüchtiger Soldat, aber zu vorsichtig, um anders als in der herkömmlichen Weise zu operiren. Er schien entschlossen, sich nur in kleine Treffen, unbedeutende Scharmützel einzulassen, durch sie seine jungen und ungeübten Soldaten an's Feuer zu gewöhnen, und die Frist, welche ihm die Gegner ließen, zu benützen, um das System der Befestigungen zu vervollständigen. Hätte man vielleicht mehr thun oder manches besser machen können? Diese Frage zu lösen, überlasse ich competenteren Leuten. Ich begnüge mich, den Eindruck zu beschreiben, den diese Taktik in jenem Augenblicke auf uns machte. Sie wurde auf's Heftigste von uns getadelt, und auch diejenigen, die sie laut

billigten und mit Phrasen über Zeitgewinnen u. dgl. um sich warfen, den General Trochu mit Fabius Cunctator verglichen, auch sie ärgerten sich im Stillen, daß die Dinge nicht rascher vorwärts gingen. Wir sprachen wie ein Fieberkranker, der immer seinem Arzt die Schuld gibt, wenn die Krankheit den verordneten Mitteln nicht rasch genug weichen will.

General Trochu ist Bretagner von Geburt, das heißt, er hat einen sehr eigensinnigen Kopf. Er gehört zu den Leuten, welche, wenn sie die Nägel in die Wand schlagen sollen, dazu anstatt des Hammers ihre Stirne benützen. Ich weiß nicht, ob die Zeitungsepigramme und das Aufbrausen der öffentlichen Meinung ihn viel berührten. Er fuhr ruhig und stetig weiter fort an seiner Arbeit, die sich später als vorzüglich erwies. Er vollendete die Befestigung von Paris auf der ganzen ungeheuren Vertheidigungslinie, da und dort verstärkte er schwache Punkte, an anderen Stellen verbesserte er, was schon fast gut schien, kurz er setzte die Stadt in Stand, dem Feind überall, wo er sich zeigen würde, die Stirn zu bieten. Er machte sie uneinnehmbar. Freilich führten die Preußen auch ihre Belagerungswälle auf. Eines Tages sagte ein deutscher Officier zu einem unserer Ambulanzärzte: „Es wird Ihnen ebenso schwer sein, aus Paris hinauszukommen, als uns hinein."

Diese Maulwurfsarbeit, die langsam und mit Geduld vollführt werden muß, ist nicht dazu angethan zu blenden. Und da man nichts von all' dem gewahr wurde, so dankte man es weder dem General Trochu, der die Arbeiten angeordnet hatte, noch dem Geniecorps, das deren Ausführung überwachte. Am 18. October veröffentlichte Trochu einen Bericht über die um die Hauptstadt

ausgeführten Arbeiten, worin er darthat, daß man ihn falsch beschuldigte, die Zeit verloren zu haben. Er zeigte, nicht ohne gewissen Stolz, der hier seine Berechtigung hatte, daß selbst in der Zeit nach den großen Verlusten der Rheinarmee der ungeheure Gürtel der Hauptstadt noch ganz ohne Geschütze war. Aber weiter, daß auch keine Schutzmauern, keine Casematten, keine Pulvermagazine und keine Traversen vorhanden waren; daß sich kein einziges Fort im Vertheidigungszustand befand und alle äußeren Arbeiten von der Zeit zerstört waren. Ich will nicht in die Details der ausgeführten Arbeiten eingehen, solche Berichte gehören der Geschichte an und in deren Feld möchte ich nicht eingreifen. Es ist ihre Sache, im Detail die fabelhafte Menge von Erdsäcken aufzuzählen, die verwendet wurden; sie mag sagen, wie viel Kanonen an Ort und Stelle geschafft wurden, was für Befestigungen gebaut und wie viel Mètres Terrain durch die Sappe dem Feind abgenommen wurden. Ich will nur das Endresultat feststellen und das war in der That bewundernswerth; General Trochu konnte mit Recht stolz darauf sein. Von diesem Tag an war es klar, daß Paris, für das man immer eine Ueberraschung gefürchtet hatte, ganz ruhig hinter dieser aufgethürmten Masse von Hindernissen schlafen konnte und an einen Sturm nicht gedacht zu werden brauchte. Die Barrikaden, mit denen man im ersten Augenblicke die Promenaden und Straßen abgeschnitten hatte, wurden nun fast unnöthig, denn es war sicher, wenn der Feind jemals hereinkommen sollte, es durch Capitulation sein müßte. Und in der That, die Commission, die zur Errichtung derselben eingesetzt worden war, stellte ihre Functionen ein; Rochefort, der ihr Präsident gewesen, hatte nun nur noch einen Ehrentitel. Welche

Ironie der Ereignisse! Die regierende Gewalt hatte selbst eine Barrikaden-Commission geschaffen und Rochefort zu deren Chef ernannt! Wie wahr sind doch die Worte Talleyrand's, der sagt, daß in Frankreich Alles möglich ist!

Sich beschützen war gut, angreifen wäre besser gewesen. Es ist ein Axiom des Krieges, daß die Defensive eines belagerten Platzes offensiv sein muß. Diese zwei Worte, die eine Antithese sind, waren das Resumé aller Meinungen des Pariser Publicums über die Belagerung. Man fragte: „Warum greift General Trochu nicht tüchtig an?“ Die Ungeduldigen, die Aufrührer, die Belleviller sprachen nur von Massenausfällen; Alle zusammen sollten marschiren; vier- bis fünfmalhunderttausend Mann ungefähr sollten auf einem bestimmten Punkt durchbrechen und Alles über den Haufen werfen. Als wenn es möglich wäre, eine so beträchtliche Armee von Bürgern aufzustellen und manövriren zu lassen, die kaum eine Flinte zu halten verstanden. Die Klügeren verlangten nicht ganz so viel, aber sie hätten auch gewünscht, daß man sich weniger auf der Reserve hielt und sich nicht blos auf starke Recognoscirungen beschränkte. Die Einen kritisirten in höflicher Weise, die Anderen mit Bitterkeit.

General Trochu fragte aber nichts nach all' dem; er hatte seinen Plan für sich. Eines Tages hatte er sogar die Unvorsichtigkeit (und solche kleine Mißgriffe sind die Strafe aller zu viel schreibenden Führer), eine Proclamation zu erlassen, die ihrem Sinn nach ungefähr Folgendes besagte: „Laßt mich ungeschoren, ich habe meinen Plan, von dem ich nicht abgehen werde. Ich habe mich noch in keinem meiner Urtheile über den gegenwärtigen Krieg geirrt, wie man aus dem Testament ersehen wird,

das ich bei meinem Notar, Herrn Ducloux, niedergelegt habe. Warum soll ich nicht auch diesmal auf die Richtigkeit meines Urtheils vertrauen? Nur Geduld!" Die Pariser lächelten über eine solche gar zu bretonische Naivetät, und Trochu's Plan gab Anlaß zu unendlichen Witzen, Caricaturen und Spottliedern. Ueberall hörte man folgende, der Melodie: „on va lui percer le flanc" angepaßten Strophen:

Je sais le plan de Trochu,
Plan, plan, plan, plan, plan!
Mon Dieu, quel beau plan!
Je sais le plan de Trochu,
Grâce à lui rien n'est perdu!

Quand sur du beau papier blanc
Il eut écrit son affaire,
Il alla porter son plan
Chez maître Ducloux, notaire.

C'est la qu'est l'plan de Trochu
Plan, plan, plan, plan, plan!
Mon Dieu, quel beau plan!
C'est là qu'est le plan de Trochu!
Grâce a lui rien n'est perdu! *)

Das Lied zählte dann in einer langen Reihe von Couplets alle Dummheiten auf, die man begangen habe, und an deren Wahrheit man wirklich glaubte, um jedesmal mit dem boshaften Refrain zu schließen:

---

*) „Ich kenne den Plan von Trochu, Plan, Plan, Plan! Mein Gott, welch schöner Plan! Ich kenne den Plan von Trochu; Dank ihm, ist noch nichts verloren! — — Als er auf schönes weißes Papier seine Geschichte geschrieben hatte, trug er ihn hin, seinen Plan, zu Meister Ducloux, dem Notar. Dort befindet sich der Plan Trochu's, Plan, Plan, Plan! Mein Gott, welch schöner Plan u. s. w."

C'est dans le plan de Trochu
Plan, plan etc.

Ueber diese nicht gerade sehr geschmackvollen Witze haben wir herzlich gelacht und ich fürchte, General Trochu hat sie übler aufgenommen, als es kleine Stichelreden dieser Art werth sind.

Nichts destoweniger blieb er bei seinem Plan, den er allein kannte, und der wenigstens für den Monat October darin bestand, die jungen Truppen in kleinen Corps in's Feuer zu führen, einzig zu dem Zweck, sie kriegstüchtig zu machen; anstatt großer Ausfälle vielfache Recognoscirungen zu machen, und dabei die Kanonen der Forts fortwährend arbeiten und sie bei Tag und bei Nacht die preußischen Arbeiten beschießen zu lassen. Es kommt mir nicht in den Sinn, dieses System zu tadeln, ich bitte nur meine Leser, sich den Zustand einer leicht empfänglichen und heftig erregten Bevölkerung vorzustellen, die jeden Morgen in der Zeitung Notizen wie die folgende zu lesen bekam: „Der Mont Valérien hat gestern ein Dutzend Bomben auf eine im Bau befindliche Batterie geworfen, hat sie demontirt und die feindlichen Soldaten zur Flucht genöthigt", oder: „Die Francs-tireurs der Seine haben in der vergangenen Nacht einen glücklichen Ausfall in der Richtung nach der Marne gemacht; sie stießen auf einen Trupp Feinde und ein heftiges Gewehrfeuer entspann sich, das an zwei Stunden währte. Dieses Gefecht, das unseren Freiwilligen die größte Ehre macht, hat uns keinen einzigen Verwundeten gekostet." Solche Nachrichten waren für unsere Ungeduld doch gar zu arm, und da man in Paris Alles zu verspotten weiß, parodirten die Zeitungen gar bald diese täglichen Berichte. „Gestern", hieß es z. B., „bemerkte man ein leichtes Rauch-

wölkchen auf der Höhe von Saint-Cloud. Man vermuthet, daß es von einer unserer Bomben herrührte, die aus Versehen unter der Pfote eines Hundes platzte und dem Thier den Schwanz abriß. Er ist dafür vom König Wilhelm mit der Militärmedaille decorirt worden."

Die großen Recognoscirungen, welche General Trochu durch Ducrot oder Vinoy mit zehn- bis zwölftausend Mann unternehmen ließ, befriedigten uns ebenfalls nicht. Die officiellen Berichte sprachen immer von dem wunderbaren Muth unserer Soldaten, den ernsten Verlusten des Feindes, von dem Sieg, der um ein Haar unser gewesen wäre; aber er war uns jedesmal entgangen, und schließlich kamen wir von diesen Expeditionen doch immer zurück, ohne auch nur irgend einen greifbaren Beweis unserer angeblichen Erfolge mit heimzubringen. Mehr aber als alles Andere fühlte sich die Bevölkerung bei diesen Vorgängen dadurch gereizt, daß jedesmal die Gerüchte des ersten Abends einen glänzenden Erfolg hoffen ließen und die Enttäuschung am nächsten Morgen um so grausamer war. Den einen Tag sagte man uns: „Ja, wenn wir nur zwei Batterien mehr gehabt hätten!" und das gutmüthige Publicum erwiederte auf diese Klagen: „Ja, warum habt ihr denn die zwei Batterien nicht gehabt?"

Ein andermal hätte man gewiß zehntausend Preußen abgeschnitten, wenn man nur zwei Stunden früher aufgebrochen wäre... „Man hätte eben früher aufbrechen müssen", meinte das Publicum... „Dort ist ein schmaler Pfad", sagten die Herren vom Fach; „hätten wir ihn gekannt, er hätte uns gerade in die rechte Flanke des Feindes geführt." — „Und warum hattet ihr keine Karte?" unterbrach der Bürger. — „Wie schade! hätten wir nur zehntausend Mann zur Stelle gehabt, wir hätten gewonnenes Spiel

gehabt!" — „Wirklich?" entgegnete das Publicum; „nun, so hättet ihr zwanzigtausend Mann vereinigen sollen, um über die Preußen zu siegen!" Selbst die einsichtsvollsten und gemäßigten Tagesblätter wurden zuletzt so ungeduldig wie das Publicum und selbst sie verlangten, daß man niemals eine Expedition ohne bestimmten Zweck unternehme, ohne daß man einen Punkt erobere und gewissermaßen zum Zeichen des Erfolges auch behaupte. Man kann sich darnach vorstellen, wie die Sprache der Ultraradicalen lautete.

Es ist nicht meine Absicht, alle kleinen Kriegsbegebenheiten genau zu erzählen; es handelt sich nur um die allgemeine Physiognomie der Stadt. Andere werden von dem Muth unserer Truppen, den strategischen Combinationen und den Helden erzählen, welche in diesem Kampf für das Vaterland gefallen sind; es genügt für jetzt, die Rückwirkung dieser Ereignisse auf den Sinn der Pariser zu zeigen. Das Gefecht von Thiais am zweiten October, das von Malmaison am achten, von Châtillon, Bagneux und Clamart am dreizehnten — sie alle machten den gleichen Eindruck und veranlaßten den Ausbruch der Unzufriedenheit, der am ersten November nach dem Treffen bei Bourget stattfand. Doch mit dieser großen Bewegung begann ein neuer Abschnitt der Belagerung, und so müssen wir etwas bei ihr verweilen und die Ursachen erforschen, welche sie hervorriefen.

Unsere Waffen waren bei Paris vom Glücke nicht sehr begünstigt; was aber konnten wir von außen her erwarten? Unsere Brüder in der Provinz, für die ich dieses Buch hauptsächlich schreibe, werden begreifen, mit welch' ängstlichem Eifer wir bei dem Dunkel, das unsere Blicke hemmte, etwas von ihren Schicksalen zu erforschen trachteten; wie wir bei der geringsten Nachricht von Anstren-

gungen ihrerseits bebten! Aber nur sehr wenige und sehr unsichere Gerüchte konnten uns von Zeit zu Zeit durch die feindliche Linie hindurch zugebracht werden. Sollte man es für möglich halten, daß wir bis zum 7. October keine einzige Zeitung aus der Provinz zu Gesicht bekamen? An jenem Tage war der „Gaulois" so glücklich, eine Nummer des „Journal de Rouen" zu erhalten. Welche Freude war das, als man sie uns brachte! Freund Beuzeville, der jenes Blatt mit soviel Talent redigirt, ahnte nicht, welchen Erfolg er an jenem Tage bei uns hatte.

Man mußte auf dem Redactionsbureau all' diese bewegten Gesichter gesehen haben, wie sich alle Augen neugierig auf den Vorleser richteten. Nachrichten! wir sollten also wirklich endlich Nachrichten bekommen! dieses Schweigen, das nun schon fast neunzehn Tage auf uns lastete, sollte also gebrochen werden! Es fiel uns eine Last vom Herzen. Wirklich, ich kann es nicht oft genug wiederholen, es gibt keine ärgeren Qualen als von der Welt abgeschnitten in der Hauptstadt der civilisirten Welt zu leben, wie Robinson auf seiner Insel. Mit welcher Ungeduld und welch' unterdrücktem Zorn erduldeten wir die Qual, nichts zu erfahren! Die beunruhigendsten Gerüchte waren im Umlauf und wurden bei der allgemeinen Unruhe schnell verbreitet. Denn man glaubt leicht, was man fürchtet und was man wünscht. — Die Preußen haben Rouen genommen.... Sie belagern Havre... Sie haben die Hilfsarmee geschlagen... Die Regierung von Tours verräth uns... Und all' diese Gerüchte wurden aufgefangen und von dem aufgeregten, halb tollen Publicum commentirt und vergrößert. Endlich kam die Wahrheit! wir haben sie! da ist sie! Gesegnet seist du, kleines geschwärztes Papierstückchen, das sie uns mitten

durch die Belagerungsarmee brachte! Niemals hat uns ein Brief mehr Trost und Freude gegeben als diese officiellen Depeschen, worin uns Frankreichs Geschichte der letzten Tage erzählt wurde. Freude oder Unglück war uns gleich, Alles war besser als dieses Schweigen.

Die Nachrichten, die uns das Journal brachte, waren leider nicht sehr gut, ebensowenig jene, die später durch unbemerkbare Ritze zu uns drangen. Ich spreche nicht von der Einnahme von Straßburg und Toul, diese Nachricht hatten wir Dank des liebenswürdigen Eifers der Preußen schon vor drei oder vier Tagen erhalten. Der Fall dieser zwei Plätze hatte uns tief betrübt, ohne uns zu entmuthigen, denn es war voraus zu sehen, daß sie sich nothwendig ergeben müßten, wenn man ihnen nicht zu Hilfe eilen könnte. Aber was uns mehr beunruhigte, als das Schicksal dieser zwei Städte, war das Verlangen, endlich zu erfahren, was die Provinz dachte und that. Wie fühlten wir damals die Unwahrheit des Wortes, das vorgibt, Paris sei Frankreich! Nein, Paris ist nicht Frankreich, Paris ohne Frankreich ist nichts, und wir fragten uns täglich mit steigender Angst, ob sich Frankreich erheben werde? Ein Journal hatte diese allgemeine Sorge in eine humoristische Form gebracht, wie es dem Pariser eigen ist. Ein Bürger liegt im Bett und nimmt die Uhr vom Nachttisch, um nach der Zeit zu sehen: „Aha, es ist sieben Uhr; um so besser, das ist die Stunde, in der sich die Provinz erhebt.“

Aber sie erhob sich nicht! Das Wenige, was wir von ihren Zuständen errathen konnten, zeigte sich uns zaudernd und entzweit; in Tours war eine Regierung von energielosen Greisen und überall bonapartistische oder orleanistische Umtriebe. Man sagte uns sogar, daß einige Mitglieder der Familie Orleans gekommen seien, um Frank-

reich ihren Degen zur Verfügung zu stellen und die schon so complicirten Verhältnisse noch mehr zu verwirren. Die großen Städte waren von Parteien zerrissen und beanspruchten sich selbst zu regieren; jede Provinz vergaß das allgemeine Wohl, um nur an ihre eigene Sicherheit zu denken, und in den unteren Schichten der Bevölkerung drohte eine Jaquerie, deren baldigen Ausbruch wir befürchteten. Möge uns die Provinz verzeihen, daß wir in jenen Augenblicken an ihr zweifelten! Wir wußten noch nicht, und vielleicht war es ihr selbst unbekannt, daß aus dieser zerstreuten, ungeheuren Gährung bald die Flammen des Patriotismus aufleuchten und alle Herzen erfüllen würden; daß alle diese Elemente männlicher Energie sich concentriren und große Armeen bilden würden, daß ganz Frankreich von Einem Geiste beseelt, getragen von dem unsterblichen Schwung von 1792, zur Rettung von Paris anrücken und zur Eroberung seiner Hauptstadt schreiten werde.

Zu jener Zeit entschloß man sich, Gambetta nach Tours zu schicken, um die Regierungsdelegation mit seiner jungen Popularität zu unterstützen.

Gambetta war uns in Paris sehr nützlich, denn er besaß wirklichen Einfluß auf die Männer der äußersten Partei, und er bildete die Verbindung zwischen ihnen und der Bougeoisie. Aber es war klar, daß er in der Provinz eine größere Rolle spielen konnte. So verließ er Paris den 6. October, entkam glücklich den Preußen, und wir erfuhren bald, daß er die Leitung der Geschäfte übernommen und der allgemeinen Stimmung neuen Aufschwung gegeben habe. Keratry folgte ihm bald mit einer Privatmission, die wir nicht kannten. Dann ging Ranc, dessen Name freilich in der Provinz sehr wenig bekannt ist, aber

der das Verdienst hat, ein ehrenhafter Mann zu sein, und dabei ein Mann der That und ein guter Republikaner ist.

Was that man während dessen in den Departements? Vielleicht schreibt in diesem Augenblick ein Journalist der Provinz ihre Geschichte für uns, während ich die unsere für jene schreibe. Ich kann nur von den Gerüchten erzählen, die von Zeit zu Zeit zu uns drangen. Manchmal kam allerdings eine Depesche Gambetta's, aber er ist ein Südländer und zieht den oratorischen Effect einer Phrase dem bestimmten Detail vor; anstatt uns also die genaue Zahl, die Stärke und die Stellung der in der Provinz ausgehobenen Armeecorps zu melden, verkündigte er uns pomphaft, daß der Widerstand der Stadt Paris die Bewunderung der ganzen Welt errege. Man lächelte hier über diese Uebertreibungen und dachte bei sich, daß wenn der erste Minister uns derart den Weihrauchkessel unter der Nase zerschlage, er wohl nichts Besseres zu sagen wisse. Manchmal auch erhielten wir eine Zeitung aus der Provinz, oder amerikanische und englische Blätter, welch' letztere uns meistens durch das amerikanische Consulat zukamen. Sie enthielten nicht viel Tröstliches. Sie erzählten von schönen Waffenthaten, wie Saint-Quentin von einem unserer Collegen bei der Redaction des Siècle, von Anatole de la Forge, heldenmüthig vertheidigt wurde, und dieser in dem Kampf eine ruhmvolle Wunde davon trug. Später auch sprachen sie von dem heroischen Opfermuth von Chateaudün, das sich lieber unter seinen eigenen Trümmern hätte begraben, als ergeben wollen. Wir konnten wohl aus den abgerissenen Nachrichten, die uns dann und wann über die Ereignisse zukamen, erkennen, daß in dem weiten Umkreis ein Recognoscirungskrieg geführt wurde und kleine Gefechte stattfanden, daß in all' jenen Theilen

der Provinz der Patriotismus entflammt war und sich in kühnen Thaten bekundete. Aber bildete sich auch eine reguläre Armee, die alle zerstreuten Kräfte sammelte, um sie dem Feind in den Rücken zu werfen? Ueber diesen so wichtigen Punkt konnten wir mit dem besten Willen keinen Aufschluß erhalten.

Eine Hoffnung blieb uns noch: Baizaine hielt sich noch immer in Metz. Einer der ausgezeichnetsten Generale aus dem amerikanischen Krieg hatte Metz den Schlüssel der Situation genannt. Von Metz aus müsse man die Preußen von Paris wegtreiben, denn das beste Mittel, einen Hund zum Umdrehen zu bringen, sei, ihm auf den Schwanz zu treten. Dieses pittoreske Bild hatte sehr gefallen. Man sah im Geiste, wie Bazaine den Eisengürtel, der ihn umschloß, durchbrach und mit seiner Armee, die man auf wenigstens 80.000 Mann schätzte, und die aus den besten Truppen Frankreichs bestand, auf die Belagerer losstürmte! Die Gemäßigten meinten, wenn er auch nicht bis Paris vordringen könnte, so würde er in den Vogesen bleiben, dem Feind die Zufuhren abschneiden und ihn durch Hunger zum Rückzug nöthigen. Wir Pariser würden ihn dann verfolgen.... Und schon wiederholte man die berühmte Phrase: Keiner wird Frankreich lebendig verlassen!

Diese Illusion war nicht ganz ohne Grund. Man hatte eines Tages hinter einem Busch einen Ballon aufgefunden, dessen Schiffchen ganz voll Briefe war, welche die Garnison von Metz geschrieben und dem Wind anvertraut hatte. Diese Briefe drückten alle das größte Vertrauen aus. Sie sagten, daß in der belagerten Stadt weder Brod noch Fleisch mangle, daß die Haltung der Garnison ausgezeichnet wäre und daß Bazaine durch-

brechen werde, wann und wo er wolle. Die englischen Journale brachten uns die Beschreibungen seiner unaufhörlichen wüthenden Ausfälle, bei denen, nach ihrer Aussage, die Preußen jedesmal eine Menge von Leuten verloren. Er wird sie noch ganz aufreiben und in Stücke hauen, dachten wir. Wer weiß? Vielleicht ist er in diesem Augenblick schon unterwegs! — Und wir lauschten.

Nun kann man sich die Aufregung von Paris vorstellen, als wir eines Morgens (am 28. October) beim Erwachen in dem „Combat", dem Journal von Felix Pyat, die großgedruckten Worte lasen: „Verrath des Marschalls Bazaine", und darunter einen Artikel mit schwarzem Rand sahen, worin eine angebliche Capitulation der Armee von Metz erzählt wurde, welche die Schande von Sedan erneuere. Dem ersten Moment des Schreckens folgte bald die Entrüstung und der Zorn. Woher hatten wohl die Journalisten diese wunderbare Nachricht? Man lief nach dem Ministerium. Die Mitglieder der Regierung antworteten, daß sie gar keine Nachrichten über Bazaine hätten. Die Menge drängte sich nach dem Bureau des Journals und drohte Alles zu zertrümmern. Da Pyat nicht anwesend war, forderte man seinen Stellvertreter auf, die Person zu nennen, von welcher man die Nachricht habe. Er nannte Flourens, der es seinerseits wieder auf Rochefort schob. Die Sache fing an ernsthaft zu werden, denn Rochefort war Mitglied der Regierung. Rochefort versicherte aber, nichts dergleichen gesagt zu haben, und Flourens verkroch sich hinter eine einflußreiche Person, deren Namen er nicht nennen dürfe.

So hielt man denn die Nachricht für falsch, wenn auch eine leise Sorge fortfuhr die Gemüther zu beun-

ruhigen. Die Journale sprachen nicht mehr davon, aber man sagte sich geheimnißvoll in's Ohr:

„Sie wissen doch! Das Unglück ist wirklich wahr, Bazaine hat capitulirt."

„Nicht möglich! Wer hat es Ihnen gesagt?"

Man erklärte sich nicht weiter und zuckte nur mit den Achseln. Die Ungläubigen (und deren gab es nicht wenig) verharrten bei ihrem Ableugnen. Am 31. mußten aber Alle daran glauben. Die Nachricht wurde von der Regierung veröffentlicht; unsere letzte Hoffnung sank mit diesem Schlag und dazu erlitten wir gerade um diese Zeit die Niederlage von Bourget.

An sich war diese Niederlage von keiner Bedeutung und wir hatten deren härtere erlitten, ohne davon niedergedrückt zu werden, aber diesmal war sie in einer schlechten Zeit gekommen und unter der schlechtesten Form, die man sich denken kann. Am 28. hatte sich Abends eine Compagnie Franctireurs in die Nähe von Bourget, einem kleinen Dorfe vor Saint-Denis, geschlichen und den dort liegenden Posten überfallen. Nach einem nächtlichen Kampfe, der ohne große Bedeutung war, hatte sie Besitz davon ergriffen. Die Position war in Wahrheit mittelmäßig und war weder der Eroberung, noch der Vertheidigung werth. Die Preußen kehrten am Morgen in größerer Anzahl zurück, aber sie griffen nicht heftig an und wurden zurückgeschlagen. Man blieb Herr des Dorfes. Freilich war es ein Erfolg ohne Nutzen, der nur der Eitelkeit schmeichelte, denn le Bourget konnte uns zu nichts dienen und man hätte es am besten gleich wieder verlassen sollen. Aber man beging statt dessen die Thorheit, diesen Erfolg bei der Pariser Bevölkerung recht laut anzupreisen. In einer Proclamation kündigte die Regierung

an, daß man den Eisengürtel, der uns umschließe, erweitert und die Preußen zum Rückzug gezwungen habe. Von dem Augenblick an, wo man in der Weise sprach, mußte man in le Bourget bleiben und einen wirklich befestigten Punkt daraus machen. War es Nachlässigkeit des Gouverneurs oder Vergeßlichkeit von Seiten des Generals, kurz, man schickte weder Verstärkung noch Artillerie hin. Unsere Soldaten, die sich schon eine Nacht und einen Tag geschlagen hatten, blieben dort in einem fürchterlichen Regen, im Schmutz bis an die Kniee, ganz ermattet und halb todt vor Frost. Man versichert selbst, daß ein großer Theil in den gefüllten Weinkellern sich betrunken hätte. Im Morgengrauen kam eine ganze Division Preußen zurück, die mit vortrefflicher Artillerie versehen war. Sie beschoßen le Bourget und während unsere Soldaten, halb blind von diesem höllischen Kugelregen, in's Blaue hineinschoßen, umzingelte eine feindliche Abtheilung die Position. Man mußte sich zurückziehen, diejenigen aber, welche voll Hartnäckigkeit an Widerstand dachten, wurden gefangen genommen. Bei dieser Gelegenheit fand Ernest Baroche einen rühmlichen Tod und tilgte mit seinem Blute die Unpopularität des Namens, den er trug.

Le Bourget war verloren, doch hatte das keine Bedeutung, da man doch nichts damit anfangen konnte; aber der moralische Eindruck auf Paris war ungeheuer. Es war nur Ein Schrei der Entrüstung, des Schmerzes und der Verzweiflung. So mache man also stets dieselben Geschichten! Niemals sorge man für genügende Artillerie! Man lasse unsere Soldaten hungern, und habe nirgends Ordnung! Zu welchem Zweck solle man noch einen unmöglichen Kampf fortsetzen? Die Niedergeschlagenheit, in die das ganze Volk fiel, war unbeschreiblich:

Le Bourget war wiedergenommen und Metz hatte sich ergeben, das war zu viel auf einmal.

Ein anderer Umstand kam noch dazu, um die Gemüther noch mehr für den Frieden zu stimmen, als sie es schon waren. Thiers hatte bekanntlich von der Regierung der nationalen Vertheidigung einige Tage vor der Einschließung eine Mission, deren Inhalt uns nicht bekannt war, für verschiedene europäische Cabinete erhalten. Er war im strengen Winter nach London und von da weiter nach den anderen Hauptstädten gereist. Von Zeit zu Zeit kam eine Notiz über ihn und seine Reisen in den Zeitungen. So lasen wir, daß Thiers in St. Petersburg auf's Zuvorkommendste empfangen worden sei und daß der ganze russische Adel zu ihm gekommen wäre. Dann las man, wie er nur wenige Tage in Wien verweilt habe, doch sei ihm die liebenswürdigste Aufnahme zu Theil geworden, und man drückte die Hoffnung aus, daß er Herrn von Beust begreiflich machen werde, wie innig die Interessen Oesterreichs mit denen Frankreichs verknüpft seien. Wir hofften indessen nicht mehr viel von der Intervention der Mächte, als plötzlich in der Stadt das Gerücht verbreitet wurde, daß Thiers zurückkäme und einen sehr ernst gemeinten Vorschlag zum Waffenstillstand überbringe. Auf Wunsch des Czars habe er einen Geleitschein durch die preußischen Linien von Herrn von Bismarck erhalten. Ein öffentlicher Anschlag bestätigte bald diese Gerüchte.

Jedermann sagte sich, daß, wenn Bismarck Thiers gestatte, mit der Regierung der nationalen Vertheidigung zusammenzukommmen, er auch einen Waffenstillstand für möglich halte, und ein Waffenstillstand war ja das Vorspiel zum Frieden. Frankreich werde eine Na-

tionalversammlung wählen, die mit den Preußen in Unterhandlung treten und uns von diesem fürchterlichen Krieg befreien könne. Man war überzeugt, daß, wenn die europäischen Mächte auf Thiers' Bitten eine Einmischung zu Gunsten Frankreichs versprochen hatten, dieselbe nicht platonisch sein könnte und daß sie auf die preußischen Entschließungen anders als durch Vernunftgründe und Bitten einwirken müßte; denn sie wußten so gut wie wir, daß Kanonenschüsse die unwiderleglichsten aller Argumente sind.

Bei dieser Hoffnung auf baldigen Frieden wurden alle Gemüther erweicht. Man redete sich in den Straßen an:

„Nun, was halten Sie von dem Waffenstillstand?"

„Ich denke, er ist so gut wie abgeschlossen."

„Das liegt auf der Hand."

Bei dem allgemeinen Glauben an ein baldiges Ende der Belagerung und an Frieden zeigte sich ein sehr merkwürdiges, belustigendes Symptom. Alle Fenster der Delicatessenläden waren schon seit langer Zeit ganz leer. Nun erschienen plötzlich, wie durch Zauberei, eine Menge von Schinken, Speckseiten und andere gute Leckerbissen. Man hatte sie klüglich in den Kellern verborgen gehalten, um höhere Preise abzuwarten; nun hingen sie triumphirend in den Auslagen der beunruhigten Wurstverkäufer. Man schmunzelte freudig bei dem unerwarteten Anblick so guter Lebensmittel: Das Schwein ist der Friede, spotteten die Caricaturen. Bei den Vorposten schoß man nicht mehr und auch der Mont-Valérien schwieg. Man schloß daraus auf eine stillschweigende Waffenruhe zwischen den zwei feindlichen Armeen, und vom Waffenstillstand zum

allgemeinen Frieden war dann nur noch ein Schritt. Es war ein ungetheilter großer Jubel.

So ganz ungetheilt war er doch nicht, denn eine Anzahl dem Vaterlande treu ergebener Bürger wollte nicht bei einem Vertrag betheiligt sein, der höchst wahrscheinlich entehrend, sicherlich aber zweideutig war. Andere wieder waren umsichtiger und nicht zum Voraus gegen die Dinge eingenommen; sie kannten die Umwege der preußischen Politik von lange her und waren überzeugt, daß diese Zögerung eine neue Schlinge des Herrn von Bismarck sei, der uns durch die vergeblichen Hoffnungen nur amüsiren wolle. Aber diese Leute behielten ihre traurigen Betrachtungen für sich. Fast die ganze Bourgeoisie von Paris überließ sich in diesem Augenblick den Friedensillusionen und bekundete es durch ganz unzweideutige Zeichen.

Gerade diese Stunde unserer Geschichte wählte nun die äußerste Partei, um eine Revolution zu versuchen und sich der Gewalt zu bemächtigen. Sie machte, was man heute den Putsch vom einunddreißigsten October nennt. Doch um dies dem Leser verständlicher zu machen, muß ich etwas weiter zurückgreifen.

2.

Ich habe schon einige Worte über die Belleviller gesagt, sowie über die Furcht, die sie den gesetzten Bürgern einflößten. Ich denke, sie waren nicht ganz so schwarz, als sie unsere Journale machten. Unter der Arbeiterbevölkerung, welche die Höhen von Belleville, Menilmontant, Montmartre und Clignancourt bewohnte, waren eine Menge ehrenwerther Arbeiter, deren Betragen während des ferneren Verlaufs der Belagerung den reinsten

Patriotismus bezeugte. Aber nicht Alle waren so, und von dort waren seinerzeit unter dem Kaiserreich jene berüchtigten weißen Blousen hervorgegangen, die Paris in Schrecken gesetzt hatten. Dort hatte sich jene kleine Bande von Blanqui's Anhängern gebildet, die am 15. August, dem Namenstag des Kaisers, ohne Veranlassung einen Posten von Feuerwehrmännern überfallen, die Republik proclamirt und dabei vier bis fünf Vorübergehende mit Pistolenschüssen getödtet hatten. In diesem Sitz des Elends und des Hasses gährten der Neid, die Trägheit und der Zorn, welche jeden Augenblick in offener Revolte auszubrechen drohten. Ehrgeizige suchten diese Leidenschaften und diese Noth auszubeuten; manche von ihnen glaubten vielleicht für das Wohl der Gesellschaft zu arbeiten, wenn sie die Hefe derselben aufrührten; wieder andere, die nur von unbezähmbarer Herrschsucht erfüllt waren, scheuten kein Mittel, um zur Macht zu gelangen und sie, sei es auch nur für einen Tag, zu gebrauchen.

Nur selten gestehen die Parteien ihr wahres Ziel, das man fast immer mit der bekannten Phrase: „Räume Du mir Deinen Platz ein", bezeichnet werden kann. Sie schreiben auf ihr Banner den Namen irgend welcher Reform und stürmen unter solchem Schild voran. So hatten die Führer der Partei von Belleville den Ruf nach der Commune als Losungswort gewählt. Im Grund genommen lag ihnen sehr wenig daran, ob die Stadt wirklich ihre Vertreter habe oder nicht, denn wie hätten sie sonst die Commune für Paris fordern und die Wahl der Municipalräthe in der Provinz verweigern können?

Aber sie fühlten wohl, daß eine Regierung, die ihre Entstehung und ihre Kraft nur dem jubelnden Zuruf der

Volksmenge verdankte, nicht lange gegen eine aus allgemeiner Wahl hervorgegangene Commune sich halten könnte, und sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, für sich allein eine Commune bilden zu können, oder wenigstens die Majorität darin zu haben. Sie wußten wohl, daß in jedem berathenden Körper die Exaltirten die Anderen lenken und endgiltig entscheiden. Darum verlangten sie die Commune unter allen Umständen, und da ihr Verlangen wirklich gerecht war, gab es ihnen eine bedeutende Kraft. Sie konnten ihre Gegner daran erinnern, daß sie ja selbst, zur Zeit da sie noch in der Opposition gewesen waren, es für ungerechtfertigt erklärt hatten, Paris einen freigewählten Municipalrath zu versagen. Mit welchem Recht sie nun dieselben von ihnen früher so oft und so bitter gerügten Mißbräuche aufrecht erhalten wollten? Zum Unglück bestand die Regierung der nationalen Vertheidigung aus Leuten, die bei aller Rechtschaffenheit sich leicht einschüchtern ließen. So zauderte und lavirte sie. Hätte sie gleich vom Anfang an den Herren erklärt, erst müsse man Frankreich retten und werde dann weiter sehen; Paris werde seinen Gemeinderath haben, wenn es wieder einfache Gemeinde und nicht mehr das Vaterland in Waffen repräsentire — so lange werde sie die Wähler nicht berufen und die Herren möchten schweigen, sonst — wenn sie in dieser Weise eine feste Sprache geführt hätte, oder wenn sie im Vertrauen auf den guten Sinn der Pariser die Wahlen sogleich anberaumt und ihre eigenen Leute ausschließlich hätte wählen lassen, wir hätten die betrübenden Scenen nicht erlebt, die ich jetzt zu erzählen habe. Allein wie selten hat eine Regierung ein festes Programm und hält daran fest! Die unserige schwankte in dieser Lebensfrage bis zum letzten Tag hin und her und es hätte wenig gefehlt, so wäre sie an dieser Klippe selbst gescheitert.

Ich habe schon von dem Lärm gesprochen, den diese Frage zur Zeit, als Favre nach Ferrières ging, gemacht hatte. Favre's Manifest schien sie für immer erstickt zu haben, als es in allen Herzen den gleichen Entschluß, zu siegen oder zu sterben, wachrief. Allein sie war nur vertagt. Der „Reveil" brachte sie bald wieder auf die Tagesordnung und auf's Neue war es wie ein Losungswort auf der ganzen Linie. Am 28. October hielt man in der Rue Aumaire eine große öffentliche Versammlung, in der Ledru-Rollin mit der Beredsamkeit seiner früheren schönen Tage, mit dem lauten Ruf nach der Commune die ganze Versammlung entflammte. „Ich gedenke der Zeit, da die große Commune den heiligen Boden des Vaterlands von den Fremden gesäubert hat... schon hat Lyon sie wieder eingesetzt; wollt ihr hinter Lyon zurückbleiben, ihr Kinder von Paris, die ihr stets an der Spitze der Revolution einherzogt? Werdet ihr nicht thun, was Lyon gethan hat? Ihr werdet es, ihr werdet es! Ihr seid entschlossen euer Recht zu gebrauchen, euch eine Commune zu geben! Ihr werdet die Commune von Paris ernennen." Dann erinnerte er daran, daß die Regierung die Wahlen erst versprochen, dann wieder vertagt habe. „Bürger, auf einen solchen Beschluß", rief er, „müßt ihr antworten, indem ihr euer Recht ausübt. Dieses praktische Recht macht es möglich, nur die friedlichsten Mittel zu gebrauchen, denn unser Blut gehört heute Frankreich allein. Ich bin überzeugt, es wird sich ein republikanischer Maire finden, der euer Recht anerkennen, die Wahlurne aufstellen und sectionsweise wählen lassen wird. Die andern Maires werden sich dann schon beeilen, dieses heilsame Beispiel nachzuahmen. Wenn ihr glaubt, daß die Commune mehr Kraft haben wird, den frechen Eindringling, der uns be-

drängt, zu verjagen, so besteht darauf, handelt, stimmt! Wir werden unserer Väter würdig sein, wir werden unsere Pflicht erfüllen und das große Volk, die große Commune nachahmen, welche im Jahre 92 Frankreich gerettet und die Republik begründet hat!"

Einstimmiger Beifallsruf begrüßte dieses feurige Wort. Ledru-Rollin konnte freilich kein Parteiführer sein, denn er war alt, müde, angeekelt und hatte sich vielleicht auch klar gemacht, wie armselig die unklare und wirre Partei war, die er mit seinem Wort unterstützte. Immerhin aber war diese Stimme noch merkwürdig kraftvoll und hatte von ihrer ehemaligen Kraft nichts verloren. Und doch hätte man mit ein wenig gesundem Menschenverstand Ledru-Rollin sehr leicht antworten können. Man hätte ihm leicht beweisen können, daß seine Commune nichts Anderes bedeutete als die Tyrannei der Hauptstadt über das übrige Frankreich; als einen Pariser „Rath der Zehn", der dem Vaterland ohne jede Controle seine Gesetze dictirte, und daß jene sogenannten Centralisten und Einheitsmänner, genau genommen, nichts Anderes als Föderalisten gewesen seien; daß man ferner, wenn man beanspruche, ganz Frankreich in einem Club oder einem Saal des Stadthauses von Paris zu concentriren, der Provinz die größte Lust machen werde, die Regenten in ihrem Zellengefängniß allein und ohne Hilfe zu lassen, in der Heimat zu bleiben und nur diese zu vertheidigen; daß die großen Revolutionäre, deren Namen sie anriefen, Frankreich zu einem großen Ganzen umgewandelt hätten, während die Männer von heute in ihrer Tollheit und Mordlust dieses Werk zerstörten und das Vaterland in Stücke rissen.

Wie aber sollte man solchen Wüthenden Vernunft predigen? Gab es doch unter ihnen unzurechnungsfähige Leute,

die nach der Commune schrien und nicht einmal wußten, was dieses Wort bedeute, ob es nicht ein Heilmittel sei wie so viele andere, die ihnen von den Quacksalbern gegen alle möglichen Uebel öffentlich angepriesen wurden. Leider gab es der Quacksalber und der Narren in dieser Partei gar viele! Zu einer dieser beiden Gattungen gehörte Felix Pyat, einer der Thätigsten und Gefährlichsten, der den „Combat" herausgab, und darin mit einem wilden Schwung und in so romantischer Weise sprach, daß die Gebildeten darüber lächelten, die unwissende Menge aber vor Bewunderung hingerissen wurde. Blanqui hatte eine andere Zeitung „la Patrie en danger" gegründet, die später, um die Mitte des Monats, aus Mangel an Lesern einging, die aber damals auf der Straße noch eifrig begehrt wurde. Blanqui war ein geschickter Sophist, der den schlechten Leidenschaften seiner Leute trefflich zu schmeicheln und die schwache Seite seiner Gegner herauszufinden verstand. Seine Zeitschrift war mit ebensoviel Talent als Bösartigkeit geschrieben, und das will viel sagen. Die Bürger des „Rappel", Vaquerie, Paul Meurice und die Söhne Victor Hugo's, die Redacteure der „Cloche", Ulbach und seine Freunde, gehörten nicht gerade zu dieser Bande. Sie heulten nicht mit den Wölfen, sie bellten nur hinterher. Neben diesen Leuten standen noch die Männer der That. Von ihnen war Flourens am meisten bekannt und erweckte durch seinen unbestreitbaren Muth, seine vielfachen Abenteuer und seine tollen Streiche eine gewisse Sympathie. Wer mehr mit ihm verkehrte, behauptete, es sei in seinem Oberstübchen, wie man zu sagen pflegt, nicht ganz richtig.

Er wäre von einer krankhaften, unbesieglichen Eitelkeit ergriffen, sagte man mir, denn ich selbst habe ihn nie

gesprochen und kann also nur vom Hörensagen berichten. Er hatte sich selbst zum Chef von fünf Bataillonen der Nationalgarde ernannt, und weil man ihn nicht zum Obersten hatte machen wollen, da es einen solchen Grad nicht gab, hatte er sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Major ernannt, ohne sich an die Lächerlichkeit zu kehren, die an einem Namen haftet, mit dem man nur noch die Vorschneider an der Table d'hôte bezeichnete. Ein Journal nannte ihn einmal den apokalyptischen Major. Unter ihm glänzten noch Namen anderer Bataillonscommandanten: Sapia, den seine eigenen Leute eines Tages ergriffen und vor den Generalstab führten, weil er sie ermahnt hatte, gegen das Stadthaus zu marschiren; Nagi, der kein weiteres Anrecht auf das Zutrauen seiner Soldaten hatte, als daß er einmal auf einen Stadtsergeanten des Kaiserreichs eine Pistole abgefeuert hatte; dann Vallès, ein Schriftsteller von Talent, der sich in dieses Getümmel verirrt hatte, und noch eine Menge Anderer, deren Namen aufzuzählen zu lang und ohne Werth für den Leser sein würde.

Die Journalisten der Partei drängten zu Manifestationen, und die Bataillonscommandanten organisirten sie. Man machte dieselben für nichts und wieder nichts. Am 5. October traf Flourens die Reihe, der mit Musik an der Spitze der Bataillone von Menilmontant und Belleville auf das Stadthaus zog. Dort verlangte er Chassepotsgewehre für seine Leute. Alle Mitglieder der Regierung waren gegenwärtig und man antwortete ihm, daß keine Chassepotsgewehre mehr vorhanden seien, daß man aber fortwährend viele Mitrailleusen gieße. „So, Sie haben keine Chassepots mehr!“ erwiederte Flourens. „Ich habe sie aber meiner Nationalgarde versprochen, und gebe

also meine Demission." „Dann ist ja Alles in bester Ordnung, wir nehmen sie an", entgegnete die Regierung. — „Was, Sie nehmen sie an?" rief Major Flourens stolz; „Sie wollen mich also ärgern? Nun ziehe ich meine Demission wieder zurück!"

Die ganze Geschichte klingt wie ein Märchen oder doch wie eine künstlerische Uebertreibung, und doch ist sie die reine Wahrheit. Jeden Tag mußten Trochu und Gambetta Abgesandte empfangen, die von irgend Jemand geschickt, über, Gott weiß was, Auskunft verlangten. Die beiden Männer opferten oft ganze Nachmittage, um alle möglichen Erläuterungen zu geben, die man meistens gar nicht anhörte. Jeder neue Tag brachte eine neue Geschichte. Trotzdem verdoppelten die vorgeschrittenen Journale ihre Angriffe und spien Feuer und Flammen. Sie mischten in ihren tollen Machwerken das Ethos und das Pathos, mit denen diese phrasenliebende Schule niemals geizte. In der Blanqui'schen „Patrie en danger" hieß es: „Die Auflösung und der Tod arbeiten in unserem Innern; wir fühlen, wie wir dem Abgrund immer näher kommen. Die rohe Freude der Aristokratie beleidigt uns in unserer Trauer, und dabei lauert unbeweglich der Preuße im Hintergrund.. Wohin sind die Hoffnungen und die Eintracht der ersten Tage? Wie weit, o wie weit entfernt sind diese unvergeßlichen Stunden! Man könnte glauben, daß schon Jahrhunderte über diese Republik dahingegangen seien, die in einem Tag erstanden und vielleicht auch ebenso in einem Tag wieder zusammenstürzt. — Ja, Jahrhunderte qualvoller Schmerzen, fürchterliche Jahrhunderte scheinen über sie hingegangen, in denen die Herzen brachen, und die Haare bleichten. Und doch lieben wir unsere Republik so innig! Aber Fluch über diejenigen, die sie zu Grunde

richten und unseren Händen entreißen. Diese lächerliche Regierung der nationalen Vertheidigung ist nichts als eine schwache Fortsetzung des Bonapartismus. Sie hat die Hoffnungen vereitelt und den Aufschwung unterdrückt. Sie hat die ungeheuren Kräfte des Enthusiasmus und der Hingebung elend vergeudet. Was heute noch mächtiger in Paris ist, als Trochu der Fromme und Keratry der Chouan, das ist der Zweifel und der Verdacht. Die Namen Gambetta's und Trochu's werden historisch werden, und man wird sie neben denen eines Fouché und Marmont verzeichnet finden!...“

In solcher Weise ging es durch drei Spalten und jeden Morgen ergoß sich derselbe Strom von Schimpfreden gegen die Regierung, an deren Schluß jedesmal der ewige Refrain kam: „Wir müssen die Commune haben.“ Die Commune sollte uns durch ihre Vorzüge Lebensmittel verschaffen, sie sollte uns Munition und Soldaten geben, dabei die Preußen verjagen und zum wenigsten das goldene Zeitalter in Frankreich begründen. Jene Leute, die fortwährend nach der Commune schrien, waren nicht gescheidter, als Moliere's Marquis, der auf alle Einwände erwiderte: Rahmtorte! Rahmtorte!

Das Gewitter mußte sich schließlich einmal entladen. Am 8. October war eine große Manifestation vor dem Stadthaus. Drei- bis viertausend Nationalgardisten, zum Theil in Blousen, zum Theil in Jacken gekleidet, kamen von Belleville herunter. Sie trugen große Anschlagtafeln, auf welchen mit riesigen Buchstaben die Parole des Aufruhrs geschrieben stand und Alle zusammen schrien: Es lebe die Commune! Die Regierung hatte jedoch ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen und in ganz Paris ertönte der Gene-

ralmarsch. Mehrere Bataillone kamen im Geschwindschritt an, drangen auf den Platz und bildeten ein Viereck; durch diese geschickte Bewegung zwangen sie die Menge zurückzuweichen. Jules Favre, von den meisten seiner Collegen gefolgt, trat aus dem Stadthaus, während Trochu mit seinem Generalstab und General Tamisier in allen Reihen auf und ab gingen. Man empfing sie mit wiederholten Rufen: „Es lebe die Republik! Nieder mit der Commune!" Die Manifestation hatte ihren Zweck verfehlt. Die Anstifter versuchten zwar den andern Tag, einem Sonntag, wieder anzufangen, aber ihre Anhänger waren durch den ersten Mißerfolg entmuthigt und zudem regnete es in Strömen. Der Regen aber ist bekanntlich die beste Douche für die überreizten Pariser. Die Regierung blieb also nochmals Herr der Situation, aber Jedermann fühlte, daß es nur ein vorübergehender Erfolg war. Zwischen beiden Parteien blieb eine Verstimmung, die immer zunahm und nothwendig eines Tages sich Luft machen mußte.

Die alten Bataillone beschwerten sich: „Sollen wir etwa jeden Tag das Stadthaus retten? Wir stehen schon achtundvierzig Stunden lang Posten draußen auf den Wällen; nun verlangt man gar, daß wir jeden Nachmittag im Regen unter den Waffen sind und auf den Straßen lauern! Das ist kein Vergnügen, und man sollte mit den Kerls kurzen Proceß machen!" Die Gegner ärgerten sich ihrerseits tüchtig über den Mißerfolg. Die Regierung, welche sich durch die Haltung der Bevölkerung beruhigt fühlte, erklärte in einer Proclamation, daß sie niemals den Drohungen weichen werde und daß sie keine Municipalwahlen gestatte. Die Herren von Belleville hatten ihre Niederlage zuerst in der Stille getragen, aber sie lauerten auf eine günstige Gelegenheit, um von Neuem zu beginnen. Sie fühlten

an mancherlei Zeichen, daß für den Augenblick ihre Sache ganz verloren war. Rochefort hatten sie in Folge dieser Ereignisse aufgefordert, seine Demission zu geben, er schlug es ihnen aber in einem sehr patriotischen Brief rund ab, der würdig gehalten war und sein gesundes Urtheil bewies. Blanqui hatte seinen Grad als Bataillonschef niedergelegt und appellirte auf's Neue an seine Wähler. Doch wurden seine Erklärungen sehr schlecht bei der Nationalgarde aufgenommen und die ganze Sache wendete sich für ihn so kläglich, daß er am 21. mit einer großen Majorität von seinem untreuen Bataillon hinausballotirt wurde.

Inzwischen fuhren „la Patrie en danger", „le Combat" und andere Journale derselben Farbe mit ihren aufreizenden Reden fort, ohne daß man auf sie gehört hätte. Am 8., am Tage der Manifestation, in dem Augenblick, wo die Gemüther sehr erhitzt waren und man vielleicht handgemein geworden wäre, wurde das Getümmel in den Straßen plötzlich von lautem Kanonendonner übertönt; es war der Ruf des Vaterlandes. Bei dem ersten Ton hatte alles Geschrei aufgehört, das geheiligte Bild Frankreichs war an den Seelen Aller vorübergezogen. Es schien, als fordere das Land selbst alle seine Kinder zur Eintracht auf, und man mochte fast glauben, die Aufforderung sei verstanden worden. In den Clubs, wo sich die öffentliche Meinung am besten zeigte, war die Frage der Commune fast vergessen und erregte sicherlich viel weniger Sturm als sonst.

Doch das Feuer glimmte unter der Asche. Die Aufrührer erspähten nur den geeigneten Augenblick, um wieder in Scene zu treten. Der Verlust von le Bourget, die Occupation von Orleans, die Uebergabe von Metz und noch obendrein Thiers' Mission lieferten ihnen

prachtvolle Thesen für ihre Declamationen, die sie mit Geschick und Eifer benützten. Sie verdoppelten ihre Angriffe und die erregte Menge, die mit sich selbst und dem Verlauf der Dinge unzufrieden war, wußte in ihrem überreizten Sinne gar nicht mehr, wem sie die Schuld an dem Unglück geben sollte, das von allen Seiten auf sie einbrach. Die Aufrührer schilderten mit flammenden Worten, wie die Regierung ihrer Mission untreu sei, wie überall Verrath herrsche, wie man in Bourget die Soldaten absichtlich geopfert habe, um die Muthlosigkeit über die ganze Armee zu verbreiten. Bazaine halte in Uebereinstimmung mit der Regierung geheime Verbindungen mit einem Prätendenten, Thiers sei ein orleanistischer Agent und arbeite für den Frieden zu Gunsten des Herzogs von Aumale. Es ist wohl kaum nöthig, auf den Wahnwitz solcher Beschuldigungen hinzuweisen. Auf Bazaine hatte man damals durchaus keinen begründeten Verdacht und eben wo ich dieses schreibe, ist dieser traurige Proceß noch nicht gründlich untersucht. Thiers, dessen glühende Vaterlandsliebe manchen Fehler aufwiegt, hatte in dieser ganzen Geschichte den patriotischsten Eifer an den Tag gelegt und uns dadurch, daß er die vier Großmächte bestimmt hatte, gemeinsam zu Gunsten des Friedens zu handeln, den größten Dienst erwiesen. Trochu war ein Ehrenmann, der nur über der einen Idee, die Preußen zu verjagen, brütete, und man mußte seinen Charakter ganz und gar verkennen, wenn man ihn des Einverständnisses mit den Furchtsamen und den Verräthern beschuldigte. Aber Parteien überlegen nicht!

„Alle diese Leute wollen wir wegfegen und die Commune dafür einsetzen!" wiederholten die Anführer der Belleviller Partei.

Die Commune waren sie selbst. Viele Leute glaubten die Hand und das Geld **Bismarck's** hinter diesen Ereignissen verborgen und selbst die Regierung scheint an seine Mitschuld geglaubt zu haben. Denn später erklärte sie, daß **Bismarck**, der eine Revolution in Paris erwartet hätte, bei der Nachricht ihres endlichen Ausbruchs die Verhandlungen wegen eines Waffenstillstandes abgebrochen habe. Ich meinestheils denke nicht, daß Verrath im Spiel war. Ein **Delescluse**, ein **Pyat**, ein **Blanqui** und **Flourens** fanden es nur natürlich, gegen die Regierung der nationalen Vertheidigung das zu unternehmen, was diese gegen das Kaiserreich gethan hatte. Die Gelegenheit war am 4. September für die alte Linke günstig gewesen, nun war sie am 31. October noch viel günstiger für die neue, und sie wollten dieselbe nicht unbenützt verstreichen lassen.

Die Details dieses Tages sind noch nicht recht aufgeklärt, sowie der Antheil, den die verschiedenen Häupter der Bewegung daran nahmen. Acht Tage lang waren die Journale voll Berichtigungen, Widerspruch und Dementi's, und ein wahrheitsliebender Mann kann sie daraus unmöglich herausfinden. Man muß warten, bis jeder, der in diesem großen Schauspiele thätig war, seine Erzählung verfaßt hat, und aus all' diesen Berichten kann man dann eine Geschichte schreiben, die wohl mehr Anspruch auf Genauigkeit haben wird. Ich begnüge mich, in großen Zügen die allgemeine Stimmung zu zeichnen.

Früh Morgens am 31. schlug man Generalmarsch in allen Stadttheilen, und gegen eilf Uhr zogen viele Bataillone nach dem Stadthaus. Wußten sie wohl, was sie dort thun würden und waren sie ganz entschieden? Zum Theil hatten sie sich gewiß für die eine oder die

andere Seite entschieden. Aber die große Masse schwankte hin und her. Sie hatte das unbestimmte Gefühl, daß der Bürgerkrieg ein schreckliches Unglück sei; aber in welche Arme sollte sie sich werfen, um diesem Gräuel zu entgehen? Sie hatte keine eigene Meinung, sie ging, weil man ging, und schrie, weil man schrie. Alles das ist nicht sehr heroisch, aber ich versuche die Dinge so zu erzählen, wie ich sie sah.

Der ganze Nachmittag verstrich unter Manifestationen. Die Mitglieder der Regierung hielten den Sturm so gut wie möglich zurück und lösten einander ab, um mit der Menge zu sprechen, die mit confusem Geschrei antwortete. Etienne Arago, der Maire von Paris, dann Rochefort, zuletzt Trochu in eigener Person versuchten die Macht ihrer Beredsamkeit über diese Masse, die von Minute zu Minute wuchs. Aber ihre Stimmen verloren sich in einem unbeschreiblichen Tumult. Gegen zwei Uhr verlangte eine Deputation in das Stadthaus geführt zu werden, in den Saal, wo die Regierung berathschlagte. Sie bestand aus etwa fünfzig Personen, an deren Spitze Maurice Joly, Chassin und Lefrançais gingen. Sie verlangten Erläuterungen über die unglückliche Geschichte von Bourget; man gab sie ihnen, indem man die Schuld auf General Bellemare schob, der ohne Befehl gehandelt habe.

„Das ist nicht wahr!" schrie Maurice Joly. Während dieses Sturmes übergab man General Trochu ein Billet, der es las und erbleichte.

„Das ist Frankreichs Todesstoß", murmelte er.

Das Papier war ein Vorschlag zu einem Decret, das die Aufrührer der Regierung aufnöthigen wollten. „Die Wähler werden in drei Tagen zusammenberufen, um die

Commune von Paris zu ernennen; die Commune wird aus achtzig Bürgern bestehen, aus welchen die Mitglieder des zukünftigen Cabinets gewählt werden; sie sind der Commune verantwortlich, sowie die Commune es dem französischen Volk ist. Die Macht der Commune erlischt, sobald das Land von feindlichen Truppen befreit sein wird, und eine constituirende Versammlung soll alsdann regelmäßig gewählt werden können."

Die Mitglieder der Regierung ziehen sich zurück, um darüber zu berathen. Während dessen wächst der Tumult auf dem Platz. Es wird geschossen, ohne daß man recht weiß von wo.

Von diesem Durcheinander begünstigt, erbrechen die Nationalgardisten die Thore des Stadthauses und erfüllen die Säle. Die Manifestation wird zur Revolution, Delescluze und Felix Pyat sind zur Stelle und entwerfen eine erste Liste, auf der nach ihnen die Namen Ledru-Rollin's und Dorian's verzeichnet sind. Die Fenster öffnen sich und in fieberhafter Eile wirft man die Listen der neuen Regierung unter das Volk. Diese Listen lauteten nicht ganz gleich, denn in dieser Stunde der Unordnung entwarf eben jeder eine andere; aber einige Namen standen auf allen, so besonders Dorian, den die Menge, ich weiß nicht recht wie und warum, zum Dictator erheben wollte, und der sich nur mit der größten Mühe davor retten konnte.

Unterdessen füllt die empörte Menge den Saal, in welchen sich die Mitglieder der Regierung zurückgezogen haben, schimpft und bedroht sie, ja einige Fanatiker legen auf sie an. Jules Favre bleibt unbeweglich, Jules Simon zeigt seine Verachtung, indem er vor sich hin auf den Tisch

zeichnet, und Trochu blickt ruhigen Auges auf die Gewehre, die drohend auf seine Brust gerichtet sind.

„Gehen Sie, General!" sagt ihm ein Freund, „man wird Sie ermorden."

„Ich bin Soldat", antwortete er, „und muß auf meinem Posten fallen."

Sie alle erwarten den Tod; Ernst Picard allein, der Finanzminister, ist entkommen und verliert den Kopf nicht. Er eilt auf sein Ministerium, sendet an alle Bataillonschefs, die er für ergeben hält, seine Befehle, benachrichtigt die Telegraphendirection, schickt einen Eilboten an General Ducrot und alsbald wirbelt der Generalmarsch in allen Vierteln der Stadt Paris.

Es ist acht Uhr Abends; die treugebliebenen Bataillone sammeln sich eiligst und ziehen zur Hilfe heran. Auf den Ruf: „Es lebe die Commune", antworten sie mit einem Hoch auf Trochu, besetzen den Platz, und es ist ein wahres Wunder, daß in diesem tollen Wirrwarr und bei dem nächtlichen Dunkel Niemand erdrückt oder getödtet wird. Während dieser Bewegung soll, wie man erzählt, ein Bataillon Mobilgarden von Finisterre durch ein Souterrain, dessen Zugang nur Wenigen bekannt war, in das Stadthaus eingedrungen sein und General Trochu befreit haben. Wie in einer Zaubervorstellung sei derselbe plötzlich durch eine geheime Thüre verschwunden; zwei oder drei andere Mitglieder der Regierung hätten die Gelegenheit benützt, um sich ebenfalls zu retten. Jules Favre, Jules Simon und Dorian bleiben indessen in der Hand der Aufrührer. Aber schon ist die Revolution vereitelt, und den Aufständischen, die von überlegener Macht im Stadthaus eingeschlossen sind, bleibt nichts übrig, als sich zu ergeben. Gegen zwei Uhr reitet General Trochu

der Front der Nationalgarde entlang, die vor der Rue Rivoli in dichten Massen steht, und wird mit lautem Zuruf begrüßt; dann begibt er sich nach Hause und seinem Beispiele folgen die Bürger-Soldaten, die nach allen Seiten hin auseinanderströmen. Nur drei Bataillone Mobilgarden bivouakiren auf dem Platz, um ihn zu bewachen. Die Revolution ist thatsächlich unterdrückt.

Am folgenden Morgen erfuhr Paris, daß es in der Nacht aus großer Gefahr gerettet worden war. Eine Proclamation, die von Dorian und Etienne Arago gezeichnet war, verkündigte den Bewohnern, daß sie in regelmäßiger Abstimmung einen Municipalrath zu wählen hätten — und eine zweite Bekanntmachung, die um einige Stunden jünger war, befahl ihnen, die erstere als nicht geschehen zu betrachten. Die Regierung war Herrin der Situation geblieben und fest entschlossen, sich mit keiner Commune zu belasten. Wie aber hatte man jene erste Proclamation veröffentlichen und sie sobald darauf widerrufen können? Der Vorfall ist noch nicht ganz aufgeklärt. Einige Zeitungen behaupteten, mehrere Mitglieder der Regierung hätten ihr Wort verpfändet, daß sie die Wahl eines Municipalrathes unterstützen würden, und sie forderten dieselben nun auf, ihre Demission zu geben, da dies Versprechen nicht gehalten worden wäre. Rochefort allein glaubte gehorchen zu müssen, und noch bin ich nicht sicher, ob er seine Demission in Folge dieses Befehles gab. Er war es müde, die Verantwortlichkeit für ein Vorgehen zu theilen, das er doch nicht billigte, und vielleicht fühlte er sich auch zu sehr als Journalist, um das Temperament eines Ministers zu besitzen. Auch Etienne Arago verließ bald darauf die Mairie von Paris; doch war der Grund davon wohl mehr in der Ermüdung zu suchen, die ihn eine

andere weniger aufreibende Thätigkeit suchen hieß. Nur Dorian blieb auf seinem Posten, auf dem er unentbehrlich war.

Zu andern Zeiten würde nach diesem Sieg der Bourgeoisie eine wüthende Reaction eingetreten sein, wie man dies nach den blutigen Tagen des Jahres 1848 gesehen hat. Diesmal aber begnügte man sich damit, einige der am meisten verdächtigen Anstifter der Emeute aufzugreifen, und auch von diesen ließ man einen nach dem andern kurze Zeit nachher wieder laufen. Aber die Zeitungen ihrer Partei fingen alsbald auf's Neue an über Verrath zu schreien, und Felix Pyat schrieb in seinem Blatt, daß er, ein guter Bürger und ein Freund der Ordnung, auf dem Stadthaus durch die „revoltirten" Nationalgardisten herumgestoßen worden sei. Man lachte ihn einfach aus; war man doch zufrieden, daß dieser Vorfall, ohne einen Tropfen Blut zu kosten, hatte beigelegt werden können. Man athmete freier und fühlte sich unaussprechlich erleichtert in dem Gedanken, daß für den Augenblick jeder Gedanke an Bürgerkrieg entfernt war und man es nur mit den Preußen zu thun hatte.

Die Regierung selbst hielt es für angemessen, ein billigendes Votum zu verlangen. Sonderbare Umkehr der Verhältnisse! Alle Mitglieder der Regierung hatten oft genug gegen das berüchtigte Plebiscit losgezogen, bei dem der Kaiser das französische Volk in die Nothwendigkeit versetzt hatte, einfach mit „Ja" oder „Nein" gegen oder für die bestehenden Verhältnisse zu stimmen. Und nun wählten sie ebenfalls diese Art der Abstimmung, die sie so oft kritisirt hatten, und die Stadt Paris bestätigte sie am 6. November mit etwa 340.000 Ja gegen 54.000 Nein in ihrem Amt.

Um so auffallender und für den Geist der Pariser höchst bezeichnend war es, daß dieselbe Bevölkerung, welche soeben auf schlagende Weise mit den Revolutionären gebrochen hatte, drei Tage später, als sie ihre Maire's und deren Beigeordnete zu wählen hatte, gerade die Mehrzahl von den Leuten ernannte, welche die Revolte angestiftet und geleitet hatten, Delescluze z. B., der, nebenbei gesagt, sich ebenso unfähig als Administrator erwies, als er sich tüchtig mit der Feder bewährt hatte.

Das Stadthaus hatte bald sein gewöhnliches Aussehen wieder; schon den folgenden Tag hatte man es gekehrt und so blieb keine Spur des Aufstandes. Der Friede war im Inneren hergestellt, doch fühlte man wohl, daß es ein sehr precärer Friede sei, und man genirte sich auch nicht, seine Zweifel an demselben auszusprechen: „Es wird eben doch wie die Junitage enden", sagte man sich oft, — eine wenig tröstliche Aussicht! Und um das Maß voll zu machen, kam die Nachricht, daß die von Thiers mit Bismarck auf Antrieb der vier Großmächte begonnenen Unterhandlungen zu keinem Ziel geführt hätten und abgebrochen seien.

Die Frage der Verproviantirung war es gewesen, über die man sich nicht hatte einigen können. Thiers hatte verlangt, daß im Falle einer Waffenruhe die Stadt Paris von einem Tage zum andern, je nach der Zahl ihrer Einwohner, in leicht zu bestimmender Proportion verproviantirt werde. Dieser Vorschlag war nur billig, denn das Eigenthümliche des Waffenstillstands ist ja, die Dinge, wie sie gerade sind, bis zum definitiven Frieden oder bis zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu belassen. So war es klar, daß wenn man Paris zwänge, während fünfundzwanzig oder dreißig Tagen seine Vorräthe aufzuzehren, man diese Festung eben so vieler Tage

des Widerstandes beraube. Bismarck schien das einzusehen, und in dem Bericht, den Thiers später an das Ministerium des Aeußeren über die Führung dieser ganzen Angelegenheit erstattete, ersieht man klar, daß er diesen Punkt zuerst von dem preußischen Minister angenommen glaubte. Aber unser Vertreter bemerkte in einer folgenden Besprechung, daß sich der Wind in der Zwischenzeit gedreht hatte. Anstatt die Einzelheiten der Ausführung zu besprechen, bestritt Bismarck nun das Princip der Verproviantirung selbst. Ohne Proviantirung war aber kein Waffenstillstand möglich, ohne Waffenstillstand keine Nationalversammlung, und endlich ohne Nationalversammlung kein Friede. Alle diese Dinge waren auf's Engste mit einander verbunden. Was war also vorgegangen? Warum hatte der Kanzler seine Ansicht oder doch wenigstens seine Sprache geändert?

War es vielleicht deshalb, weil er inzwischen von der Revolution des 31. gehört hatte und in Folge dessen auf längere Ruhestörungen und einen guten Bürgerkrieg rechnete? Thiers sagt das nicht mit klaren Worten, aber man kann es aus der Form seines Berichtes schließen, und später bestätigte es die Regierung durch eine Proclamation, die an den Mauern von Paris angeschlagen wurde. Vielleicht ist noch wahrscheinlicher, daß die Nachricht der Uebergabe von Metz, welche inmitten der Unterhandlungen eintraf, dem preußischen Minister so viel Vertrauen einflößte, daß er keine Schonung mehr für nöthig erachtete und die Bedingungen verwarf, die er sonst für seine Pflicht gehalten hätte anzunehmen. Könnte man nicht auch voraussetzen, daß Herr von Bismarck die Unterhandlungen eröffnete, ohne daran zu denken, daß sie zum Ziele führen sollten? Er handelte vielleicht nur so, um die vier europäischen Großmächte durch erheuchelte Beweise von Ergebenheit zu

täuschen; um den Geist des Widerstandes, den er bei den Parisern sich entfalten sah, zu schwächen und ihren Muth zu beugen? Es wäre das eine ächt machiavellistische Berechnung gewesen, aber würdig eines Politikers von solch' falscher Schlauheit. Mochten nun diese Hypothesen begründet sein oder nicht, das Endresultat blieb dasselbe. Jules Favre zeigte den Parisern in traurigen, edeln Worten an, daß man auf alle Hoffnung eines Waffenstillstandes verzichten müsse, daß man keine Nationalversammlung berufen werde und nur noch das Eine übrig bleibe, bis auf's Aeußerste zu widerstehen.

Das war ein trauriger und schrecklicher Moment für die Bevölkerung. Die Gemüther waren entschieden schon von dem Hauch des erwarteten Friedens weicher geworden, und auf viele Lippen kam das schreckliche Wort: „Wozu auch? Wozu die Provinz erwarten, wenn die Provinz sich nicht erhebt? Wozu einen Kampf verlängern, der täglich dem Land an die hundert Millionen kostet?" Diese tiefe Entmuthigung trat in einem meisterhaften Artikel zu Tag, der in Paris den größten Eindruck machte. Edmond About sagte:

„Paris ist eben so wenig im Stande, sich allein zu retten, wie Metz, Toul und Straßburg. Bedenkt, daß Metz eine uneinnehmbare Stadt und ganz anders befestigt war als Paris, daß es von hunderttausend der besten Soldaten Frankreichs und von Bazaine, unserem besten General, vertheidigt wurde. Die Preußen haben Metz nicht genommen, sie haben es nicht einmal belagert, sie haben nicht eine Kanonenkugel in seine Wälle geschossen; sie haben einfach die Stadt blockirt und sie durch Hunger bezwungen, und auf diese Weise denken sie auch Paris zu nehmen."

„Was vermögen wir zu thun gegen ein solches Verhängniß? Wir können Ausfälle machen. Aber Bazaine hat auch bewundernswerthe Ausfälle gemacht, und seine Energie und sein militärisches Talent fehlen unseren Pariser Generalen; dabei stand er an der Spitze einer weit tüchtigeren Armee, als die unserige ist. Zu verschiedenen Malen hat er die Linien Friedrich Karl's durchbrochen, aber die Ueberzahl des Feindes und seine vorzügliche Artillerie haben ihn immer wieder in seine Verschanzungen zurückgetrieben. Nehmen wir selbst an, es erstünde plötzlich ein Bazaine unter uns und die 230.000 Soldaten und Mobilgardisten, von 100.000 freiwilligen Nationalgardisten verstärkt, stürmten eines Morgens gegen die preußischen Linien, und es gelänge ihnen durchzubrechen, so wird der Feind, welcher zahlreicher und besser geschult ist, bei der guten Disciplin und der guten Bewaffnung sie unfehlbar zurückdrängen, wenn sie nicht vorziehen, auf dem Platz zu sterben."

„Es gibt keinen Soldaten, der vom Nationalstolz so verblendet wäre, zu glauben, daß Paris Frankreich retten könne, wenn Frankreich mit seinen Schaaren nicht selbst Paris zu Hilfe eilt. 200.000 Mann guter Truppen im Rücken des Feindes würden den Sieg ermöglichen, wenn er auch noch nicht leicht wäre. Aber diese 200.000 Mann existiren nicht bei uns und mit dem besten Willen kann man sie nicht in einem Monat improvisiren. In einem Monat aber werden wir viele Dinge entbehren; man wird vielleicht einige Kanonen mehr, aber viel weniger Brod haben; vom Fleisch will ich gar nicht reden, denn wir können uns Entbehrungen auferlegen. Die Preußen aber können warten und wir werden uns bald in der Alternative befinden, capituliren zu müssen oder uns für die Ehre erschießen zu lassen. Bismarck

betrachtet deshalb Paris für so gut wie schon genommen. Es handelt sich nur noch um eine Berechnung der Ingenieure, wie er selbst seiner Zeit von Metz und Straßburg sagte. Jules Favre und Thiers sind derselben Ansicht, und diese traurige Ueberzeugung treibt sie, so schnell als möglich, wegen des Friedens zu unterhandeln."

In diesem Ton fuhr der Schriftsteller fort und bewies, daß es kein anderes Mittel gäbe, zum Frieden zu gelangen, als die Berufung einer allgemeinen Versammlung, die allein das Recht habe ihn abzuschließen, den Preußen die geforderte Entschädigung zu bezahlen und ihre Bedingungen, wenn sie auch noch so hart seien, zu erfüllen, damit man sie heimschicken könne. Der Artikel erregte die verschiedenartigsten Gefühle, denn er sagte laut und sehr heftig, was eine Menge von muthlosen Leuten in ihrem Herzen dachte.

Wer hätte geahnt, daß in diesem Abgrund, in den wir versunken waren, unseren erstaunten Augen bald ein erster Hoffnungsstrahl leuchten und unseren Herzen Trost bringen werde? Daß wir nach solch' tiefer Niedergeschlagenheit durch eine unerwartete Nachricht zum freudigsten Heroismus uns aufschwingen würden? Daß nach der Schwäche dieses einen Tages wir uns sobald wieder opferwillig erheben und uns ganz wiederfinden sollten? So ist aber die wunderbare Elasticität des Parisers; drei Tage später zerriß derselbe Edmond About, ganz glücklich, sich selbst widerlegen zu können, mit dem Publicum jene Blätter, in denen er der Verzweiflung Raum gegeben hatte, um nun Rathschläge des reinen, großen Patriotismus zu ertheilen.

Ein einziges Wort hatte den Dingen ein anderes Ansehen gegeben. Die Provinz hatte sich erhoben. Die Provinz rückte heran. Es war aber auch höchste Zeit.

Siebentes Capitel.

Privatleben von Paris in den Monaten October und November.

1.

Verweilen wir etwas bei diesem Datum, das einen Abschnitt in der Belagerung bildete. Wir haben das öffentliche Leben während des Monats October und der ersten Tage im November beschrieben, das so reich an Ereignissen und doch so traurig war. Unser Bild würde aber nicht vollständig sein, wenn wir nicht auch einige der interessantesten Details aus dem Privatleben mittheilten.

Es wird sich Niemand wundern, wenn ich sage, daß die Hauptfrage während der Belagerung das Frühstück war und daß nach dieser Frage diejenige des Mittagessens folgte. Dank der festgesetzten Taxe stieg das Brod nicht im Preis. Auch der Wein wurde nicht theurer, denn man hatte sehr große Vorräthe, und während der ersten Monate wenigstens war die Steigerung für diesen Artikel so gut wie Null. Ochsen- und Schweinefleisch wurde auch bald taxirt, so daß man, bei allen Schwierigkeiten sich welches zu verschaffen, es doch verhältnißmäßig wohlfeil bezahlte. Bald danach taxirte man auch das Pferdefleisch, was bedeutend länger vorhielt als das Ochsenfleisch, denn

jedes Gefecht vor den Mauern von Paris, brachte neuen Vorrath auf den Markt. Heu wurde immer seltener und Hafer war bald nicht mehr aufzutreiben, so daß die Mehrzahl der Pferdebesitzer deshalb die Thiere mit Brod zu ernähren versuchte. Doch als die Behörde Wind davon bekam, requirirte sie alle Pferde, die für den öffentlichen Dienst nicht unumgänglich nothwendig waren, und der bescheidene Klepper des Fiakerkutschers wanderte neben dem Reitpferd des Sportman, das tausend Thaler gekostet hatte, nach dem Schlachthaus, wo sie nach dem Gewicht für vier- bis fünfhundert Francs verkauft wurden.

Alle übrigen Nahrungsmittel stiegen bald bis zu unglaublicher Höhe. Ich denke, es ist nicht ohne Interesse, die Preise der Lebensmittel in den verschiedenen Epochen der Belagerung kennen zu lernen. Wir sind in der ersten Woche des November und ich lasse eine Uebersicht folgen, aus der man ersehen kann, was das Leben kostete, wenn man sich nicht blos an das reglementäre Brod, den Wein und die 30 Grammes Fleisch halten wollte, die täglich jedem Bürger von der Behörde zugetheilt wurden.

Ich entlehne die Zahlen einem Journal vom 9. „Vor der Belagerung kostete eine gewöhnliche Gans 6 bis 7 Francs, im Augenblick ist der Preis einer solchen auf 25 bis 30 Francs gestiegen; ein gutes Huhn bot man in den Hallen für 3 bis 4 Francs 50 Centimes an, heute kostet es 14 bis 15 Francs. Wir haben ein Paar Hühner für 25 Francs verkaufen sehen, und das Paar Tauben findet für 12 Francs seine Abnehmer. Die welschen Hühner sind so selten, daß man keine mehr auf dem Markt anbietet. Wir sahen eines für 53 Francs verkaufen, was in gewöhnlichen Zeiten für 10, höchstens 12 Francs gelassen worden wäre. Die Kaninchen sind

weniger selten, deshalb aber doch nicht weniger theuer; ein Paar Kaninchen hat man vor meinen Augen für 36 Francs verkauft. Vor der Belagerung wären sie höchstens 6 bis 7 Francs werth gewesen. Der gewöhnliche Preis ist jetzt 28 Francs. Die Preise des gesalzenen Fleisches und der feineren Fleischwaaren sind über allen Begriff, denn sie sind nur noch bei einigen Kaufleuten und ganz vereinzelt zu haben. So verkauft man das Kilogramm geräucherte Schinken für 16 Francs, und die Lyoner Wurst zu 23 Francs. Der Normalpreis des Ersteren betrug früher 2 Francs 50 Cent. und der des Letzteren 8 Francs das Kilogramm.

Zum Ersatz haben wir Ochsen- und Pferdewurst, deren Preis immer noch hoch genug ist, 4 bis 6 Francs das Kilogramm, je nach der Qualität. Selbst die von den Hausfrauen so verachtete classische Blutwurst kostet, wenn sie von Ochsenblut gemacht ist, 1 Francs 80 Cent., und von Schweineblut 1 Fr. 20 Cent. das Kilogramm. Die anderen Artikel der Fleischerläden fehlen gänzlich.

Das gesalzene Fleisch, namentlich das von Australien, ist aus den Auslagen der Eßwaarenläden gänzlich verschwunden. Die Verproviantirung hat es eiligst entführt. Man hat es für 8 Frcs. das Kilogramm verkauft, während vor der Belagerung die amerikanische Compagnie, welche diesen neuen Industriezweig ausbeuten wollte, bei dem Preis von 1 Fr. 20 Cent. kaum Käufer für dasselbe finden konnte.

Meerfische gibt es aus guten Gründen nicht mehr. Süßwasserfische sind selten. Ein schöner Karpfen, der höchstens 2 Fr. 50 Cent. oder 3 Fr. kostete, wird eben für 20 Fr. verkauft. Wir haben deren sogar mit 30 Fr. bezahlen sehen und dabei waren sie nur mittlerer Größe. Eine bescheidene Portion Weißfische oder Gründlinge kostete

1 Fr. 25 Cent., jetzt kann man sie sich nur noch, je nach dem Ergebniß der Fischerei, für 4, 5 und 6 Francs verschaffen.

Mit dem gesalzenen Fisch sieht es kaum besser aus. Das Pfund Laberdan kostet 2 Fr., ein Häring oft bis zu 2 Fr. 50 Cent. Die Gemüse haben auch eine ganz außerordentliche Preissteigerung erlitten. Der Scheffel Kartoffel, der vor dem Kriege mit 1 Fr. bezahlt wurde, kostet in diesem Augenblick 6 Fr. und dabei steigt der Preis derselben täglich. Für den gewöhnlichen Sterblichen sind die Eier nicht mehr erreichbar, und die Henne, die sie legt, ist eine wahre Goldhenne aus dem Märchen. Gestern kostete das Dutzend 4 Fr. 60 Cent., die ganz frischen kosten 75 Cent. bis 1 Fr. das Stück.

Auch die Gärtner verlangen für ihre Gemüse außerordentliche Preise. Ein Kohlkopf kostet bis zu 1 Fr. 50 Cent., eine Salatpflanze 75 Cent., ein Blumenkohl 2 Fr., ein Bündel gelbe Rüben 2 Fr. 25 Cent. und die anderen Gemüse in demselben Verhältniß. Getrocknete Gemüse, wie Bohnen, Linsen und Erbsen, werden nicht mehr verkauft. Vor ihrem plötzlichen Verschwinden verkaufte man sie um das Vierfache ihres wirklichen Werthes. Der wucherische Aufkauf machte, daß sie plötzlich über den Werth bezahlt wurden, und deshalb zur Nahrung des Volkes gänzlich mangelten. Einen Litre grüner getrockneter Bohnen, der in gewöhnlicher Zeit 60 Cent. kostet, habe ich mit eigenen Augen mit 5 Fr. bezahlen sehen.

Was die Zuthaten betrifft, so ist deren Mangel äußerst groß und die Theuerung kennt keine Grenzen. Der Speck ist nur noch eine Mythe, es gibt keinen mehr in ganz Paris. Die frische Butter war gleich sehr rar, und man verkaufte Anfangs ein Kilogramm für 28 Fr., später

sogar an die renommirtesten Restaurants für 45 Fr. Die gesalzene Butter hat eine proportionelle Steigung erlitten, man findet welche zu 14 Fr., aber die ist nur schlechter Qualität. Das Oel ist nur bis zu dem Dreifachen seines gewöhnlichen Preises gestiegen. Schweine- und Gänsefett kennt man nicht mehr auf dem Markt, aber es ist durch ein schaudererregendes Gemisch von Ochsenfett und Fett anderer Thiere ersetzt, das man zu 3 Fr. 50 Cent. und 4 Fr. das Kilogramm verkauft.

Käse ist nirgends mehr zu finden. Der Roquefort, Gruyere, der holländische und der von Brie wurden gleich in den ersten Tagen der Belagerung zu fabelhaften Preisen aufgekauft. Heute würde jedes Stück mit Gold aufgewogen! Es gibt keine getrockneten Früchte mehr in den Läden, Rosinen, Feigen, Mandeln und Nüsse sind verschwunden. Es bleiben noch einige Partien verdorbener Zwetschken, die man für 80 Cent. das Pfund verkauft.

Reis, Caffee und italienische Mehlspeisen sind dagegen nicht sehr im Preise gestiegen. Das Brennmaterial und besonders die Holzkohle fängt an zu mangeln, man verlangt 20 bis 25 Francs für 50 Kilogramm, also 44 bis 50 Centimes für das Kilogramm... Die allgemeinen Verbrauchsgegenstände sind also im Durchschnitt während dieser ersten Periode der Belagerung bis auf's Fünffache gestiegen.

Die kleine Bourgeoisie war diejenige Classe, auf der die übermäßige Theuerung am schwersten lastete. Es sind das bescheidene Rentiers, Angestellte mit 1500 Francs oder 1000 Thalern, kleine Geschäftsleute, die alle nur kleine Geldvorräthe in ihrem Secretär haben und von der Hand zum Mund leben müssen. Sie stehen in der Mitte zwischen Armuth und Wohlstand, freilich nur zu

oft der ersten näher als dem letzten. Für Viele hatte die Arbeit aufgehört und sie waren zu stolz, ihre Noth zu bekennen und doch waren sie nicht an solch' harte Entbehrungen und solches Elend gewöhnt. Sie beklagten sich nicht, sie ertrugen mit heroischer Resignation die schrecklichsten Entbehrungen in der Stille, und gaben das Beispiel von unerschütterlicher Seelenstärke. Man hat im Laufe der ganzen Erzählung bemerken können, daß ich mit großen Phrasen nicht freigebig bin und die pomphaften, leeren Berichte hasse; ich suche weder in der Schilderung der Ereignisse, noch in der der Menschen zu übertreiben. Aber ich kenne nichts Rührenderes, ja selbst nichts Bewunderungswürdigeres, als die männliche Einfachheit, mit der diese braven Leute (das Herz der Pariser Bevölkerung) ihre Leiden ertrugen, die mit jedem Tage wuchsen und deren Ende Niemand voraussehen konnte. Die Frauen zeigten sich noch entschlossener als die Männer. Auf ihnen ruhte die größte Last, denn ihnen lag die Versorgung des Haushaltes ob; sie mußten bei den Fleischern, den Spezereihändlern und den Volksküchen Queue stehen. Sie überließen das so mühsam erworbene arme Stückchen Fleisch dem Manne, sie versorgten die Kinder und bemühten sich dabei noch, den traurigen häuslichen Herd zu erheitern. Ja, die Frauen Frankreichs! Welchen Schatz der Hingebung, der Selbstverleugnung und moralischen Kraft kann man in ihrem Herzen entdecken, wenn man nur die rechte Saite zu berühren weiß! Nur die oberen Schichten waren verdorben durch den Luxus, die Verweichlichung und die Benoîtonnerie des zweiten Kaiserreichs; die Nation war gesund geblieben, das konnte man in den Tagen der Prüfung sehen.

Die höhere Bourgeoisie hatte nicht dieselben physi-

schen Leiden zu erdulden. Sie hat im Allgemeinen Geld zur Verfügung und, wie schon gesagt, hatte die Mehrzahl derselben ihre Frauen und Kinder weggeschickt. Es war ihnen leicht, Vorräthe zu kaufen, wenn sie auch noch so theuer waren, oder im Restaurant zu essen. Einige dieser Etablissements waren geschlossen, aber die Mehrzahl war offen geblieben. Durch welches Wunder gelang es ihnen nur, ihre Gäste zu sättigen! Dieses täglich zu wiederholende Kunststück übersteigt jede Vorstellung. Begreiflicherweise war die Speisekarte nicht sehr mannigfaltig, aber die Rechnungen deshalb doch tüchtig gesalzen. Dort speiste man am häufigsten; diejenigen, die ein Daheim hatten, luden ihre Freunde ein und man probirte dann die fremdartigsten Gerichte. Ich meine damit weder Maulthier- noch Eselfleisch, das sehr viel verkauft wurde, und bei dieser Gelegenheit sei mir erlaubt zu sagen, daß Eselfleisch wirklich gut ist, Maulthierfleisch sogar ausgezeichnet, viel besser als Ochsenfleisch und daß ein Maulthierbraten ein köstliches Gericht ist. Aber die phantastischesten Thiere des zoologischen Gartens kamen auf die Tafel; wir kosteten nach der Reihe den Bären, die Antilope, das Känguru, den Strauß und den Yack und Gott weiß was noch mehr! In der sogenannten englischen Schlächterei verkaufte man die außerordentlichsten Thiere zu nicht minder außerordentlichen Preisen. Ich habe einmal Antilopenfleisch gegessen, von dem das Pfund 18 Francs gekostet hatte, und auf Ehre, ein einfaches Kaninchen wäre mir lieber gewesen. Im Gegensatz zu dieser vornehmen Schlächterei gab es auch eine, wo Katzen, Hunde und Ratten verkauft wurden. Eine Katze kostete 6 Francs und eine Ratte 30 Sous. Das Lustigste dabei ist, daß die vornehme Bourgeoisie all' dieses Gethier, wie Katzen, Hunde und Ratten, die bis dahin für unrein galten, aus Renommage verzehrte.

„Bringe die Ratte mit der Madeirasauce“, sagte der Amphytrion.

„Die Ratte!“ schrien Alle, „her mit ihr!“ Und man fing zögernd an, kleine Bissen davon in den Mund zu stecken und trotz aller Renomage ging es sehr langsam voran. Große Heiterkeit erregte es, wenn wir in einem deutschen Blatte, das uns zufällig in die Hände kam, lasen, wie jene braven Journalisten ihren Landsleuten erzählten, daß wir genöthigt seien, Ratten zu essen. „Wenn sie Ratten essen, so haben sie keine Nahrungsmittel mehr!“ hieß es. Hätten sie gewußt, daß es geschah, um sich über die Gräuel der Belagerung zu belustigen, oder aus der jedem Franzosen angeborenen Lust, über sich selbst zu spotten! Jene unwahrscheinlichen Nahrungsmittel bildeten eine unversiegliche Quelle des Scherzes. Ein Bürger hatte seinen eigenen Hund am Spieße braten lassen und als er ihn aufgegessen hatte, betrachtete er mit melancholischen Blicken die Knochen auf seinem Teller und sagte: „Wie schade dafür! was wäre das eine gute Mahlzeit für den armen Fox gewesen!“ Cham zeichnete eine gegen ihren Mann sehr aufgebrachte Bürgersfrau:

„Was! Du hast unsere Tochter dem Schlächter versprochen?“

„Bei Gott! mein Schatz, ich that's nur, um eine Hammelkeule zu bekommen!“

Doch gestehen wir es nur, diese etwas erkünstelte Heiterkeit verbarg auch in dieser Schichte der Bevölkerung schwere und anerkennenswerthe Opfer. Unter all' jenen Männern, die so geistreich ihr eigenes Elend verspotteten, war nicht einer, der nicht einen Theil seines Vermögens verloren hatte und nur noch soviel besaß, als er zum Leben brauchte. Die Einen waren Finanzmänner und es gab keine Börse mehr;

Andere waren große Kaufleute und aller Handel war verschwunden, wieder Andere waren reiche Hausbesitzer, aber die Häuser trugen keine Zinsen, und noch Andere hatten als Rentiers viel von ihrem beweglichen Vermögen eingebüßt, und das, was ihnen blieb, wird nach dem Krieg vielleicht auch entwerthet sein! Jedermann war ruinirt und fand sich leicht hinein. Manchmal erleichterte man sein Herz durch weidliches Schimpfen auf die Preußen: „Diese Canaillen von Preußen! diese Lumpenhunde von Preußen!" Aber Niemand hätte laut zu Unterhandlungen mit ihnen gerathen, selbst nicht in den Stunden der tiefsten Niedergeschlagenheit, von denen ich berichtet habe. Von der ganzen Pariser Bourgeoisie, der hohen wie der niedrigen, kann man sagen, daß sie in diesen schweren Zeiten große Ausdauer bewiesen hat. Ja, diese Kraft läßt sich sogar unter der Renomage erkennen, hinter der sie sich gleich anderen, edlen und zarten Regungen des Herzens, oft zu verbergen liebt.

Der Arbeiter hatte nicht weniger große Entbehrungen zu erdulden. Der Pariser Arbeiter denkt unglücklicher Weise selten daran, Geld zurückzulegen, und gibt es so leicht aus, wie er es einnimmt, so daß eine Arbeitseinstellung ihn stets unvorbereitet und von jedem Sparpfennig entblößt findet. Die durch den Krieg von 1870 und die Belagerung von Paris verursachte Arbeitseinstellung war fürchterlich, denn sie traf eine unglaubliche Menge von Industriellen auf einmal. Die Mehrzahl der Arbeiter hatte keine Arbeit, und diejenigen, für welche noch Arbeit da war, mochten nicht daran gehen. Es ist das ein besonderer Charakterzug des Pariser Kindes; es arbeitet hart, wenn es gerade daran ist, aber es bummelt gerne, und ist, wie es in seiner Sprache sagt, ein Rigoleur. Es sieht nicht ein, warum es sich abmühen soll, wenn sein Kamerad daneben

nichts thut. Zur Herstellung der vielerlei Vertheidigungsgegenstände brauchte man indessen viele Arme. Es gab Kleider und Schuhe zu machen, Kanonen zu gießen, Getreide zu mahlen, Laufgräben zu machen, Wälle aufzuwerfen, Patronen zu verfertigen, den Stahl der Flinten zu glätten, und was weiß ich alles sonst! Der Krieg beschäftigt so vielerlei Industrie. Aber in der ersten Zeit war es unmöglich, für alle diese Beschäftigungen tüchtige Arbeiter zu finden. Sie waren zum ersten Male nach so langer Zeit zu der Ehre zugelassen, die Flinte zu tragen, und diese ungewohnte Freude hatte sie ganz trunken gemacht. Nichts erschien ihnen schöner und eines freien Mannes würdiger, als einen Flingot über die Schulter zu hängen und auf den Wällen Schildwache zu stehen. Sie sahen mit Verachtung auf die Arbeiter herab, die das Atelier dem Wachdienst vorzogen. Fast wie Feiglinge behandelten sie dieselben, als wenn ein übermenschlicher Muth dazu gehörte, auf einer Plattform sechstausend Metres von den Preußen entfernt spazieren zu gehen. Es half nichts, daß man ihnen in allen Zeitungen auf jede Weise sagte, in welch' großer Täuschung sie befangen wären, und daß der ein größerer Patriot sei, der, von Haus aus ein Schuhmacher, seine Kräfte verwende, unseren Soldaten Schuhe für die Schlacht zu machen, als der, welcher exerciren lerne. Jeder gesunde Mensch sei im Stande eine Flinte loszuschießen; aber Schuhleder könne nur der schneiden, welcher es gelernt habe. Es sei ruhmvoller, ein Chassepot zu verfertigen, als dasselbe zu handhaben; denn wenn Niemand Chassepots verfertigte, was gäbe es mit denen, die es mit so viel Stolz tragen und damit Parade machen? So weise auch die Rathschläge waren, so waren sie doch den taubsten Ohren gepredigt, und das sind bekanntlich die,

die nicht hören wollen. Man fand es viel unterhaltender, sich unter dem Vorwand zu versammeln, man müsse exerciren oder abstimmen oder Wache stehen, und statt dessen sich die Zeit bei heiterem Geplauder, bei Spielen, Lachen und Trinken . . ja ganz besonders durch Trinken zu vertreiben! Ja, die Trunksucht, die abscheuliche Trunksucht war der Krebsschaden bei einem großen Theil der Nationalgarde. Dieses Laster nahm während der Dauer der Belagerung ab, jedoch nicht ganz, und wir lasen mit Bedauern noch zwei oder drei Tage vor den entscheidenden Schlachten im Monat December die strengen Tagesbefehle des Generals Clement Thomas, welche das pflichtvergessene und unmäßige Betragen gewisser Bataillone vor die Oeffentlichkeit brachte.

Die Nationalgardisten bekamen 1 Fr. 50 Cent. den Tag und das war eine kluge und gerechte Maßregel. Man sagt, der Finanzminister Picard hätte sich derselben im Staatsrath widersetzt, weil es dem Staatsschatz eine tägliche Ausgabe von 800.000 Fr. verursache. Und was hätte daran gelegen, wenn es selbst eine Million betragen hätte! Die erste und vornehmste Sorge der Regierung war doch die Aufrechthaltung der Ordnung in der Stadt, und es war klar, daß wenn man nicht Mittel ausfindig machte, diejenigen, welche nichts mehr verdienten, zu ernähren, man alle Begierden entfesselte und die Unordnung begünstigte. Eine Million mehr oder weniger, was lag daran zu einer Zeit, wo Frankreich nur noch mit Milliarden rechnete! Die Austheilung der täglichen Entschädigung war jedesmal eine große Geschichte. Die Vollblutdemokraten verlangten im Namen der Gleichheit, daß jeder Nationalgardist gehalten sei, sie in Empfang zu nehmen; finde er dann, daß er derselben nicht benöthigt sei, so könne er sie

wieder in den Staatsschatz zurückgeben. Andere wünschten im Gegentheil, daß sie nur denen gegeben werde, die sie verlangen würden und vor einem Familienrath sich auswiesen, daß sie dieselbe zum Leben nöthig hätten. Die Regierung entschied sich für Letzteres; ich glaube jedoch, daß sie in ihrer Schwäche die verschiedenen Corps der Nationalgarde nach ihrem Wunsch verfahren ließ. Die alten Bataillone waren fast nur aus wohlhabenden Bürgern zusammengesetzt und gingen auf die letztgenannte Vertheilungsart ein. Die meisten der neuen Bataillone dagegen sollen verlangt haben, daß die bewilligte Summe an Jeden ausgetheilt werde, und daß diejenigen, welche erröthen würden, sie anzunehmen, dieselbe an den Hauptmann zurückbezahlen könnten. Die verschiedenen Arten der Austheilung verursachten manchen Wirrwarr, und gewisse Irrthümer in den Rechnungen endeten elendiglich vor dem Polizeigericht.

Unglücklicherweise wurde die Vergütung den Männern selbst gegeben, anstatt ihrem Haushalt. Meistens vertranken sie dieselbe auf's Wohl des Vaterlandes und behielten knapp nur so viel, um nicht Hungers zu sterben. Der militärische Müssiggang und die soldatische Verschwendung gefiel ihnen und sie verloren die Lust an der Arbeit. Ich ging eines Tages, um mir Visitenkarten zu bestellen, zu einem Graveur, der mir sagte: „Wir haben keine Arbeiter während der Belagerung; sie verdienen nur 3 Francs 50 Cent. oder 4 Francs in unserem Geschäftszweig, so nehmen sie lieber 1 Francs 50 Cent. und thun gar nichts. Die berühmten Nationalwerkstätten kehrten in anderer Form wieder. Cham hat diese Aehnlichkeit in einer seiner geistreichen Zeichnungen trefflich wiedergegeben. Er zeigte darauf einen leicht angetrunkenen Nationalgardisten, der mit Inbrunst sein Gewehr küßte und dabei sagte:

„Mein Freund, mein Schatz, mein einzig Gut, meine Freude, mein Trost, meine Nationalwerkstätte!"

Diese gefährliche Frage bedroht noch jetzt, wo ich schreibe, unser Haupt, und die Zukunft allein kann entscheiden, ob unsere Furcht legitim oder eingebildet war. Etwas später erkannte man, daß für einen verheirateten Mann ein Franc fünfzig Centimes Entschädigung nicht genüge, und man fügte noch fünfundsiebzig Centimes für die Frauen bei und in einigen Bataillonen, wie man mir sagte, fünfundzwanzig Centimes für jedes Kind. Zu gleicher Zeit berief ein Decret alle unverheirateten Männer von dreißig bis fünfundvierzig Jahren zur activen Armee. Dabei trat ein sehr merkwürdiges Ergebniß zu Tage, das für den Beobachter ein sonderbares Licht auf die Pariser Sitten wirft. Die Mairien verkündigten eine unglaubliche Menge von Heiraten, wobei Bräutigam und Braut fast immer in derselben Straße, derselben Nummer wohnten. Man weiß, daß es illegitime Verbindungen sind, die man endlich nach den Vorschriften des Gesetzes legitimiren will. Die Zahl dieser Quasi-Heiraten ist eine enorme in Paris, besonders in einer gewissen Welt, wo man hört, daß Herr So und So, der seit zwanzig Jahren mit einer Frau lebt und Kinder von ihr hat, auch das Muster eines Gemahls ist, doch nur ihr Gatte vor Gott ist. Die Forderungen des Krieges trieben diese falschen Ehemänner aus ihrer zweideutigen Stellung, in der sie sich gefielen, und diese Heiraten, denen man den Spitznamen „der fünfzehn Sous-Heiraten" gab, waren ein Triumph der öffentlichen Moral. Aber der Philosoph konnte sich fragen, als er eine solche Menge illegitimer Haushaltungen zum Vorschein kommen sah, ob nicht in unseren bestehenden Gesetzen oder in unseren Sitten sich

Fehler vorfänden, die so viele Leute von der wahren Ehe abhielten, deren Lasten sie doch tragen, ohne deren gesetzliche Weihe zu beanspruchen.

Diejenigen, welche vielleicht am wenigsten von der Belagerung litten, weil ihr ganzes Leben nur ein langes Leiden ist, waren die notorisch Armen, die eingeschrieben sind und von der öffentlichen Unterstützung leben. Niemals war die Wohlthätigkeit größer und umsichtiger gewesen, als in diesen Zeiten des allgemeinen Elends. Da man wußte, daß die Zahl der Armen noch anwachsen würde durch die Menge derer, welche gewöhnlich nicht die Hand ausstrecken, und die ihre Verschämtheit und ihre Bedenken nur überwinden können, wenn sie sich in der größten Noth befinden, so verdoppelte die Mildthätigkeit ihre Hilfe. Bons für Brod, Fleisch, Holz, Kohlen und Reis wurden in gewissen Quartieren massenhaft vertheilt, und das Uebermaß dieser administrativen Freigebigkeit führte selbst zu einigen Mißbräuchen. Aber es ist immer noch besser, betrogen zu werden, als arme Leute Hungers sterben zu lassen. Man errichtete öffentliche Küchen, wo man gegen im Voraus genommene Bons oder gegen Geld zu außerordentlich niedrigem Preis gekochte Nahrungsmittel vertheilte, wie Fleischbrühe, Bohnen, gekochtes Ochsenfleisch, und welche die Käufer entweder an Ort und Stelle verzehren, oder mit nach Hause nehmen konnten. Einige wohlthätige Damen übernahmen die Austheilung der Speisen, und sie kannten später die meisten der Armen und interessirten sich für die Würdigsten.

„Wir müssen immer Geld zulegen", sagte mir eine derselben, die ihre Aufgabe ernst nahm. Freilich, wenn eine arme Frau ohne Bon oder ohne einen Sou, mit einem Kind auf dem Arm, um einen Teller Suppe bat, so war es schwer, ihr denselben abzuschlagen.

Ach! von den Kindern kann man nicht ohne Thränen sprechen. Da die Frauen selbst so schlecht genährt waren, konnten sie auch ihren Kindern nur ungenügende Milch geben; die Kuhmilch war selten und theuer, trotz der Fürsorge der Administration, welche alle Milchkühe requirirt hatte und die Bevölkerung bat, sich des classischen Milchcaffee's am Morgen zu enthalten. Die Hausfrauen waren genöthigt, vor den Schlächtereien oder den öffentlichen Küchen Queue zu stehen, und fanden deßhalb nicht mehr die Zeit, die kleinen, zarten Wesen so zu pflegen, wie sie es bedurften. Sie starben dahin wie die Mücken. Ich kenne eine arme Person, die drei Stunden vor einer Küche hatte warten müssen, und bei ihrer Heimkunft ihr Kind, ein Bübchen von achtzehn Monaten, erfroren in seiner Wiege fand; sie erwärmte es so gut sie konnte, aber es war zu spät, es kehrte nicht mehr zum Leben zurück.

Niemals hatte sich der Horazische Vers:

Bellaque matribus detestata!

wahrer erwiesen. Möge dieser Schrei der trauernden Mütter den Fluch und die volle Vergeltung des Schicksals auf die Häupter der Kaiser und Könige herabziehen, welche diese Kriege gewollt haben. Aber selbst sie, die so schwer geprüften Frauen, klagen nicht; auch sie blieben standhaft gegenüber der Belagerung, und wenn sie gleich uns Stunden der Entmuthigung hatten, so ging ihre Schwäche schnell vorüber. Niemals zeigte sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das aus gemeinsamem Unglück entspringt, in so wunderbaren Zügen, als während der großen Katastrophe, welche alle Geister einigte und das Unglück des Einzelnen in dem allgemeinen Unglück aufgehen ließ. Niemals war man ärmer gewesen und niemals gab man mehr. Zu keiner

Zeit war man dem Ideal der Brüderlichkeit näher gekommen, obschon ihm die arme Menschheit fortwährend nachstrebt. Vielleicht war man im Jahre 92 größer, niemals war man besser gewesen: dies Zeugniß wird die unparteiische Geschichte der Pariser Bevölkerung, glaube ich, nicht versagen, und noch sind wir in unserer Erzählung nicht einmal bei dem Zeitpunkt der in ihrer Einfachheit großartigen, aufopfernden Hingebung angelangt.

Der Vollständigkeit halber muß ich auch von den sogenannten „Réfugié's" sprechen, den Bewohnern der Bannmeile, die sich bei der Annäherung der Preußen nach Paris geflüchtet hatten. Um sie unterzubringen, hatte man ihnen leerstehende Wohnungen angewiesen, wo sie sich mit der etwas derben Sorglosigkeit des Bauers eingerichtet hatten. Unter ihnen fanden sich gewiß brave und rücksichtsvolle Leute; allein die Mehrzahl war dem Raffinement der Pariser Civilisation fremd und da man ihre bescheidene Wohnung behandelt hatte, als sei sie im Feindesland gelegen, so glaubten sie sich berechtigt, gegen die ihnen angewiesenen Wohnungen in ähnlicher Weise verfahren zu dürfen. Wenn das Ende der Cernirung den Eigenthümern die Heimkehr gestatten wird, werden sie die oft nicht sehr duftigen Beweise dafür finden. Bei einem Theil dieser Bauern war es niederes Neidgefühl, das nur zu oft das Herz des Armen verbittert und das sie auch jetzt so zu handeln antrieb; war doch ein Freund von mir Zeuge, wie einer dieser Leute eine kostbare Tapete in gräulicher Weise durch sein Speien zurichtete und auf eine wohlangebrachte Bemerkung darüber einfach antwortete: „Ei was, so bekommen die Arbeiter auch etwas zu thun." Andere betrugen sich so aus Dummheit; im Herzen von Paris wähnten sie sich auf dem Land und betrachteten das kleine

Hôtel einer vornehmen Dame aus der Halbwelt nicht anders als einen Pachthof. „Figaro" erzählte darüber eine jener Pariser Legenden, die das Privilegium haben, das Volk der Boulevardiers zu erheitern. Ein Hauseigenthümer hatte einer Familie von Réfugié's den ersten Stock eines seiner Häuser eingeräumt. Vierzehn Tage später kommt der Concierge und meldet ihm, daß seit der Ankunft der neuen Bewohner sich ein furchtbarer Geruch im Haus verbreite und die Insassen belästige; daß er in die Wohnung, aus der diese Ausdünstungen strömten, habe eindringen wollen, daß man ihm aber den Zutritt beharrlich verweigert habe. „Gut", sagt der Eigenthümer, „ich will selbst sehen, was da vorgeht."

Am andern Morgen erscheint unser Hausbesitzer wirklich in seinem Haus. Bei seinem Eintritt in die Thorhalle vernimmt er das Krähen eines Hahnes, der auf dem Balkon des ersten Stocks sich aus Leibeskräften hören läßt und seinem Ruf antwortet eine ganze Schaar gackernder Hühner.

Erstaunt geht er hinauf. An der Thüre muß er verhandeln, streiten, sich ärgern, denn sein Miethsmann will von Niemandem gestört werden und erkennt selbst nicht einmal dem Hausherrn das Recht zu, in sein Privatleben sich einzumischen. Aber der letztere gibt nicht nach und dringt endlich in die Wohnung vor. Aus dem Vorzimmer hat unser Landmann einen Hühnerhof gemacht; der Fuß versinkt hier in einer Art Schlamm, einem unbestimmbaren Gemisch von Schmutzabfällen aus Taubenschlag und Stall. Darüber ist eine Schichte Stroh ausgebreitet, welche für das Frühjahr einen trefflichen Dünger zu geben verspricht. Das darauf folgende Zimmer ist in ein Kaninchengehege umgewandelt und weist eine beträchtliche Menge

Futter aller Art, besonders Kohl, Knoblauch und Zwiebeln auf. In dem nächsten Zimmer — einem Schlafzimmer! — sieht man in der Mitte ein großes Bassin, das aus einem alten Faß hergestellt worden, ganz mit Wasser gefüllt war und einigen Enten als Tummelplatz diente.

Der Besitzer war starr. Er ging von einem Zimmer in das andere und der Bauer folgte ihm auf dem Fuße, wie ein Landwirth, der sich freut, einem Besucher die verständige Anordnung seines Besitzes zu zeigen.

„Und mein Salon?" seufzt der Besitzer völlig niedergeschmettert.

„Oh, da wohnt der „Monsieur", sagt der Bauer und bläht sich stolz auf. Man öffnet die Thür des Salons — und die Krone des Ganzen zeigt sich. In einer Ecke auf einer Streu voll unendlichem Unrath wälzt sich feist und grunzend — ein stattliches Schwein.

„Unglücklicher! Warum quartieren Sie denn Ihren ... Monsieur in meinem Salon ein? Haben Sie nicht da unten einen prächtigen Hof, wo Sie ihn mitsammt den Hühnern und Enten hätten unterbringen können?"

„Das will ich Ihnen sagen, lieber Herr. Die Zeit der Aussaat kommt, und wo soll ich denn meine Gerste ziehen?"

So lautete die Legende von dem „Zimmer-Landwirth", die man nach Belieben mit den phantastischsten Erfindungen ausschmückte. Einen großen Dienst aber leisteten diese Réfugiés der Pariser Bevölkerung; sie scharten sich unter dem Befehl des Herrn Joigneaux, eines durch seine Schriften wohlbekannten Oekonomen, bebauten die weiten, bis dahin unbenutzten Strecken in der Umgebung der Stadt und verwandelten sie in Gemüsegärten, welche uns gegen Ende der Belagerung frisches Gemüse, Kohl und

Salat lieferten. Bevor ihre Producte jedoch auf den Markt gebracht werden konnten, waren wir auf das beschränkt, was kühne Marodeurs fast unter dem Feuer des Feindes in den verlassenen Landhäusern auftrieben. Sie von einem solchen Ausfluge zurückkommen zu sehen, war merkwürdig und traurig zugleich. Außer einigen wenigen brav aussehenden armen Weibern, die unter ihrem Sack daherkeuchten, waren es fast nur Galgenphysiognomien, die man sah, bleiche Bursche mit sonderbaren Gesichtern. Sie alle brachten ihre Beute heim, die Einen voll frecher Laune und übermüthig, die Anderen bekümmert; die Einen ihre Kartoffeln, die Anderen ihren Schnittlauch und Kohl oder ihre Artischocken und sonstigen Gemüse. An manchem Tag, besonders des Sonntags, zogen ihrer wohl an fünftausend aus; zu anderen Zeiten zählte man nur einige Hunderte, die Hefe der Bevölkerung, die sich besonders auf dies Geschäft verlegt hatte. Wiederverkäufer, die womöglich noch schamloser als diese Elenden waren, lauerten ihnen auf, kauften ihnen unterwegs ihren Kram, halb mit Gewalt, halb mit guten Worten für wenig Geld ab, um ihn bald darauf den Parisern sehr theuer zu verkaufen. So wurden die Diebe durch eine Bande Speculanten bestohlen. Die Scenen, die sich dabei abspielten, das Schreien, Fluchen, Herumzerren, jener unbeschreibliche Wirrwarr und Durcheinander boten ein wahrhaft Callot'sches Bild. Die Nationalgarde, die an den Thoren Wache hielt, duldete dieses Schachern, unter dessen Maske sich mehr als einmal der Verrath geborgen hat. Denn die Marodeurs standen unter dem Schutz der Herren Preußen, deren Linien sie ungefährdet passirten, und man kann sich denken, um welchen Preis. Dann zerstreute sich die Bande durch ganz Paris, und suchte die Beute ihres

Raubzuges, so gut es ging, los zu werden. Marktplätze wurden auf den schönsten Plätzen der Stadt improvisirt, und jeden Tag durchschritt ich in der Rue des Martyrs die Reihen von Kohl, Rüben und Lapins, um die sich schreiende Weiber zankten, ja manchmal mit den Fäusten einander streitig machten. Während acht Tagen durfte eine Wiederverkäuferin ihre Rüben und ihren Lauch auf dem Boulevard des Italiens, vor Tortoni, offen ausstellen, ohne daß sich Jemand darüber aufhielt oder gar nur erstaunte — so natürlich erschien es; und dieser eine Zug sagt mehr als irgend welche andere Schilderung über dieses Capitel der Belagerung.

Dagegen waren Viele unsichtbar, an deren Anblick man früher gewöhnt gewesen war. Ich habe schon erzählt, wie die Theater auf Befehl der Polizei geschlossen worden waren. Es galt nun die Frage, ob man sie wieder öffnen dürfe; und die Zeitungen verhandelten lange darüber, bevor man zu einem Beschluß kam. Die Einen sagten, solche Vergnügungen paßten schlecht zu der allgemeinen Trauer; Andere behaupteten, daß der Pariser der theatralischen Unterhaltung bedürfe, daß das Vergnügen die Stimmung kräftige, daß die Eröffnung einiger Theater eine Art Herausforderung der Preußen sei, eine heitere Renomage, die ganz in dem Pariser Charakter liege. Man könne ja Stücke wählen, welche dem Ernst der Situation entsprächen, und man gäbe auf diesem Wege einer ganzen Classe von armen Leuten, Angestellten, Costümschneidern und Choristen, die brotlos geworden wären, die Möglichkeit eines Erwerbes. Zudem sähen sich auch die Künstler selbst in höchst peinlicher Lage. Das Foyer vieler Theater war freilich zu einem Lazareth umgewandelt, — allein dies schien denen, welche die Wiederaufnahme

der Vorstellungen vertheidigten, von keinem Belang. Das Publicum werde einfach nicht in das Foyer eingelassen, meinten sie, und ihre Ansicht trug schließlich den Sieg davon. Ihre Gründe waren nicht gerade die besten, aber Paris langweilte sich; Niemand sah voraus, wie lange die Einschließung dauern werde, und man dachte mit Entsetzen an die Reihe der langen öden Tage, die man zu verleben haben werde.

Um aber das angeblich Unpassende dieser Vorstellungen zu beseitigen, verfiel man auf das Mittel, sie unter dem Schild eines Wohlthätigkeitswerks anzukündigen. Spielte man heute für die Verwundeten, so spielte man morgen für die Waisenkinder oder die öffentlichen Garküchen; jedes Bataillon veranstaltete eine Matinée oder eine Soirée, deren Ertrag zum Ankauf einer Kanone oder einer Mitrailleuse bestimmt war. Den Reigen eröffnete Pasdeloup am 23. October mit seinen Volksconcerten. Abbé Duquesnay hatte die Aufgabe übernommen, die zartfühlenden Gemüther in einer Anrede zu besänftigen, die sehr gefiel und stark applaudirt wurde. Muthig intonirte dann das Orchester die A-dur-Symphonie von Beethoven, dessen Andante mit dem Ausdruck des überwältigenden Schmerzes einen unbeschreiblichen Eindruck auf das Publicum machte. Aller Augen wurden feucht, und das Meisterwerk des großen Componisten ist wohl niemals tiefer als an diesem Tage empfunden worden. Die gleiche Stimmung beseelte uns Alle.

Jeden Sonntag gab der Director der großen Oper musikalische Soiréen, in welchen Bruchstücke der schönsten Symphonien mit Fragmenten aus den berühmtesten Opern wechselten und ein zahlreiches, eifriges Publicum anzogen. Auch die Comédie-française nahm ihre Vorstellungen unter

Legouvé's Patronat wieder auf; sie gab literarische Matinéen, die der Letztere mit einem Vortrag über die geistige Ernährung von Paris während der Belagerung einleitete. Diese Vorstellungen hatten ein ganz eigenthümliches Gepräge; bei schlechter Beleuchtung sammelte sich ein Publicum von Nationalgardisten und Frauen in einfacher Toilette; die Schauspieler erschienen fast alle in gewöhnlicher Civiltracht, und mit einigen Scenen aus dem classischen Repertoire wechselten Oden und Gelegenheitsgedichte aus der Feder junger Dichter, wie Bergerat, Delpit und Abraham Dreyfus. Vor Allen ist jedoch Banville hier zu nennen, der Tag für Tag in der Sprache der Götter von unserer Trauer wie von unserer Freude, von allen Empfindungen, die unser Herz bewegten, zu erzählen wußte. Die große, ehemals kaiserliche Loge nahe bei der Bühne war den reconvalescenten Verwundeten eingeräumt, die man nur mit Rührung anblicken konnte. Wie viele bleiche, vom Fieber abgezehrte Gesichter sah man hier; wie viele Leute mit dem Arm in der Binde, mit verbundenem Kopf, und unter ihnen manchmal einen schwarzen Sohn der Wüste, dessen Augen, gleich denen eines Löwen aus seinem Vaterland, im Dunkel glühten. Wenige Schritte weiter und man war im Lazareth, wo die Unglücklichen auf ihrem Schmerzenslager duldeten und starben. Theophile Gautier hat diesen Gegensatz der weltlichen Vergnügungen und herzerschütternden Leiden in meisterhafter Weise geschildert. Im „Moniteur“ erzählte er eines Tages von dem Besuch, den er während einer Vorstellung bei den Verwundeten des Théâtre-français gemacht hatte.

„Auf dem Gang, der von der Bühne nach dem Zuschauerraum führt, begegneten mir zwei geistliche Schwe-

stern, zwei Pflegerinnen, von denen die eine sich bei der andern nach Schwester Madelaine erkundigte. „Sie ist im Palais-Royal", antwortete die Befragte einfach. In demselben Augenblick, in welchem diese beiden Schwestern vorübergingen, kam Basilio aus dem Foyer der Schauspieler, mit seinem langen schwarzen Kleid, seinem weißen Kragen und dem bizarren Hut, den die spanischen Priester noch heute tragen. Er drückte sich gegen die Wand und grüßte ehrerbietig. Man spielte gerade einen Act aus der „Hochzeit des Figaro". Dies Zusammentreffen war reiner Zufall, aber würde man es nicht als unwahrscheinlich tadeln, wenn ein Schriftsteller in seinem Werk einen solchen Contrast zu geben wagte? Welch' seltsame Reihe schwindelnder Ereignisse mußte nicht vorübergehen, um nur möglich zu machen, daß Beaumarchais' Basilio mit wirklichen Nonnen in einem Gang der Comédie-française zusammentraf. Beranger's Lied „von der Schauspielerin und der barmherzigen Schwester" kam uns hiebei in den Sinn, aber die Wirklichkeit war hier stärker als die Dichtung, denn diesmal fand die Begegnung nicht erst in der andern Welt statt. Das Benehmen der Schauspielerinnen gegen die geistlichen Schwestern ist übrigens durchaus anständig und fein. Die Künstlerinnen der Comédie-française sind gebildete Damen, welche den frommen Schwestern die wohlverdiente Hochachtung nicht versagen.... Beim Rückweg verirrten wir uns. Um das Lazareth von der Bühne zu scheiden, hatte man mehrere Gänge und Nebenpassagen verrammelt und wir mußten eine Schwester nach dem Weg fragen, die uns denn auch in gefälligster Weise zurechtwies und uns bis zur letzten Thüre begleitete. Eine barmherzige Schwester als Ariadne, um einen Feuilletonisten aus dem Labyrinth des Théâtre-français zu retten — ist

das nicht auch, um mit einigen Zeitungen zu reden, ein Zeichen der Zeit?

Ein anderes noch merkwürdigeres Zeichen war es, daß die „Châtiments“ offen auf dem Theater erschienen — jenes geächtete Buch, das heimlich von Hand zu Hand gegangen war, das den Grund zu einer Anklage gegeben hatte, wenn es bei einem Buchhändler vorgefunden worden war; jene furchtbare Satyre gegen die kaiserliche Herrschaft, die in ihren persönlichen Ausfällen und Schmähungen Alles übertrifft, was jemals gegen einen Tyrannen geschrieben worden ist. Früher hatte man die Thüre verschlossen, wenn man sie im Freundeskreise hatte lesen wollen; jetzt wurden die schönsten und heftigsten Stellen auf offener Bühne im Theater der Porte-Saint-Martin vor dreitausend Zuhörern vorgetragen; von hier kamen sie in das Théâtre-français und bald hörte man sie in allen Concerten und Schauspielen, die man organisirte. Victor Hugo sah endlich den Tag seines Triumphs, auf den er achtzehn Jahre lang hatte warten müssen.

Bei der ersten Nachricht vom Sturz des Kaiserreichs war er herbeigeeilt; alle Stellen waren vergeben, und selbst wenn noch eine erledigt gewesen wäre, hätte er sie wohl nicht angenommen, da er nur den ersten Platz für seiner würdig hielt. Nachdem einmal der erste Freudenjubel über seine Rückkehr verrauscht war, hatte er still für sich hingelebt, sich von der Politik fern gehalten und selbst seinen Namen zu den vielen Manifestationen nicht geliehen, die sich so gern mit demselben geschmückt hätten. Es schien, als wolle er nach seiner langen Verbannung einzig die Freude genießen, seine dramatischen Werke wieder aufgeführt zu sehen oder seine „Châtiments“ auf der Bühne zu hören. Am 3. November las Berton die wunder-

baren Strophen von der „Sühne" vor und riß das Publicum damit hin; dann trug Frl. Favart mit ihrer wohlklingenden und vollen Stimme „Stella" vor und Coquelin declamirte in seiner beißenden Manier die Klagen „eines Conservativen über einen Unruhstifter". Der Erfolg war unglaublich; man war überrascht und entzückt, diese Anklagen, welche sich jetzt durch den Gang der Ereignisse als prophetische Verkündigungen zeigten und das öffentliche Rechtsbewußtsein läuterten, öffentlich von der Bühne herab zu vernehmen. Erst später bei kühlerer Ueberlegung fühlte man, wie wenig es sich schicke, unter dem Beifall der Menge die Namen von Männern zu brandmarken, die sich nicht vertheidigen konnten, und welche, gerade weil sie besiegt waren, vor jedem Schimpf gesichert sein sollten. Darum erregten die folgenden Vorstellungen geringere Begeisterung und allmälig verschwanden die „Châtiments" wieder von den Theaterzetteln. Dagegen veröffentlichte Victor Hugo eine neue Auflage derselben, von der in kürzester Zeit gegen zwanzigtausend Exemplare verkauft wurden, und das zu einer Epoche, in der man sich besann, ehe man sich eine einfache Zeitung kaufte. Die Theater empfanden übrigens genau die Wechselfälle der Belagerung; kamen gute Nachrichten und stiegen die Hoffnungen, so waren die Häuser gefüllt; dagegen blieben sie leer oder schloßen sich ganz, wenn schmerzliche Ereignisse uns mit Trauer erfüllten.

In Ermanglung der Theater boten die Clubs eine tägliche Zerstreuung für die Bevölkerung. Diese respectwidrige Nebeneinanderstellung wird freilich die Veranstalter der öffentlichen Versammlungen und diejenigen ihrer Besucher, welche die Sache ernsthaft betrieben, in heiligen Zorn versetzen. Mögen sie mir verzeihen, allein Alles, was ich davon gesehen habe, war mit wenigen Ausnahmen mehr

dazu geeignet, zu milder Heiterkeit zu stimmen, als zur Rettung des Vaterlandes beizutragen. Selbst das ernsthafte „Journal des Débats“ hatte eine eigene Specialität daraus gebildet, daß es jeden Morgen von den Vorfällen in diesen Versammlungen erzählte und ganz Paris lachte über diese Berichte, die ebenso boshaft wie witzig waren.

In dem ältesten dieser Clubs, der sich „das Vaterland in Gefahr“ nannte, herrschte Blanqui. Dessen Local befand sich in der Rue d'Arras, nahe bei der Place Maubert. Eine große Anzahl von Clubs wurden in der Folge gegründet und hießen entweder nach den Stadtvierteln, in denen sie tagten, wie z. B. der Club von Belleville, der seine Sitzungen in dem Saal Favié abhielt, oder der Club „de la Cour des Miracles“; andere nannten sich nach dem Local, in dem sie sich eingerichtet hatten, wie z. B. der Club des „Elysée-Montmartre“, der „Mille-et-un-Jeux“ in der Rue de Lyon; der Club der „Porte-Saint-Martin“ oder der „der Folies-Bergères“; wieder andere wählten eine Bezeichnung, welche ihr politisches Programm enthielt, wie „die Befreiung“ im Saal Valentino, „der Widerstand“ im Alcazar oder „die Rache“, die ihre Penaten auf dem Boulevard Rochechouart hatte. Nimmt man dazu noch die Clubs im „Pré-aux-Clercs,“ im „Casino-Cadet“, in der „Ecole de Medecine“, die Clubs der „Porcherons“ und der „Reunion“, und man wird so ziemlich die ganze Liste der Clubs haben, welche während der Belagerung ein mehr oder weniger thätiges, mehr oder weniger bewegtes Leben führten — es mögen ihrer etwa fünfzehn gewesen sein. Noch waren wir nicht so weit wie im Jahre 1848, wo Paris 189 eifrige Clubs besaß. Freilich war auch die Zahl der Fragen, die man auf die Tagesordnung setzen konnte, ziemlich beschränkt. Die Frage, ob Commune oder

nicht, beschäftigte die Mehrzahl der Clubs während eines Monats; und als diese endlich in Folge des Putsches vom 31. October gründlich und entschieden beseitigt war, blieb nur die Vertheidigungs- und Nahrungsfrage zu verhandeln übrig, welche beide für Versammlungen, die allabendlich stattfanden und jedesmal drei Stunden währten, gewiß nicht viel Stoff boten. Das politische Leben war arm an Vorfällen und bot den Rednern keine Handhabe. Gar oft machte der Präsident einen verzweifelten Appell an die Anwesenden, ob Niemand das Wort verlange und gar oft schwieg Alles. Das hatte seinen Grund mit in dem Umstand, daß die Leute, die sich einfallen ließen, das Wort zu ergreifen, oft übel ankamen. Das Publicum hatte allmälig seinen Geschmack ausgebildet und ertrug die Redner, welche es langweilten, mit immer weniger Geduld. Es ließ sich nicht mehr so leicht durch donnernde Phrasen fangen und viele, welche anfangs mit Hilfe ihrer lauten Stimme und ihres unversiegbaren Redeschwalls Beifall gefunden hatten, sahen sich später ausgepfiffen und verhöhnt, so daß sie sich nicht mehr hervorwagten. So sah ich aus Mangel an Rednern den Club der Porte-Saint-Martin sich auflösen. Er war von der Partei der liberalen Bourgeois gegründet worden; an seiner Spitze stand Desmarets, neben ihm der Pastor de Pressensé, Yung von der „Debats", Coquerel, Leberquier, ein bekannter Advocat, und Andere mehr. Anfangs sehr besucht, lebte der Club drei Wochen, während welcher Zeit er jeden Abend dasselbe Publicum sich in sein Local drängen sah. Aber eines Tages ging er ein, da es ihm an Stoff und an Rednern fehlte. Die genannten Herren wurden es müde, fortwährend auf der Bresche zu stehen, das Publicum war zuletzt sehr empfindlich geworden und ließ nichts

mehr gelten, wenn es nicht vernünftig und zugleich gefällig vorgetragen war. Die Erbschaft des dahin geschiedenen Clubs fiel der „Befreiung" zu, welche einige Zeit nachher von meinem Collegen Brignaut, dem Chefredacteur der „Liberté", gegründet wurde. Auch hier bewahrte man die gleiche Rechtlichkeit der Ideen, sowie den guten Geschmack in der Sprache. Die ersten Sitzungen verliefen sehr glänzend, aber auch er konnte sich nicht auf dieser Höhe behaupten und ich weiß nicht, ob er aushalten wird.

Die eigenthümlichste Physiognomie von allen hatte der Club der „Folies-Bergères", ein Club echt phantastischer Art. Da er, nur zwei Schritte vom Boulevard Montmartre entfernt, in einem Centralpunkt lag, wurde er von vielen echten Parisern Abends besucht, die sich hier die Zeit vertreiben, eine Cigarre rauchen wollten, und die auch gar bald jenen Geist der spöttischen Renomage, der dem Boulevardier eigenthümlich ist, hier einbürgerten. Alles wurde lächerlich gemacht, Redner und Publicum unterhielten sich oft auf die unglaublichste Weise, und ich habe viele merkwürdige Scenen ernster wie komischer Natur hier erlebt, während der Präsident in Verzweiflung seine Schelle bewegte, um die Ordnung herzustellen.

Die anderen Clubs gehörten alle, wie man sich vorstellen kann, der radicalsten Partei an. Vielleicht gab es auch unter den Rothen Parteischattirungen, doch konnten wir sie nicht klar erkennen. Mit unerschütterlichem Ernst führte man daselbst eine Parodie der heftigen Scenen von 1793 auf. Die unsinnigsten und possierlichsten Anträge wurden hier oft von hirnverbrannten Menschen vorgebracht und mit wahnsinnigem Beifall begrüßt. Eine gegentheilige Meinung zu äußern. wäre gefährlich gewesen. Man würde

aus der Menge herausgegriffen worden sein, wäre einem lebendigen Ballen vergleichbar von Hand zu Hand geflogen und endlich zur Thüre hinausgeworfen worden. Diese Menschen hielten sich für lauter Robespierre's und Marat's im Kleinen.

Die folgende Scene spielte sich im Saal Favié ab. Ein Redner erhebt sich in der Jacke des Nationalgardisten, mit struppigem Bart und wildem Gesichte. Aus seiner Tasche zieht er ein Papier, entfaltet es und beginnt zu lesen: es ist das Todesurtheil — in Contumaciam natürlich! — das ein benachbarter Club einstimmig gegen den Verräther Bazaine und seine Helfershelfer Canrobert, Leboeuf und Coffinières ausgesprochen hat. Der Redner fordert die Bürger von Belleville auf, dies Urtheil zu bestätigen. Die ganze Versammlung erhebt sich und das Todesurtheil wird durch Acclamation angenommen. Der Redner fährt dann weiter fort und theilt mit, daß die Bürger aufgefordert werden, dieses Urtheil selbst zu vollstrecken. Dieser Vorschlag kühlt die Begeisterung etwas ab. Aber der Redner geht nun auf die sociale und religiöse Frage über und erklärt, der Augenblick sei gekommen, die Theologie und Metaphysik durch die Geologie und die Sociologie zu ersetzen; in dem Eifer seines Unwillens schraubt er sich selbst immer höher hinauf, schlägt endlich mit der Faust auf den Tisch und ruft: „Mitbürger, ich fürchte den Blitz nicht, ich hasse Gott, jenen elenden Gott der Priester, und möchte gleich den Titanen den Himmel stürmen, um ihn zu erdolchen!" Dieses zweite Todesurtheil erntet weniger Beifall als das erste, obschon einige Getreue klatschen, und eine höhnische Stimme läßt sich vernehmen: „Kauf Dir 'nen Ballon dazu!" Die Weiber blicken sich voll Entsetzen an, aber der Redner

steigt nach seinem titanenhaften Sturm von der Rednerbühne herab und läßt sich inmitten der Kriegsschaaren der Nationalgarde nieder.

Ich habe diesen Vorgang auf's Gerathewohl aus vielen anderen ähnlichen herausgegriffen, um eine Idee von dem Blödsinn zu geben, den man in diesen Clubs zu hören bekam. Ich möchte sie nicht zu streng beurtheilen, denn ich habe ihren Versammlungen zu selten beigewohnt; nur zwei oder drei Mal ging ich aus Neugierde hin und kenne sie eigentlich nur durch die geistreichen Berichte der „Débats", die sich über sie lustig machten. Wenn es indessen erlaubt ist, einen Baum nach seinen Früchten zu beurtheilen, so scheint es mir, daß die Clubs auch nicht einen einzigen gesunden Gedanken verbreitet, daß sie zu keiner Zeit einen nützlichen Einfluß auf die Geister ausgeübt und in nichts für die Vertheidigung sich förderlich erwiesen haben; sie haben mehr Lärm gemacht als Arbeit gethan. Uebrigens war die Partei, welche sie vertraten, viel weniger zahlreich, als die Bourgeoisie in ihrer Herzensangst es glaubte, wie schon der Umstand beweist, daß Blanqui sein Journal, „Das Vaterland in Gefahr", wegen allzugeringen Absatzes eingehen lassen mußte.

Paris thut es aber einmal nicht anders; es will stets die Stadt der Absonderlichkeiten sein, und so entstand auch ein Frauenclub, in welchem die Männer nur als Zuschauer geduldet waren. Der Präsident war eine Präsidentin, die Beisitzer waren Beisitzerinnen. Ob er mehrere Sitzungen abgehalten hat, weiß ich nicht, aber der Bericht über die Versammlung, welche im Laufe des Monats October im Gymnase Triat stattgehabt hatte, gab Anlaß zu großer Heiterkeit. Der Bürger Jules Allix, Secretär des Damen-Comité's, stellte zwei Thesen auf;

erstens, daß die Frauen bewaffnet werden müßten, um ebenfalls auf die Verschanzungen zu ziehen und zweitens, daß sie aufgefordert werden sollten, ihre Ehre gegen die Feinde zu vertheidigen und zwar — hier machte der Redner eine Pause und fuhr dann mit gehobener Stimme fort — mit Blausäure! Mit feinem Lächeln betonte der Bürger Allix den Umstand, daß die blau uniformirten Feinde (les Prussiens) gerade mit Blausäure (acide prussique) umgebracht werden sollten. Dann begann er die Beschreibung eines Apparates, mit dem es leicht fallen würde, alle in Paris eindringenden Preußen zu tödten. Der Erfinder nannte seinen Apparat „den Finger Gottes", der Bürger Jules Allix schlug aber vor, ihn den „doigt prussique" zu heißen. Er besteht in einer Art Fingerhut von Kautschuk, den die Frauen am Finger tragen. Am Ende dieses Fingerhutes befindet sich ein kleiner Behälter mit Blausäure. Jetzt naht sich der Preuße, du streckst ihm Deine Hand entgegen, stichst ihn — er ist todt! Selbst wenn mehrere Preußen sich nähern, aus deren Arm sie andern Falls nur wahnsinnig oder leblos befreit würde, braucht sie jetzt nur mit ihrem Fingerhut zu stechen; ruhig und unbefleckt bleibt sie stehen, während ein Wall von Leichen sich um sie aufthürmt. Also redet der Bürger Allix, während die Frauen in Thränen zerfließen und die Männer sich vor Lachen nicht zu helfen wissen. Alsdann kommt die Costümfrage zur Sprache, und Bürger Allix will gerade wieder das Wort ergreifen, um die Vortheile der Gesundheitscorsetts hervorzuheben, als ein Jemand zu bemerken bittet, daß der Bürger Jules Allix in seiner Eigenschaft als Mann von dem Bureau ausgeschlossen werden müßte. Bürger Allix interpellirt diesen Jemand und fordert ihn auf, sich zu zeigen. Der fragliche

Jemand entpuppt sich als Nationalgardist von sechs Fuß Höhe, der mit einem Satz sich auf die Rednerbühne schwingt. Allein bei seinem Anblick bricht ein furchtbarer Sturm aus; Präsidentin, Beisitzerinnen, Zouavinnen, sie alle werfen sich auf ihn, zwicken ihn und kratzen ihn, so daß er nur mit zerrissenen Kleidern ihren Händen entkommt... Hüten wir uns indessen, derlei Verkehrtheiten, die fast überall neben großen politischen und socialen Erschütterungen einhergehen, der gesammten Bevölkerung von Paris zum Vorwurf zu machen.

Eine andere Excentricität beschäftigte die öffentliche Meinung ernstlicher, es war dies ein Kreuzzug. den gewisse Maire's gegen die Christusbilder unternahmen, welche sie aus den Ambulancen entfernen ließen und dann gegen die Lehranstalten der „Brüder der christlichen Schule", welche sie aus eigener Machtvollkommenheit schloßen. Herr Mottu, der Maire des eilften Arrondissements, hat seinen Namen dabei verewigt. Mit Leidenschaft verhandelte man diese Frage in den Clubs und unzählige Zeitungsartikel waren ihr gewidmet. Die Behörde gab Herrn Mottu Unrecht und setzte ihn ab. Sie gab darin nur der öffentlichen Meinung Ausdruck, die sich energisch gegen diese Maßregel ausgesprochen hatte, weil sie zum wenigsten unzeitgemäß war. Von dieser ganzen Bewegung blieb keine Spur zurück; bei den Schwestern sowohl, wie bei den Brüdern und in den Lyceen begann der Unterricht wieder. Jules Simon, der Minister des Unterrichts, erließ ein schönes Circular, worin er sagte, daß über all' diesen vergeblichen politischen Kämpfen die Sonne des Wissens und der Erziehung strahlen müsse. Deshalb verfügte er auch, daß das Institut eines seiner Mitglieder mit einem Luftballon entsende, um die totale Sonnenfinsterniß zu beobachten, welche in Al-

gerien sichtbar werden sollte. Der Gelehrte fuhr ab; aber wir glauben, daß der Ballon, auf dem er schiffte, gerade derjenige ist, dessen Untergang auf dem atlantischen Ocean von einer englischen Zeitung berichtet wurde.

2.

In diese Periode fällt die regelmäßige Organisation der Post, die unsere Briefe im Luftballon fortschickte; aber ach, nur gar selten brachten uns die Brieftauben eine kurze Antwort. Die Regierung errichtete eine große Ballonfabrik, um immer einen zur Abfahrt bereit zu haben, wenn der Wind günstig wäre. Während der ersten Zeit der Belagerung ließ man die Ballons am Tag abgehen, aber man bemerkte bald, daß die Preußen, von der Stunde der Abreise in Kenntniß gesetzt, denselben auflauerten und entweder Brandraketen nach ihnen schleuderten oder weittragende Gewehre abfeuerten. Man entschloß sich deshalb, nur noch Nachts abzufahren. Man füllte und entließ die Ballons fast immer in einem Bahnhof, entweder in dem von Orleans oder dem Nordbahnhof. Allen, die dem Schauspiel einmal beigewohnt haben, wird dasselbe unvergeßlich sein. Inmitten eines ungeheuern Hofes schaukelt der halbgefüllte Ballon, von Windstößen heftig hin und her getrieben; er ist aus gelbem Taffet, und die Spiegellaternen der Locomotiven werfen phantasische Lichter auf den Weg. Im nächtlichen Dunkel sieht man die Menschen umhereilen, Dämonen gleich, die einem höllischen Werk obliegen. In einer Ecke zieht der Postdirector, Herr Rampont, seine Uhr heraus; mit besorgter Miene beobachtet er den Wind und spricht leise mit dem Aeronauten, Herrn Godard, den er um Rath zu befragen scheint. Es ist klar, daß die Reise gefährlich ist.

Drei Menschen sollen abreisen, darunter Einer, dessen Name ein Geheimniß ist. Er ist in Pelz eingehüllt und geht aufgeregt und bleich auf und ab, versucht jedoch ruhig zu scheinen, sobald er sich beobachtet glaubt. Der Zweite ist ein Seemann, der unbekümmert seine Pfeife raucht; man sieht, daß er mit eben so leichtem Herzen in diesen Nachen steigen, als ein feindliches Schiff entern wird. Das ist Dienstsache bei ihm. Der Dritte ist ein Postbeamter, der sehr beschäftigt ist, denn der Wagen mit den Drucksachen ist eben angekommen und er trägt die werthvollen Säcke zum Nachen und vertheilt sie an die richtigen Stellen. Dann kommen fünf kleine Käfige, welche sechsunddreißig Tauben enthalten; es sind reizende Thierchen, schwarze, weiße und goldfarbene, und führen Namen wie: Gladiator, Wermuth, Tochter der Luft u. s. w. Der Besitzer bringt sie selbst und sorgt, daß sie gut untergebracht werden. Im Augenblick der Abfahrt entdeckt man, daß keiner der Reisenden an Mundvorrath gedacht hat; man läuft, man sucht und bringt rasch drei Brödchen, zwei Stückchen Chocolade und eine Flasche Wein herbei. Aber die Verzögerung war von Nutzen, denn ein Adjutant stürzt athemlos mit einer Depesche des Gouverneurs herbei! Der Luftschiffer nimmt sie in Empfang; der Nachen wird befestigt, und man hört die Worte: „Alles los!" Der Ballon erhebt sich rasch, aber der Wind ist so stark, daß er ihn auf die Seite legt und mit Heftigkeit niederdrückt. Es ist ein Moment voll unaussprechlicher Aufregung, wir halten alle den Athem an und richten unsere Augen auf die schwarze Masse, die mit schrecklichen Schwankungen niedertreibt. Wird er zu Grunde gehen? Doch nein, er erhebt sich, und kaum ist er über das Glasdach des Bahnhofs weg, so umhüllt

ihn auch schon die Nacht und er verschwindet in dem dunkeln Nebel. — „Adieu! adieu!" rufen uns die Reisenden zu, und wir antworten ihnen mit guten Wünschen für die Reise und schwenken die Hüte. „Es lebe Frankreich!"

Die mitgeführten Tauben werden bald wieder zu uns zurückkehren, vorausgesetzt, daß die Kälte, der Nebel, die Raubvögel und die preußischen Kugeln sie nicht unterwegs aufhalten. Jede wird einen leichten Cylinder mitbringen, der mit drei Fäden an eine ihrer Schwanzfedern befestigt ist, und in welchem sich kleine zusammengerollte Papierchen von vierzig Millimetres Breite und dreißig Millimetres Länge befinden werden. Es ist das eine durch Photographie mikroskopisch verkleinerte Composition eines gewöhnlichen Druckes. Die kleine Fläche ist kaum mit einer sehr starken Lupe zu entziffern und gleicht einem Journal mit vier Colonnen. Die auf der Linken enthält nur folgende Worte:

Depeschendienst durch Brieftauben.
Steenackers an Mercadier, 103, Rue de Grenelle.

Die drei anderen Colonnen enthalten auf beiden Seiten nur die Abschrift der Depeschen, eine dicht an der anderen, ohne Zwischenraum noch Strich. Manche der Depeschen waren officiell, andere Privatdepeschen. Welchen Trost und welche Freude haben sie uns gebracht! Wie viele Hundertsousstücke und Louisd'ors fielen da in die Hände der Briefboten, welche uns die so sehnlich erwarteten Depeschen überbrachten! Und mit welch' respectvoller Zärtlichkeit umringte man die Tauben! Wenn zufällig eine von ihnen, erschöpft und triefend von Regen, sich auf dem Rand eines Giebels niederließ, so versammelte sich gleich eine Menge Menschen, die begierig einer jeden ihrer Bewegungen folgten. Alle Hände streckten sich aus, um ihr Brod

oder Hirse zu reichen und sie damit herbeizulocken, und welches Freudengeschrei stieß man aus, wenn sie ihren Flug nach ihrem Taubenhaus fortsetzte. Die Poesie verherrlichte sie mit Recht. Eugen Manuel verfaßte ein hübsches Gedicht auf sie, welches im Théâtre français declamirt wurde, und Paul de Saint-Victor sang ihr Lob in einer Prosa, die poetischer ist als die Verse des Verfassers der „Arbeiter". Die Worte sind zu schön, als daß ich sie nicht ganz wiedergeben möchte:

„Sie sind die Tauben dieser, von Feuer und Blut umströmten ungeheuren Arche. Der zarte Bogen ihres Fluges zeichnet den Regenbogen in die Wolken, der das Ende der Stürme verkündet. Das Herz des Vaterlandes schlägt unter ihren kleinen Flügeln. Wie viele Küsse und wie viele Freudenthränen, wie viel Trost und Hoffnung bringen nicht ihre, vom Schnee durchnäßten oder von dem Raubvogel zerzausten Federn mit! Wenn sie heimkehren in ihr Nestchen, verbreiten sie in Tausenden von menschlichen Wohnungen neue Hoffnung, Muth und Leben. Heute mehr als jemals, und in der reinsten Auffassung des Wortes, sind sie die Vögel der Liebe. — Wie die Störche in den Städten des Nordens, wie die Tauben von Venedig, verdienten auch sie, geheiligte Vögel zu werden. Paris sollte die junge Brut ihres Taubenhauses aufnehmen, sie beschützen, sie ernähren unter dem schirmenden Dach eines seiner Tempel. Ihre Race würde eine poetische Tradition dieser großen Belagerung sein, die einzig in der Geschichte dasteht. Wenn sie in unseren Straßen und Gärten umherflögen, würden wir uns erinnern, daß es einen Tag gab, wo alle Herzen dieser großen Stadt voll banger Erwartung dem Fluge einer Taube folgten. Eine religiöse Verehrung würde diese nützlichen Vögel be-

schützen. — Während der langen Belagerung Venedigs, das hundertmal mehr Hunger litt als Paris, gestattete man es nicht, daß man Hand an die Tauben der Sanct Markuskirche legte. Das Getreide fehlte, man raufte sich um ein Stück Brod, und doch entbehrten die Tauben nicht einen Tag ihre Nahrung. Das vor Hunger sterbende Venedig gab seinen Tauben die letzten Körner seiner leeren Speicher.

„Vents, dites-leur notre misère!
Oiseaux, portez-leur notre amour!“ *)

rufen die Verbannten in dem Gedicht Victor Hugo's. Dieses poetische Bild ist heute zur anmuthigen Wahrheit geworden. Die Winde erzählen Frankreich von dem Leid und der Hoffnung der Stadt Paris; die Vögel sind es, die ihren Theuren draußen ihre Liebe bringen.

3.

So waren unsere Beschäftigungen, unser Kummer und unsere Freude zu jener Zeit der Belagerung beschaffen. Es waren kaum mehr als drei Monate seit dem Beginn des Krieges verflossen und schon schien uns das Kaiserreich und seine Schande in wunderbare Ferne gerückt. Wir gedachten des gefallenen Kaiserreiches kaum öfter, als des in ein Thier verwandelten Nebukadnezar, oder des Pharao, der mit seiner ganzen Armee vom rothen Meere verschlungen ward. Es war aus unserem Gedächtniß geschwunden und der beste Beweis der Nichtachtung, die darin lag, war der geringe Erfolg, den die letzten Lieferungen der geheimen Papiere hatten. Am Tage nach

---

*) — „Winde, erzählt ihnen unser Leid! Vögel, bringt ihnen unsere Liebe!“

der Proclamirung der Republik, beschloß die neue Regierung, alle in den Tuilerien gefundenen Papiere in kleinen Broschüren oder „Fascicules" zu veröffentlichen, um die Gebrechen dieser halb verfaulten Macht offen an den Tag zu legen. Die ersten Bändchen wurden viel gekauft und machten Aufsehen. Es war nicht blos Neugierde, sondern auch das Gefühl der befriedigten Rache, die man beim Lesen dieser Papiere empfand. Man war entzückt, in diese Geheimnisse des Lasters einzudringen, den dichten Schleier zu lüften, der solchen Scandal den Augen verborgen hatte. So belustigte sich ganz Paris über die Briefe des Ex-Kaisers an Margaretha Bellanger, eine berühmte Courtisane, und über deren Antworten an den Kaiser. Es war darin eine Geschichte von einem angeblich existirenden Kind, und ich weiß nicht, welch' abscheuliches Geklatsch, wo der erste Präsident des Cassationshofes eine wenig würdige Rolle gespielt zu haben scheint. Unsere Bosheit labte sich an dieser Schande. Mit Begierde lasen wir auch die Briefe, welche uns entdeckten, was wir bis jetzt nur vermuthet hatten, daß der Krieg von Mexico unternommen worden war, um dem Herzog von Morny Gelegenheit zum Schacher zu geben und einige Millionen mit Jecker zu theilen. Aus anderen Briefen wieder sahen wir, daß Napoleon III. von allen Seiten über die ungeheuren Streitkräfte, die Deutschland zur Verfügung standen, unterrichtet worden war, und daß seine tolle Kriegserklärung selbst nicht einmal als eine Verblendung entschuldigt werden konnte. Allmählich erregten diese aufeinander folgenden Veröffentlichungen weniger Neugierde, wenngleich sie schon interessant waren. Aber jeder Tag, der uns von jener Zeit der Infamie entfernte, war für uns wie ein Jahrhundert. Unwürdige Speculanten zeich-

neten Caricaturen über diesen Scandal und hingen ihre cynischen Producte in den belebtesten Passagen aus, oder riefen an den Ecken der Boulevards: „Frau Bonaparte, mit ihren Verbrechen und ihren Geliebten." An den Schaufenstern der Buchhändler hingen die scheußlichsten Bilder der Männer des zweiten Kaiserreiches, der eine als Wolf, der andere als Kuppler, ein dritter als Esel oder Schwein. Man war allgemein über solches Verfahren entrüstet und die Journale gaben der öffentlichen Meinung Ausdruck, und verlangten, daß man solche Schaustellungen untersage, weil sie gemeiner seien als die Gemeinheiten, die sie geißeln wollten.

Die von so viel Unglück geläuterten Seelen konnten solch' unwürdiges Schauspiel nicht mehr ertragen. Wir wurden besser, und wir werden bei der Erzählung der noch folgenden schrecklichen Ereignisse sehen, daß die Seelengröße mit dem Leiden wuchs.

Achtes Capitel.

Erhebung der Provinz. — Schlachten von Paris. Vorbereitungen zum Bombardement.

In den alten Legenden einer vergangenen Zeit liest man wohl von dem Wächter, der nächtlicher Weile von der Höhe des Thurmes herabspähte, ob die Hilfsarmee sich zum Entsatz der belagerten Stadt nähere. Eine ungeheure Volksmenge schart sich um die Kirche und fragt den Wächter von Zeit zu Zeit, ob er nichts sehe. Man

verzweifelt, man weint und schon tritt jedem die Nothwendigkeit der Uebergabe klar vor Augen, als der Thürmer plötzlich einen lauten Schrei ausstößt: „Dort in der Ferne, in der Ebene erhebt sich eine riesige Staubwolke; — sie wälzt sich heran — jetzt sehe ich Lanzen und Helme blinken!..." und die ganze Bevölkerung begrüßt diese fröhliche Botschaft mit lautem Jubelruf. Man umarmt sich und gelobt, lieber zu fallen als nachzugeben. Vertrauen und Heiterkeit sind wieder zurückgekehrt und mit ihnen der Muth, der feste Entschluß, bis zum Ende auszuhalten.

Unsere heutige Geschichte gleicht jener Legende aus Attila's Tagen; vielleicht ist es die Geschichte aller belagerten Städte. Am 15. November erhielten wir durch die Taubenpost die Nachricht, daß eine Armee von Orleans unter dem Befehl des Generals d'Aurelles de Paladine die Preußen zurückgedrängt und Orleans wieder besetzt habe. Es ist unmöglich die freudige Bewegung zu schildern, welche die Stadt bei dieser unerwarteten Nachricht erfüllte. So war es doch wahr! die Provinz, die man unter sich uneinig, gleichgiltig, ja vielleicht für feindlich gestimmt glaubte, hatte sich mit Energie emporgerafft, eine Armee, eine wirkliche Armee gebildet, die sich mit den Preußen messen, ja sie schlagen konnte; und diese Armee befand sich kaum fünfundzwanzig Meilen von uns entfernt im Rücken des Feindes. So hatte also die Stunde der Rettung geschlagen!

Wer die wunderbare Elasticität des Pariser Charakters nicht kennt, wer nicht selbst gesehen, wie schnell er von der tiefsten Niedergeschlagenheit zum höchsten, stürmischsten Entzücken übergehen kann, der wird die fabelhafte Wandlung in der allgemeinen Stimmung jener Tage nicht begreifen können. Mißtrauen, Elend, Haß und Ver-

zweiflung — Alles war vergessen. Die Brieftaube schien uns gleich der Taube aus der Arche Noah's; auch sie hatte uns einen Zweig im Schnabel gebracht, der uns die Hoffnung wiedergab. In der Brust eines Jeden strahlte der Himmelsbogen des Sieges. Aurelles de Paladine, dessen Name bis zu diesem Augenblick völlig unbekannt gewesen war und der sobald wieder in das Meer der Vergessenheit zurücksinken sollte, war mit einem Male berühmt geworden. Alle Zeitungen feierten in ihm den großen Mann mit der unerschütterlichen Sorge für die Disciplin, den talentvollen Organisator, den geschickten Taktiker. Sie vergaßen sogar den merkwürdigen Umstand nicht, daß der General in seinem Hirn von früher her eine Kugel sitzen habe, die manchmal in seinem Kopf herumrolle und seinem Gesicht dadurch einen Ausdruck der Wildheit verleihe. Es war ein großer Kriegsmann, ein Held, der verheißene Retter. Schon berechnete man, wie viel Tage des Kampfes er brauche, bevor er uns die Hand reichen könne, und in die Karte vertieft, bezeichneten wir im Voraus mit rothköpfigen Nadeln seinen Marsch. Wir flogen von Sieg zu Sieg. Unser Vertrauen war so groß, daß wir des andern Tages uns enttäuscht sahen, als die Zeitungen keinen neuen Erfolg zu melden hatten.

„Wo bleibt denn Aurelles de Paladine?"

Wir fanden, daß er nicht rasch genug vorrücke; und da uns keine Tauben zuflogen, begnügten wir uns mit einer Unmasse von Enten: „Amiens ist wieder genommen", hieß es auf den Boulevards, „Chartres desgleichen. Die Besetzung von Etampes steht bevor... es ist besetzt." — „Warum nicht gar, Etampes?" — „Ich versichere Sie." — „Woher wissen Sie diese Nachricht?" — „Ein Bauer hat sich durchgeschlichen und ist in einer Schenke zu Montrouge

eingekehrt. Dort hat er Soldaten getroffen und hat es ihnen erzählt." — „Und wo steckt der Bauer jetzt?" — „Man sucht ihn überall."

Natürlich fand man ihn nicht. Die Zahl solcher Phantasiebauern, solcher unwahrscheinlichen Boten und legendenhaften Wilddiebe, die während der Belagerung die einfältigsten Gerüchte verbreiteten, war unglaublich groß und der „Charivari" brachte eines Tages eine besondere humoristische Studie über „den Mann, der sich durch die Linien geschlichen hat". Das „Journal officiel" wurde nicht müde, auf alle Anfragen über den Werth dieser Nachrichten zu antworten, daß es nicht mehr wisse, als was es mittheile; daß es jede Depesche, die einlaufe, ohne Zaudern veröffentliche, und nur das unterdrücke, was die Vertheidigung gefährden könne. Die Einbildungskraft der Neuigkeitskrämer war indessen einmal aufgestachelt und so konnte sie sich nicht so leicht zurückhalten. Wie sie früher Niederlagen auf Niederlagen gesehen hatte, so gewann sie nun mit derselben Leichtigkeit einen Sieg nach dem andern.

Dazwischen glaubten einzelne Politiker immer noch beharrlich an die Möglichkeit eines Waffenstillstandes; die Einen erzählten sich, daß Thiers eines Tages im preußischen Hauptquartier geblieben sei und Andere wußten, daß Lord Lyons, im Auftrag seiner Regierung, die abgebrochenen Verhandlungen wieder aufgenommen habe. Solche Gerüchte hätten eine Woche zuvor Paris in die höchste Aufregung versetzt, jetzt aber gingen sie spurlos vorüber. Der Wind hatte sich gedreht. „Wozu ein Waffenstillstand? Wer hatte jemals daran gedacht, einen Waffenstillstand abzuschließen? Ihr scherzt! Jetzt gilt es nur den Krieg bis auf's Messer!" — Auch in dieser stürmischen und unerwarteten Parteinahme für alle extremen

Mittel spiegelt sich die unbegreifliche Unbeständigkeit des Parisers.

So waren denn noch einmal, wie am Tage nach Ferrières, Alle einstimmig für die Fortsetzung des Kampfes. Ueberall lebte der Muth und der gute Humor wieder auf. Man fühlte sich glücklich, ein Lebenszeichen aus der Provinz, wenn auch nur aus der Ferne, erhalten zu haben. Die Provinz hatte größere Schuld an dem schrecklichen Krieg, der uns heimsuchte, als Paris, denn sie hatte zwei Mal für denselben gestimmt; das erste Mal, als sie sich in ungeheurer Majorität für das kaiserliche Plebiscit aussprach und im Gegensatz gegen Paris und die Pariser derselben Regierung, welche den Zug nach Mexiko unternommen hatte, neue unbeschränkte Vollmacht ertheilte; das zweite Mal aber hatte sie sich durch die Stimme ihrer Abgeordneten für den Krieg erklärt, während die Vertreter von Paris eine Bedenkzeit von wenigstens vierundzwanzig Stunden verlangt hatten, bevor man das Land in ein neues viel gefährlicheres Abenteuer stürze. Aber die Abgeordneten der Provinz hatten die Stimme der Pariser Deputirten erstickt; es war sonach nicht mehr als billig, daß die Provinz Paris zu Hilfe kam, daß sie ihr altes Mißtrauen gegen die Hauptstadt vergaß, daß sie nicht hübsch fein zu Hause blieb, und uns nicht mit dem egoistischen Rath, selber zuzusehen, wie wir uns aus der Noth zögen, den Kampf allein fortzusetzen hieß. Nein, die Provinz wird es nie erfahren, wie dankbar wir ihr dafür waren, daß sie ihre Pflicht anders auffaßte. Wir dankten ihr nicht allein für ihren Patriotismus, wir freuten uns auch, zu sehen, wie würdig sie ihre Schuld abtrug. Es war schon viel, gerettet zu werden; wie viel schöner aber war es, daß wir gerade durch die Provinz gerettet werden sollten,

an der wir gezweifelt, die wir für undankbar erklärt hatten. So erhob sich Frankreich, neu geeinigt und über die preußischen Linien hinüber wechselte Paris mit der Provinz einen Gruß der Liebe und einen Wink der Ermuthigung.

„Sie kommen zu uns!“ hieß es überall in Paris. „Ziehen wir ihnen entgegen! Man muß unter allen Umständen einen Ausfall machen! Vorwärts, wir sind unser viermalhunderttausend, und viermalhunderttausend bahnen sich überall ihren Weg!“ So meinte die Menge, aber Trochu zögerte deshalb nicht weniger. Als braver, einsichtiger und loyaler Soldat ließ er sich von solchen Phrasen nicht täuschen. Er wußte, daß viermalhunderttausend Mann noch keine viermalhunderttausend Soldaten sind, und daß selbst der glühendste Patriotismus nicht das einzige Erforderniß für eine kriegsfähige Armee ist. Die Seeleute, auf welche man sich am sichersten verlassen konnte, waren nicht zahlreich und lagen als Besatzung in den Forts zur Bedienung der Artillerie. Die Mobilgarde war aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Allerdings durfte man auf ihre Unterstützung rechnen, denn sie alle, woher sie auch stammten, verlangten nichts sehnlicher, als die Geschichte ein- für allemal zu beendigen; aber sie waren nicht alle gleich gut eingeübt und manövrirfähig. War es Bequemlichkeit der Oberleitung oder Ungehorsam bei den Officieren, die ihre Aufgabe nicht verstanden oder sich nicht die Mühe gaben sie zu vollführen — genug, die hunderttausend junge Leute hatten sich bei all' ihrem persönlichen Muth noch nicht zu einer kriegstüchtigen Armee ausgebildet. In einer solchen muß jeder Soldat Fühlung mit seinem Nachbar haben, jedes Bataillon muß auf das andere, das vor ihm

herzieht, wie auf das, welches ihm folgt, vertrauen können, und Alle müssen in gleichem Sinn und gleichem Muth dem Feldherrn, der sie zur Schlacht führt, blindlings gehorchen. Die Mobilen achteten wohl ihre Generale, doch hatten diese Herren nicht jenes Talent zu blenden, womit man die Massen entzückt und sie mit fortreißt. Nie fanden sie zur rechten Zeit ein treffendes Wort, wohl aber entschlüpfte ihnen manche unglückliche Rede. Bei den Soldaten hieß Trochu und Schmitz, der Chef seines Generalstabes, nur General de Profundis und Oberst Contre-Ordre. Die beiden Spitznamen sagen mehr als alles Andere von der Stimmung der Mobilgarde. Sie wurde weder mit dem heiteren Heroismus geführt, welche die Opferfreudigkeit entzündet, noch stand sie unter dem Einfluß der militärischen Genauigkeit und Disciplin, welche das Vertrauen der Soldaten belebt. Ihre Führer waren brave Leute, die ihre Pflicht erfüllen wollten, die aber die Gefahr der Lage vollständig erkannten und an die Möglichkeit der Rettung nicht glaubten; ihre Officiere aber waren theils ungebildet, theils des Dienstes überdrüssig. Meine Bemerkungen gelten natürlich nur im Allgemeinen, denn ich habe in Paris viele begeisterte patriotische junge Männer kennen gelernt, welche die Flamme des Enthusiasmus auch in der Brust ihrer Soldaten zu entzünden wußten. Allein sie bildeten doch eine Ausnahme. Allerdings hätte es auch bei den Andern nur eines kleinen Erfolges bedurft, um sie umzuwandeln und mit neuem Eifer zu beseelen.

Die Nationalgarde war zu jener Zeit noch nichts mehr als ein tumultuarisches Chaos, in welchem jeder gute Wille durch die herrschende Unordnung gehemmt war. Wenn ein tüchtiger Organisator gleich im Beginn der Belagerung

aus dieser bewaffneten Menge die Männer zwischen fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren, ohne Rücksicht darauf, ob sie verheiratet waren oder nicht, ausgeschieden, sie ausgerüstet, eingeübt und zu Soldaten geformt hätte, so hätte er sich eine treffliche Armee aus ihnen bilden können. Ein für ganz Frankreich gültiges Decret gab ihm ohnehin das Recht zu diesem Schritte. Die übrigen Gardisten hätte man dann zu dem weniger aufreibenden Dienst auf den Wällen und an den Thoren verwendet, dem sie sich — wie sie es ja wirklich gethan haben — mit nie ermüdendem Eifer unterzogen haben würden. Allein was half es, jung, geschult, entschlossenen Sinnes zu sein, wenn man nichts weiter zu thun hatte, als zwei- oder dreimal in der Woche Gewehr in Arm auf einer Bastion zu lustwandeln, die von keinem Menschen bedroht war? Vergebens mahnten die Zeitungen mit täglich größerem Nachdruck, General Trochu möge die Nationalgarde umformen, einerlei zu was, wenn er sie überhaupt nur zu Etwas mache. Wenn er aber Alle, Jung und Alt, ausgediente Soldaten, behäbige Bürgersleute, in einem riesigen Knäuel durcheinander gewirrt und unter Führern belasse, die sie sich auf's Gerathewohl selbst gegeben hätten, so werde er nie eine Armee, immer nur eine bewaffnete Menge, eine Heerde und kein Heer zur Verfügung haben.

Es fragt sich, warum General Trochu so lange zögerte, in dieser Angelegenheit einen entscheidenden Schritt zu thun. Glaubte er nicht an die Möglichkeit, die Belagerung fortzusetzen, und somit keine Zeit zur Organisation der Nationalgarde zu haben? Hatte er als alter Soldat nur geringes Vertrauen in die Dienste, die man von ihnen selbst nach ihrer Reorganisation hätte erwarten können? Oder lag der Grund in der Natur seines Charakters?

Es fiel ihm immer schwer, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, sowie er auch nicht gleichzeitig in verschiedenen Richtungen thätig sein konnte und sich scheute, etwas Neues zu unternehmen, so lange er noch früher Begonnenes nicht zu Ende geführt hatte. Keine dieser Vermuthungen ist unmöglich, und vielleicht haben die verschiedenen Gründe gleichmäßig auf seine Entschließungen eingewirkt.

Die meisten Maßregeln, zu denen sich die Obrigkeit während der Einschließung verstand, wurden durch den Druck der öffentlichen Meinung erzwungen. Während in einer belagerten Stadt gewöhnlich der Commandant die Bürgerschaft ermuthigt und kräftigt, war es hier das Volk, welches mit stets wachsendem Nachdruck den Obergeneral zur That antrieb. Am 9. November, mehr als fünfzig Tage nach der Ankunft der Preußen vor Paris, erschien endlich die Verfügung über die Organisation der Kriegs-Compagnien, welche aus den Reihen der Nationalgarde zu bilden wären. Allein der Text des Decrets war so schlecht redigirt, daß Niemand etwas davon verstand. Man mußte es durch Circulare erläutern und die Officiere bekamen dann ihrerseits wieder den Auftrag, die Circulare zu erklären, weil dieselben kaum verständlicher waren, als das erste Decret. Wo eben die Ideen verwirrt sind, kann der Styl nicht klar werden.

Das Decret sprach nicht von neu zu bildenden Bataillonen; es gab nur den schon bestehenden Corps eine neue Organisation, indem sie es anders eintheilte. Ursprünglich bestand jedes Bataillon, je nach seiner Stärke, aus acht bis zehn Compagnien; das neue Decret verfügte nun die Formation von vier sogenannten Kriegscompagnien in jedem Bataillon, welche gebildet werden sollten: 1. aus den

Freiwilligen jeden Alters, 2. aus den unverheirateten Männern oder den kinderlosen Witwern zwischen dem fünfundzwanzigsten und fünfunddreißigsten Jahre, 3. aus den Unverheirateten oder kinderlosen Witwern zwischen dem fünfunddreißigsten und fünfundvierzigsten Jahre, 4. den verheirateten Männern und Familienvätern zwischen dem zwanzigsten und fünfundzwanzigsten Jahre, 5. aus den verheirateten Männern und Familienvätern zwischen dem fünfunddreißigsten und fünfundvierzigsten Jahre. Wozu diese complicirte Eintheilung in Kategorien, wenn das Gesetz einfach zu bestimmen gehabt hätte, daß jeder Franzose vom fünfundzwanzigsten bis zum fünfunddreißigsten Jahre Soldat sein müsse? Natürlich hagelte es Reclamationen; unter ihnen eine, die ich erwähne, weil sie eine Hauptschwierigkeit bildete. Man wird sich erinnern, daß die Nationalgarde in zwei Abtheilungen geschieden war: in die sogenannte „alte" und die „neue" Nationalgarde. Nun waren die alten Bataillone fast nur aus verheirateten Männern, die neuen dagegen fast ausschließlich aus Unverheirateten gebildet. In den ersteren war man demnach mit den vier ersten Kategorien schnell zu Ende, während man in den neuen Bataillons nicht einmal zur dritten Kategorie zu greifen brauchte, so daß in einem alten Bataillon gar oft ein verheirateter Mann von fünfundvierzig Jahren marschiren mußte, während ein kräftiger, unverheirateter Mann von nur fünfunddreißig Jahren auch ferner sein Whist in seinem Pariser Wachlocale spielen konnte, einzig, weil er zu einem der neuen Bataillons gehörte.

Mit Rücksicht darauf hieß es in dem Circular, daß Umschreibungen und Versetzungen in den Bataillonen vorzunehmen wären.

Die Uebelstände solchen Vorgehens liegen auf der

Hand. Dazu kam, daß man denen, die in der seßhaften Nationalgarde verblieben, die umgewandelten Gewehre, mit denen sie meistens bewaffnet waren, abnehmen mußte, um sie den Kriegscompagnien zu geben. Man stieß dabei auf Widerstand, und gar manche patriotische Compagnie, die ebenso heroisch in Worten, als seßhaft in Thaten war, beantwortete die Aufforderung zur Abgabe ihrer Waffen mit dem stolzen Spruch des Leonidas:

„Kommt und holt sie!"

„Aber, ihr benützt sie ja nicht, und könnt sie nicht benützen."

„Wer weiß?"

So gab es hier und da Streit, obschon sich zuletzt, Dank sei es dem guten Willen der Pariser Bürgerschaft, Alles in Frieden ordnen ließ. Man organisirte und rüstete eine Anzahl Kriegscompagnien aus; daß man sie auch eingeübt habe, wage ich nicht zu behaupten. Die Mehrzahl dieser Soldaten waren, wenn auch wenig an die Mühen eines Feldzuges gewöhnt, doch brav, entschlossen und sich dessen bewußt, daß sie pro aris et focis zu kämpfen hatten. Sie machten sich über die Dienste, die sie leisten könnten, keine Illusionen und sahen recht wohl ein, daß sie in offener Feldschlacht höchstens als Reserve benutzt werden könnten, da sie keinerlei militärische Bewegungen zu machen verstanden; allein sie sagten sich, daß sie die Linientruppen und die Moblots recht gut in den Laufgräben und auf den Vorposten ablösen und jene dadurch, daß sie ihnen diesen beschwerlichen Dienst abnähmen, zu anderen wichtigeren Operationen verwendbar machen könnten. Vielleicht benützte man ihren Eifer zu wenig, obschon man sie mit Lobsprüchen überhäufte, sie im Tagesbefehl nannte und sie über Gebühr pries. Ueber

den ersten Ausfall, an dem eines der neugeformten Bataillone, das zweiundsiebzigste, theilgenommen hatte, machte man absichtlich großen Lärm. Am 24. November gegen 2 Uhr hatte dieses letztere, unterstützt von dem vierten Bataillon der „Eclaireurs de la Seine", unter der Anführung des Fregatten-Capitäns Moisson das Dorf Bondy besetzt und der officielle Bericht sagte darüber: „Das Ungestüm des 72. Bataillons war so groß, daß es die Barricade von Bondy wegnahm und den Feind auf der Straße von Metz und längs dem Canal de l'Ourcq von Baum zu Baum vertrieb. Wir zählen nur vier Verwundete!!" Einzig mit solchen Aeußerlichkeiten suchte man die Kriegsbataillone der Nationalgarde zu ermuthigen, wußte aber weder durch gewissenhafte Sorge für Lebensmittel, noch durch gleichmäßige Vertheilung der Strapazen auf die einzelnen Corps ihre Kräfte nach Möglichkeit zu benützen. Hätte man ihnen die Nothwendigkeit der Dienstleistungen, die man von ihnen forderte, überzeugend nachgewiesen, hätte man auf ihre Stimmung einzuwirken gesucht, so hätte man sie leicht zu trefflichen und zuverlässigen Soldaten ausgebildet.

Neben der regulären Armee, den Mobilen, der mobilisirten und seßhaften Nationalgarde darf ein Geschichtschreiber der Belagerung von Paris die Franc-tireurs nicht vergessen. Die Bildung dieser Freicorps datirt vom Beginn des Krieges. Wie schon ihr Name anzeigt, waren es Freiwilligen-Compagnien, die sich nach ihrem Belieben uniformirten, auf ihre Kosten ausrüsteten und nach ihrer Phantasie Krieg führten. Nach unseren ersten großen Niederlagen wendete sich ihnen die Gunst der öffentlichen Meinung besonders zu. Man sagte sich, daß es zwar thöricht sei, sich mit solchen Truppen gegen eine, in sich so

gleichmäßige und von so eiserner Disciplin beherrschte Armee, wie die preußische, im offenen Felde behaupten zu wollen, daß sie aber treffliche Dienste leisten könnten, wenn sie einen Guerillakrieg begännen, die Zufuhren abschnitten, kleinere Abtheilungen auf dem Marsch überfielen, die Feinde ohne Aufhören neckten und in der Flanke wie in dem Rücken beunruhigten, — mit einem Wort, wenn sie dieselben einzeln aufzureiben suchten. Solche Art der Kriegführung mußte uns bei unserer Lust an Abenteuern sehr zusagen, und eine große Zahl ausgedienter Soldaten sowie junger Bursche traten in diese Freicorps ein, bei denen man weniger strenge Disciplin zu fürchten hatte und auf mehr Abwechslung und Ueberraschung in Bezug auf die Gefechte hoffen durfte. Unsere Boulevards sahen plötzlich aus wie an einem Tag im Carneval, so bunt waren sie von allen möglichen Trachten. Manche Freicorps hatten eine ernste Uniform gewählt, andere hatten sich wie Räuber in der komischen Oper verkleidet. Die Herrchen stolzirten mit ihren Federn auf dem Hut, ihren vielfarbigen Schärpen, ihren Stulpstiefeln, ihren unendlichen Stickereien und Tressen, ihren goldenen Fransen und Epauletten einher, daß es ein wahrer Staat war; Niemand fand dies Treiben lächerlich und sie selbst schienen sehr zufrieden mit sich zu sein. Es war eben noch die Zeit des Leichtsinns. Uebrigens erwies sich später die Mehrzahl derselben als tapfer und entschlossen; denn Einzelne zogen es allerdings vor, nur dem Namen nach zu den Freiwilligen zu gehören, jeder ernsteren Anforderung, jeder Dienstpflicht aber sich zu entziehen. Schon vor dem Beginn der Belagerung wurden einige Freicorps rühmlichst genannt, wie die „Franc-tireurs von Paris“, die unter dem Namen der „Franc-tireurs Lafont-Mocquart“ bekannter sind, welche in einer Stärke

von 960 Mann auszogen und von denen nur 167 von Sedan zurückkamen; ferner die Franc-tireurs Arronshon, welche Paris vor der Einschließung verließen und sich bei der Vertheidigung von Chateaudun durch ihren Heldenmuth auszeichneten.

Als Paris aber blockirt war, erschienen die Franc-tireurs ganz überflüssig und es war im Kriegsrath die Rede davon, die schon bestehenden Corps mit der regulären Armee zu vereinigen und keine neuen mehr bilden zu lassen. Aber hierin, wie in anderen Dingen, konnte man sich nicht entscheiden. Man wagte nicht, an diesen Bataillons zu rühren, weil sie hoch in der Gunst der Pariser standen, deren Phantasie sie beschäftigten, und weil sie ferner durch ihren Eifer, der in der regulären Armee vielleicht rasch erkältet wäre, sowohl Soldaten wie Mobilen zur Nachahmung hinrissen. Man gab sich dabei große Mühe, sie so viel als möglich in den Rahmen der projectirten Operationen hineinzuziehen. Man durchkreuzte ihre Initiative, oder, wenn man sie gewähren ließ, so geschah es achtlos und ohne viel auf sie zu zählen. Man klagte sie der Unordnung an, weil sie nicht den heiligen Respect vor dem Gamaschenknopf hatten. Da man nun einmal ihre Dienste angenommen, hätte man sie auch ohne Hintergedanken benutzen und sie zu solch abenteuerlichen Handstreichen antreiben sollen, bei welchen es mehr auf Kühnheit als auf Disciplin ankommt.

Trochu verheimlichte seinen Aerger nicht, den ihm manchmal solche Bundesgenossen verursachten, deren Hilfe so wechselnd und ungeordnet war. In den letzten Tagen des November predigte in allen Clubs von Paris ein braver Krieger, ein gewesener Hauptmann, Namens Beaurepaire. Er verlangte zwölftausend freiwillige

Franc-tireurs und versprach, an ihrer Spitze die feindlichen Reihen zu durchbrechen und dann den Preußen in den Rücken zu fallen und einen unversöhnlichen Freibeuterkrieg zu führen. Er war sehr beredt und sprach mit vieler Ueberzeugung, hatte auch, wie es schien, seine kleine Armee von Anhängern. Er mußte die Erlaubniß des Gouverneurs haben und Trochu ertheilte dieselbe anfangs, doch zog er sie wieder zurück, weil die Freicorps den Vertheidigern immer nur Aerger und Unannehmlichkeiten verursacht hätten.

In Paris waren sie allerdings weniger nützlich als in den Vogesen und den Ardennen, indessen gab es eine große Menge, die von den Behörden anerkannt waren. Darunter auch sehr tüchtige, wie „les Batteries de l'Ecole polytechnique" unter dem Befehl von Manheim und „les Servants des Mitrailleuses", die Pothier, einen Hauptmann bei der reitenden Artillerie, zum Führer hatten; bei dem Genie, „la Legion des Volontaires", mit dem Commandanten Flachet und „le Bataillon des mineurs auxiliaires" unter dem Befehl Jacquot's; bei der Infanterie und der Cavallerie waren so viele, daß ich nur die berühmtesten nennen kann: „les Amis de la France", mit ihrer kastanienbraunen Tracht, die ernst und kokett zugleich war; dann „les Eclaireurs Franchetti", die sich nach ihrem Commandanten so nannten, einem braven und ehrlichen Mann, der von einem Granatsplitter getödtet wurde, als er gerade einen Befehl überbringen wollte und dessen Verlust allgemein betrauert wurde; die „Tirailleurs parisiens" unter dem Befehl Lavigne's und die „Tirailleurs de la Seine" unter dem Befehl von Dumas; die „Eclaireurs parisiens", die „Eclaireurs de la Garde nationale", die „Carabiniers parisiens",

die „Cavaliers de la Republique" und noch viele andere, die ich nicht nennen kann, weil die Liste sonst so lang würde, wie die Homers. Die Zahl der verschiedenen Legionen läßt sich übrigens nicht genau bestimmen, da der Kriegsminister selbst sie nur annähernd kannte. Alle zusammen waren es wohl 15- bis 18.000 Mann. Ein jedes dieser Corps wird nach dem Ende der Belagerung seine Geschichte zu erzählen haben, denn alle haben sie sich hervorgethan. Aber das kalte, pünktliche Wesen Trochu's und der bureaukratische Geist seines Generalstabs, der nur die Routine schätzte, verhinderten eine geeignete Verwendung dieser Kräfte.

Obige Analyse zeigt, auf welche kleine Zahl sich in Wirklichkeit jene viermalhunderttausend Mann reducirten, die man dem Gouverneur unaufhörlich vorrückte, wenn man verlangte, er solle um jeden Preis einen Durchbruch versuchen. Er wußte wohl, daß viermalhunderttausend Mann solcher Truppen nicht so viel Werth hätten, als achtzigtausend wirklicher Soldaten und leider war er von dieser Ueberzeugung zu fest durchdrungen. Hätte er in sich genug Energie, Thatkraft und unerschütterlichen Glauben besessen, so hätte er trotz aller Uebelstände die viermalhunderttausend Mann in tüchtige Soldaten umwandeln können.

Die Besorgnisse, welche wir wegen der Bewaffnung gehegt hatten, waren noch nicht beseitigt. Die öffentliche Meinung war höchst aufgeregt über die Ueberlegenheit der preußischen Artillerie, welche bei Reichshoffen und Sedan zu Tage getreten war. Früher hatte man den Sieg bei Solferino auf Rechnung der gezogenen Kanonen gesetzt, den von Sadowa auf die der Zündnadelgewehre, nun schob man all' unsere Niederlagen auf die Hinterladungsgeschütze. Jedermann fragte, warum wir nicht auch

Hinterladungsgeschütze hätten? Wir müßten deren auf alle Fälle schaffen, und wenn die preußischen Kanonen fünftausend Mètres weit trügen, so sollten wir Geschütze gießen, die sechstausend Mètres weit tragen könnten. Die Journale, „Temps" und „Opinion nationale" an der Spitze, begannen diesen Feldzug mit größtem Eifer. Jeden Morgen setzten sie die Nothwendigkeit auseinander, eine neue Artillerie zu gründen, aber all' ihr Eifer scheiterte an der Unthätigkeit der Mitglieder des Artillerie-Comité's. Ich kann über diesen Streit nicht urtheilen, denn ich bin ein Laie in solchen Angelegenheiten, sondern ich erzähle nur als guter Pariser Bürger, was man sich im Publicum sagte. Es gab zwei Parteien, die entsetzlich eifersüchtig aufeinander waren, die eine im „Conservatoire des Arts-et-Métiers", wo die Privat-Industrie unter der Leitung des Herrn Tresca nur von neuen Kriegsmaschinen schwärmte; die andere in „Saint-Thomas-d'Aquin", wo das Artillerie-Comité, an dessen Spitze General Guiod stand, erklärte, „daß in dieser besten aller Welten Alles auf's Beste gehe", daß es unmöglich sei, eine bessere Kanone als die französische zu finden und daß man unter allen Umständen die Fabrication von Kanonen nicht improvisiren könne; man müsse sehen, überlegen, vergleichen und warten...

„Warten! ja aber zum Warten haben wir keine Zeit", rief Herr Tresca voll Verzweiflung und alle Zeitungen und das Publicum wiederholten im Chor den populären Refrain:

Il nous faut des canons se chargeant par la culasse.

In einer so wichtigen Frage hätte Trochu sich gleich für oder gegen dieselbe erklären müssen. Er zögerte und suchte Ausflüchte, denn es kam ihm hart an, einem Comité entgegen zu treten, das nur aus Größen bestand,

die alle der polytechnischen Schule entstammten, während ihn die Revolution erst zu seiner Stellung erhoben hatte; und so scheute er zurück vor dieser Verantwortlichkeit. Er war zu viel Militär, um sich nicht, ohne es zu wissen, vor diesen hierarchischen Größen zu beugen; und doch — was anfangen ohne Kanonen?

Hier wie überall war es das Publicum, das die Chefs zum Handeln zwang. Ueberall subscribirte man, um der Regierung eine Kanone zum Geschenk zu machen, jedes Bataillon der Nationalgarde und jede Staatsbehörde schenkte eine solche. Man veranstaltete auf fast allen Theatern Vorstellungen, deren Ertrag zum Guß von Kanonen bestimmt war. Die Kanonen erhielten Namen, die an irgend einen Umstand der Gabe erinnerten, und bei der Uebergabe derselben wurde die Trommel geschlagen, Musik gemacht und öffentliche Reden gehalten. Man durchzog mit ihnen ganz Paris, das sie mit Enthusiasmus begrüßte. Es war das wie ein Sieg der öffentlichen Meinung, denn diese Kanonen waren Hinterlader, und von der Privatindustrie gegossen worden. Einige der zuerst gegossenen zersprangen oder bekamen Risse. Es scheint, daß Herr Tresca mit ebensoviel Hartnäckigkeit den Rath der jungen Artillerieofficiere verschmähte, als General Guiod die Dienste der Privatindustrie zurückwies. Er hatte Alles allein machen wollen, und bei einer Menge von Einzelnheiten kann der einfache gute Wille die Erfahrung nicht ersetzen. Nach und nach machten die zwei Rivalen Frieden, und die Fabrik Cail, welche in eine Gießerei umgewandelt worden war, sowie die Ateliers Flaud lieferten Hunderte der trefflichsten Kanonen, Siebenpfünder und ausgezeichnete Hinterlader, die der Feldartillerie, welche uns die Preußen entgegenstellen konnten, weit überlegen waren.

Die Siebenpfünderkanone nennt man heute die Reffye-Kanone nach ihrem Erfinder, welcher die ersten in Paris unter der Leitung des Commandanten Pothier fabriciren ließ.

Mit den Kanonen zugleich fabricirte man auch Mitrailleusen, eine andere Erfindung desselben Obersten Reffye. Jeder Pariser mußte zu der Zeit die Fabrik Cail besucht haben; es gibt wohl nicht Einen unter uns, der nicht den verschiedenen Operationen, die zum Fertigmachen einer Kanone nöthig sind, beigewohnt hätte. Hier kamen sie aus der Form, wo sie lange als Lava geglüht hatten, da bewunderte man voll Erstaunen, wie sie sich gleich riesigen Hammelkeulen am Spieße drehten; wer hätte nicht seine Neugierde an den für uns so neuen Herrlichkeiten geweidet? Die Mitrailleusen erweckten nicht weniger Neugierde, und es war ein Fest zu den Schießversuchen eingeladen zu sein. Es gibt nichts Sonderbareres als das fürchterliche Knattern der Mitrailleuse; es klingt dem Ohr, wie wenn man einen Seidenstoff heftig und mit einem Mal zerreißt.

Dieser improvisirten Artillerie ist noch eine andere beizufügen, welche die Pariser ganz besonders interessirte und bald Stoff zu Legenden abgab. Es war die der Seineflotte; die ganze Flottille war von Toulon mit der Eisenbahn gekommen, und man hatte sie an der Ile du Cigne installirt, wo wir Alle ihr unseren Besuch abstatteten. Jede dieser schwimmenden Batterien hatte neben anderen Geschützen 2 Vierzehnpfünder von 5500 Mètres Tragweite; die Equipage bestand aus vierzig Mann, die von einem Schiffslieutenant befehligt wurden. Die ganze Flottille stand unter dem Oberbefehl des Commandanten Tho-

masset*), einem energischen Seemann, dessen Name bald populär unter uns wurde.

Neben diesen Batterien arbeitete das Kanonenboot des Lieutenant Farcy für sich allein. Der Lieutenant und sein Boot wurden zum Gegenstand eines so feurigen Cultus, wie es eben nur in Paris vorkommen kann. Sein Kanonenboot trug eine ungeheure Kanone, die auf einer drehbaren Lafette ruhte; und doch war das Schiff so leicht, daß es bei dem geringsten Wasserstand sich gerade da einnisten konnte, wohin sonst keiner Batterie zu gelangen möglich war, und von dort aus nach allen Richtungen und in jeder beliebigen Höhe die Waldungen bestreichen konnte, in denen sich die feindlichen Vorposten befanden. Man erzählte von seinem Führer die kühnsten Streiche und es verging kaum eine Woche, in der die Zeitungen nicht für Lieutenant Farcy eine Erhebung im Grad oder eine sonstige Ehrenbezeigung verlangt hätten. Als man im Monat Januar hörte, daß das Kanonenboot demontirt und sein großes Geschütz auf eins der Forts gebracht worden sei, um dort beim Bombardement mitzuwirken und einer preußischen Batterie zu antworten, nahm man diese Nachricht wie eine Trauerkunde auf.

Der Vollständigkeit halber erwähne ich noch einiger andern weittragenden Geschütze, der „Josephine“ und der „Marie-Jeanne“, die nach dem Kalender getauft worden waren. „Josephine“ ist lange berühmt gewesen. Es war eine riesige Kanone, die sich auf der Bastion Saint-Ouen befand, und die über neuntausend Mètres weit tragen sollte. Wenn man starken Kanonendonner hörte, sagte man wohl: „Hört ihr, wie „Josephine“ speit, wie sie seufzt? Die

*) Er ist inzwischen zum Contre-Admiral ernannt worden.

Preußen haben sich an „Josephinen" gerieben und jetzt juckt es sie." Banville, der Dichter der Belagerung, besang „Josephinen" in netten Versen, die auf der Bühne vorgetragen wurden. Warum „Josephine" gerade berühmter war, als „Marie-Jeanne" oder „Kunigunde", weiß ich nicht; die launische Mode entscheidet in solchen Dingen nach Belieben. Die Seeleute lächelten väterlich über solchen Enthusiasmus, aber sie waren ja während der ganzen Belagerung die Lieblinge von ganz Paris. Ich rede hier nicht von ihren unvergleichlichen Leistungen; haben sie doch hauptsächlich die Forts, die bei ihrer Ankunft ganz vernachlässigt waren, in Stand gesetzt, das Vorbild einer strengen Disciplin, eines unbeugsamen Muthes, einer männlichen und frischen Energie gegeben. Nein, was die Pariser besonders erstaunte, war die ausgesuchte Höflichkeit und gründliche Bildung der Marineofficiere, vom Admiral bis zum jüngsten Lieutenant herab, die Feinheit ihrer Manieren, ihre gewählte Sprache. Wie sehr stachen die alten Knasterbärte der Landarmee gegen sie ab. Wir alle fühlten uns davon ergriffen, und noch erinnere ich mich des großen Eindrucks, den die erste Erscheinung dieser Kernmannschaft auf uns machte. Das Jammerbild der decimirten Linie, der kitteltragenden Mobilgarden war eben an unsern Angen vorübergezogen, als wir plötzlich diese kühnen Kameraden mit ihrer entschlossenen Mienen kommen sahen. Als man ihrer ansichtig ward in ihrer malerischen Tracht, ihren Lederhüten mit den umgebogenen Krämpen, ihrem breiten Hemdkragen auf den Schultern, da hörte man den einstimmigen Ruf: „Ja, das sind Männer! das sind wahre Männer!" Ihre Gesichter athmeten Zuversicht und erweckten Vertrauen. Ach, daß unsere ganze Armee ihnen geglichen hätte!

Aber wie groß der Abstand war, habe ich schon durch die Schilderung der einzelnen Truppenkörper gezeigt. Indessen die Stimmung war einmal wieder gehoben und voll Vertrauen. „Kommen wir zu Ende!" hieß es allgemein und jedes Herz schwoll vor Freude und Hoffnung, als man am 29. November eine Proclamation an den Mauern von Paris lesen konnte, in welcher General Ducrot erklärte, daß der Moment gekommen sei, den Eisengürtel, der uns umschloß, zu brechen. „Der Anfang wird schwer sein", sagte der General, „und eine große Anstrengung ist erforderlich, aber sie übersteigt nicht unsere Kräfte. Mehr als vierhundert Kanonen, darunter zwei Drittel vom größten Kaliber, werden die Armee begleiten, und diese selbst wird 150.000 Mann zählen, die wohl bewaffnet, wohl ausgerüstet und mit Munition reich versehen sind. Ich meines Theils", schloß Ducrot, „werde nur siegreich oder todt nach Paris zurückkommen; man wird mich vielleicht fallen, aber gewiß nicht weichen sehen. Dann aber haltet nicht inne, sondern rächt mich!"

Solch' edle und schwungvolle Worte ließen die ganze Stadt in heiliger Erregung beben. Mit welchem Gefühl wünschten wir ihnen Glück, den Braven, die fröhlichen Muths, den Tornister auf dem Rücken, dahinzogen, um ihr Leben für Sieg und Befreiung einzusetzen. Wer das Fieber jener Tage mit erlebt hat, wird es nie vergessen. Die ganze Bevölkerung war auf den Straßen, den Boulevards, an den Barrièren, an denen man durch Verwundete die ersten Gerüchte über das Treffen hören konnte. Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich vor die Mairie der Rue Drouot, die gewissermaßen das Hauptquartier aller Nachrichten war. Die Kriegsoperationen zu schildern liegt nicht in dem Plane meines Buches, wie ich schon gesagt

habe, denn ganz abgesehen davon, daß ich dafür nicht genug Kenntnisse habe, wäre es mir auch sehr schwer, aus den vielen oft völlig sich widersprechenden Erzählungen der Leute, die an dem Treffen in Person theilgenommen haben, die Wahrheit herauszufinden.

Die Schlacht begann am 29. des Morgens; General Vinoy griff mit seinen Truppen im Süden von Paris die beiden Positionen der „Gare-aux-Boeufs" und von L'hay an, und bemächtigte sich ihrer in ungestümem Angriff. Als aber die Division, welche L'hay besetzt hatte, den Befehl erhielt zurückzugehen und die Preußen gegen das Dorf vorstürmten, wurden sie von allen Seiten durch die Batterien der „Hautes-Bruyères" mit Kugeln überschüttet. Sie verloren viele Leute und mußten die Höhen aufgeben. Das Herz der Pariser schwoll vor Freude, als von Stunde zu Stunde und bruchstückweise die Nachricht solch' schöner Resultate in die Stadt gelangten.

Diesen Moment wählte ein Abendblatt, um in einer kleinen Notiz mitzutheilen, daß die am Morgen so glänzend eingeleitete Unternehmung am Abend einen höchst unglücklichen Ausgang gefunden habe. Die Entrüstung und der Schmerz waren allgemein. Woher hatte die Zeitung ihre inhaltsschwere Nachricht? Und warum hielt man sie heimlich, wenn sie wahr war? Allerdings war ein Theil der Nachricht wahrheitsgetreu. General Ducrot, der in dem großen Plane die Hauptaufgabe übernommen hatte, war nicht im Stande gewesen, sie glücklich durchzuführen. Er mußte die Marne auf einer Schiffbrücke überschreiten, und da der Fluß plötzlich sehr angeschwollen war, konnte er nicht zur rechten Zeit eintreffen. Die Verzögerung hatte schlimme Folgen, denn Vinoy's Angriff sollte nur eine Diversion sein und der Erfolg bei L'hay konnte nichts

nützen, wenn die Armee Ducrots nicht schnell genug zur Hand war.

Diese letztere überschritt Mittwoch den 30. die Marne, vertrieb die preußische Armee, die auf den Anhöhen verschanzt war, bemächtigte sich Schritt vor Schritt der feindlichen Position und konnte sich, als des Abends General d'Exea Verstärkungen zuführte, auf dem Plateau von Villiers festsetzen. Die Preußen hatten sich zurückgezogen und zwei Kanonen, sowie ihre Verwundeten und Todten in unserer Hand gelassen. Zum ersten Male seit dem Beginn dieser unseligen Belagerung hörten wir von einem Erfolg, von einem wirklichen, wichtigen Erfolg. Die Freude war unendlich in Paris. Man erhob General Ducrot bis in die Wolken; er hatte wie ein Löwe gekämpft und man versicherte, daß er die Kaltblütigkeit und den Scharfblick eines wahren Feldherrn bewiesen habe. Man gab Trochu die verdiente Ehre und that Abbitte, daß man ihn mangelnder Einsicht bezüchtigt habe. „Er ist es", sagten die reumüthigen Zeitungen, „welcher diese Armee aus dem Nichts geschaffen, der sie fähig gemacht hat, den heutigen Sieg zu erringen. „Den Sieg!" Wie harmonisch klingt das Wort für ein französisches Ohr und wie sehr hatte man uns in der letzten Zeit desselben entwöhnt.

Während das Haupttreffen so ziemlich zu Ende geführt wurde, hatten andere Operationen zur Rechten und zur Linken auf der ganzen östlichen Linie mit verschiedenem Erfolg stattgehabt. So hatte auf der rechten Seite die Division Susbielle, welche zuerst das Plateau von Montmesly besetzt hatte, sich gegen überlegene Truppenmassen nicht halten können und war nach links zurückgegangen; ebenso hatte man sich bei Drancy ohne großen Erfolg geschlagen.

Doch was kam darauf an! Im Centrum waren wir die Herren geblieben; wir schliefen auf den eroberten Positionen, in dem Lager des Feindes.

Welche Nacht des Triumphes! Ich verbrachte sie auf dem „Moulin de la Galette“, einem kleinen Observatorium auf der Höhe der Butte Montmartre, von wo aus Bazin, der berühmte Erfinder der unterseeischen elektrischen Apparate, mit einer mächtigen Maschine die ganze weite Ebene von Genevilliers zwischen dem Mont-Valérien und dem Fort de la Briche beleuchtete. Man hatte seit dem Beginne der Belagerung einen Wachposten der Nationalgarde daselbst aufgestellt, und ich war ihm zugetheilt worden. Viele schöne Stunden habe ich dort oben zugebracht und das weite Panorama, das sich vor meinen Blicken ausbreitete, bewundert. Paris dehnte sich zu meinen Füßen aus, und in der Ferne am Horizont sah ich die lange Hügelkette, welche die Preußen besetzt hielten und den dunklen Bau des Mont-Valérien, der die Feinde trotzig herauszufordern schien! Zu dem feenhaften Schauspiel des Abends kam ganz Paris herausgeströmt. Bazin sendete dann weithin über die Landschaft einen riesigen Strahl elektrischen Lichtes. Die Stadt selbst, in der tausende von Lichtpunkten glänzten, blieb im Schatten liegen; nur die Dächer der Häuser erschienen weiß und weiterhin hoben sich einige Bäume von dem nächtlichen Dunkel in sonderbaren Formen ab — es war wie eine Decoration aus der „Biche aux Bois“. Gegen 1 Uhr Morgens kam ein Eilbote mit der Meldung, daß die Preußen von dem Pont de Bezons aus einen nächtlichen Angriff auf Genevilliers versuchten und daß die Umgegend mit Hilfe des elektrischen Lichtes durchforscht werden solle. Mit kindischer Freude richteten wir den Lichtstrom auf die angegebene Stelle und „Blan!“ riefen

wir mit dem damals in Paris beliebten Scherzwort „in's Auge!" Ich bitte den Leser um Verzeihung, daß ich von diesen persönlichen Erinnerungen rede, aber das Buch selbst ist da oben während der langen Stunden auf dem Posten entstanden; dort oben habe ich den Herausgeber getroffen, der mich aufforderte, es zu schreiben, und wenn die Darstellung aller dieser Eindrücke während der Belagerung der Wahrheit entspricht, so verdanke ich es dem Umstand, daß ich sie meinen Kameraden vom „Moulin de la Galette" zur Prüfung habe vorlegen dürfen.

Der Tag des 1. December wurde dazu verwendet, die Verwundeten aufzusuchen und die eroberten Positionen zu befestigen. Man erwartete einen neuen Angriff von Seiten der Preußen und hoffte, daß am 2. December eine glorreiche That endlich die Erinnerung an den Fluch dieses Tages vertilgen würde. In der That kamen die Preußen am 2. mit ungeheurer Macht und furchtbarer Artillerie zurück, griffen wüthend an und drängten anfangs unsere Truppen zurück. Allein General Ducrot feuerte die Unserigen, die von ihrer ersten Bestürzung sich rasch erholten, auf's Neue an, so daß sie schließlich nach siebenstündigem Kampf den Angriff des Feindes abschlugen und das Plateau behaupteten.

Es war ein wirklicher Sieg und seine Bedeutung größer, als wir es im ersten Augenblick selbst glaubten. Später als wir in den deutschen Zeitungen den Bericht über diese Schlacht lesen konnten, sahen wir mit Erstaunen, daß sie ihnen mehr Leute als die Schlacht bei Gravelotte gekostet hatte, die doch schon so blutig gewesen war. Sie schätzten ihren Verlust auf etwa fünfzehntausend Mann, denn sie waren durch die Mitrailleusen reihenweise gemäht worden; und unsere neue Artillerie hatte

sich so überlegen gezeigt, daß man die besten Hoffnungen für die Zukunft hegen durfte. Daß Paris nicht illuminirte, geschah, weil man nicht viel Gas für Thorheiten aufzuwenden hatte, und auch weil man durch Erfahrung klug geworden war. Aber die Freude war deshalb nicht weniger groß und stark, sah man doch den Anfang des Endes!

Die ersten Schritte auf dem Weg nach Osten waren gethan und die Befreiung erreicht; einerlei, ob man noch in dieser Richtung vordrang, oder ob man den letzten Angriff gegen die Route d'Orleans und die Position von Choisy richtete. Um so unangenehmer war die Ueberraschung, als man am 4. December eine Proclamation an den Mauern angeschlagen fand, in welcher General Ducrot seinen Soldaten auseinandersetzte, daß er sie über die Marne zurückgeführt habe, um sie nicht in einen ebenso mörderischen wie unnützen Kampf zu verwickeln; daß aber die Pause nicht lange währen und er sie bald zu neuem Kampfe aufrufen würde. Mochte er diesen Rückzug durch das schmeichelhafteste Lob, das er den Truppen zollte, noch so sehr zu verhüllen suchen, es blieb immer ein Rückzug. Freiwillig gab man also die eroberten Positionen auf; warum aber mußte man sie denn mit so viel blutigen Opfern erst erobern? Wir hatten gesiegt und der unfruchtbare Sieg brachte uns so wenig Gewinn wie eine Niederlage. Hatte Trochu erkannt, daß er zu schwach war, die feindliche Linie noch weiter zu durchbrechen? Hatte er durch geheime Boten erfahren, daß Aurelles de Paladine, dem er die Hand hatte reichen wollen, zurückgedrängt worden war, und fürchtete er, nach gelungenem Durchbruch erst recht verlassen zu sein? Auf alle diese Fragen, die sich die Bevölkerung stellte, fand sie keine Antwort.

Der unerwartete Rückzug machte indessen keinen so schlimmen Eindruck auf die allgemeine Stimmung, als man hatte befürchten müssen. Man that sich etwas zu Gute darauf, den alten preußischen Truppen die Stirne geboten und unter ihren Augen zweimal den Fluß überschritten zu haben, ohne daß sie gewagt hätten, uns daran zu hindern. Die Partie war einfach aufgeschoben, sagten wir uns, und lebten immer noch in freudiger Hoffnung. Die günstigsten und absonderlichsten Gerüchte kreuzten sich in der freudig aufgeregten Stadt. Man erzählte, daß die ganze preußische Flotte in dem Jahdebusen mit einem einzigen Griff genommen worden wäre. Zwei französische Fregatten hätten sich geopfert, wären auf die Torpedos im Eingang des Hafens losgefahren und in die Luft geflogen, hätten aber unserer Flotte den Zugang eröffnet und diese hätte nun das ganze Nest ausgehoben. Vergebens hoben Sachverständige das Unwahrscheinliche dieser romantischen Erzählung hervor; sie schmeichelte der Phantasie der großen Menge, die sich gierig an derlei Hirngespinnsten labte.

Dazu kam, daß wir mit einem Male Briefe und Nachrichten in Menge erhielten. Ein geheimnißvoller Bote, den man „den Mann von Amiens" nannte, und der schon zweimal die preußischen Linien passirt hatte, war abermals mit einigen tausend Briefen angekommen; durch Luftballons hatten wir öffentliche und Familiendepeschen erhalten; und durch deutsche Zeitungen, die wir bei den Gefangenen vorfanden, sowie durch englische Blätter, die auf geheimen Wegen zu uns gelangten, hörten wir endlich auch, was in der Provinz vorging. Alle Nachrichten lauteten ermuthigend; sie meldeten von der allgemeinen Schilderhebung in den Departements, von der enthusiasti-

schen Erhebung in jedem Theil Frankreichs. So konnten wir uns leicht über einige unglückliche Gefechte, über einige verlorene Städte, einige mehr oder weniger verwüstete Gegenden trösten; die Hauptsache für uns lag in der Frage, ob man sich schlagen werde — und man schlug sich. „Wir werden überall hinmarschiren!" hatte ein Generalstabs-Officier des Königs Wilhelm gesagt, und siehe da, überall erhob sich das Volk. Ueberall erschlug man preußische Soldaten in Menge, und vielleicht war es gar möglich, sie alle zu vertilgen!

Was uns von allen Neuigkeiten das größte Vergnügen machte, war die Nachricht, daß Rußland durch ein diplomatisches Actenstück den Vertrag von 1856 gekündigt hatte. Diese Kündigung berührte die Engländer auf's Empfindlichste, während uns die orientalische Frage in der Lage, in der wir uns befanden, kaum noch interessirte. Die Engländer dagegen sahen ihre Herrschaft in Indien bedroht, ihren Einfluß in der Welt zerstört oder zum wenigsten geschmälert, und wir kosteten in vollen Zügen die Genugthuung der Rache. Man vermag sich kaum vorzustellen, bis zu welchem Punkt wir gegen unsere ehemaligen Alliirten von der Alma und von Sebastopol gereizt waren; nicht allein, weil sie uns in dieser Krise im Stich gelassen hatten, denn am Ende waren sie nicht verpflichtet, uns zu helfen; wohl aber, weil ihre Zeitungen uns systematisch verleumdeten, hochmüthig verspotteten, sich kalt und ironisch boshaft gegen uns bewiesen. Wir waren so weit gekommen, sie von Herzen zu verabscheuen, und ich bin überzeugt, daß dieses Gefühl lange in der Brust der Franzosen haften wird. Ich weiß nicht, was uns die Zukunft bescheidet; aber wenn uns das Geschick eines Tages erlauben sollte, den Engländern einen schlim-

men Streich zu spielen, so müßten unsere Staatsmänner viel Kaltblütigkeit und großen Einfluß auf die Nation besitzen, um sie abzuhalten, ihrer Leidenschaft blindlings nachzugeben.

Ein einziger Mann hat es versucht, uns das üble Betragen seiner Landsleute vergessen zu machen und er allein hat den englischen Namen bei uns wieder zu Ehren gebracht: Sir Richard Wallace, der Erbe des Marquis von Hertford. Ganz abgesehen davon, daß er in Paris blieb und die Gefahren der langwierigen Belagerung mit uns theilte, hat er auch ungeheure Summen für wohlthätige Anstalten, für Hilfeleistungen jeder Art aufgewendet, und das Alles als wahrer Gentleman, mit einem Adel in Sinn und Wort, daß er uns Alle auf's tiefste gerührt hat. Aus eigenem Antrieb hat das Volk die „Rue de Berlin" umgetauft und ihr seinen Namen gegeben, um ihm durch dieses laute und dauernde Zeugniß einen sprechenden Beweis der Dankbarkeit zu geben.

Aber man hätte zum wenigsten drei Auserwählte haben müssen, um Israel zu retten. Richard Wallace allein konnte das bittere Gefühl der Entrüstung nicht bannen, welche das ganze Volk erregte. So freute man sich denn herzlich, als unsern trefflichen Nachbarn ein so dicker Stein an den Kopf geworfen wurde. Schon sah man einen neuen Krieg am Horizonte dämmern und rieb sich vergnügt darüber die Hände.

„Jetzt beginnt also der allgemeine Wirrwarr! Ganz Europa geht nun in Flammen auf. Schön! Man hat uns allein gelassen, mochten wir sehen, wie wir fertig würden; man hat uns verspottet, anstatt eines Trostwortes hat man uns in unserem Unglück ein verächtliches „Gut

gemacht!" zugerufen. So ist denn jetzt an uns die Reihe, in gleicher Weise zu antworten: „Gut gemacht!"

In solcher Gemüthsstimmung fand uns der folgende Brief, welcher durch die preußischen Vorposten an General Trochu geschickt worden war:

Versailles, den 5. December 1870.

„Es könnte von Nutzen sein, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß die Loire-Armee gestern bei Orleans geschlagen, und daß die genannte Stadt von den deutschen Truppen besetzt worden ist. Sollte indessen Ew. Excellenz es für angemessen erachten, durch einen Ihrer Officiere sich davon zu überzeugen, so bin ich bereit, demselben einen Geleitschein für die Hin- und Herreise auszustellen.

Genehmigen Sie, Herr General, den Ausdruck der vorzüglichen Hochachtung, mit der ich mich zeichne

Euer Excellenz ganz ergebener und gehorsamer Diener

Graf von Moltke,
Chef des Generalstabs."

Trochu, der jetzt zum ersten Male in seinem Leben einen gescheidten Einfall hatte, schrieb zur Antwort:

Paris, den 6. December 1870.

„Ew. Excellenz waren der Ansicht, daß es von Nutzen sein könne, wenn ich mich von der Niederlage der Loire-Armee bei Orleans und der Einnahme der genannten Stadt durch die deutschen Truppen überzeugen wolle. Ich beehre mich, Ihnen den Empfang dieser Mittheilung hiermit anzuzeigen, glaube aber nicht, die Wahrheit derselben auf die von Ew. Excellenz vorgeschlagene Art prüfen zu sollen.

Genehmigen Sie u. s. w.

General Trochu,
Gouverneur von Paris."

Welchen Eindruck zu anderer Zeit die Nachricht von dieser Niederlage auf die Gemüther gemacht hätte, weiß ich nicht; aber wenn wir einmal in hoffnungsfreudiger Stimmung sind, gibt es nichts, das uns in unserem heiteren Vertrauen stören könnte. Dann legen wir uns Alles nach Wunsch zurecht und haben das Talent, die Dinge immer nur so zu sehen, wie sie uns angenehm sind. „Was beweist das?“ sagte man sich auf den Boulevards. „Ueberlegen Sie den Ausdruck, den Graf Moltke gewählt hat. Er spricht von Niederlage, aber nicht von Vernichtung. Wäre sie vernichtet, ja nur auseinander gesprengt, er würde uns das gewiß gemeldet haben. Aber nein, er spricht nur von einer Niederlage. Wahrscheinlich haben wir eine Schlappe, vielleicht sogar eine ernsthafte Schlappe erlitten. Aber die Loire-Armee besteht deshalb noch, ist uns noch nahe. Von einem großen General geführt, streckt sie uns die Hand entgegen..“ Aurelles de Paladine war noch ein großer Mann, wie alle Diejenigen, für die das Publicum sich einmal erwärmt hat, bis zu dem Tag, an dem sie geschlagen werden.

Ein anderer Umstand trug ebenfalls dazu bei, uns zuversichtlich zu stimmen. Zwei Tage nach Moltke's Brief kamen zwei Brieftauben mit Depeschen, und man erkannte sie alsbald für diejenigen, die mit dem Ballon „Daguerre“ aufgestiegen waren. Dieser aber war bei Ferrières den Preußen in die Hände gefallen und man bemerkte alsbald, daß die Depeschen anders befestigt waren, als die französische Postverwaltung es damals angeordnet hatte. Man öffnete sie und las folgende Zeilen:

An den Gouverneur von Paris.

„Rouen von den Preußen besetzt, die gegen Cherbourg marschiren. Landbevölkerung kommt ihnen freund-

lich entgegen. Orleans von den Teufeln wieder genommen Bourges und Tours bedroht. Loire-Armee völlig geschlagen. Fernerer Widerstand ohne Aussicht auf Erfolg.
(Gezeichnet) A. Lavertujon."

Spaßhaft war dabei, daß Lavertujon, der diesen Brief von Rouen geschickt haben sollte, sich in Paris als Secretär der Regierung aufhielt. Die andere Depesche war noch lächerlicher. Sie war einfach einer jener guten dummen deutschen Späße, an denen sich die schwerfälligen Biertrinker ergötzen. Sie hatten unsere Brieftauben gefangen und hielten uns für dumm genug, in die Falle zu gehen. Wie man darüber in Paris auflachte! „Seht ihr!" meinte man, „mit welchem Lügensystem man uns umgibt? Nach dem Brief Moltke's kommen jetzt die Depeschen seiner Stabsofficiere. Man darf jenen Leuten auch kein Sterbenswörtchen glauben... Unsere Sachen stehen gut..."

Dennoch war ein guter Theil Wahrheit in der officiellen Mittheilung des preußischen Generalstabs-Chefs gewesen. Wir erfuhren bald durch Depeschen von Tours, die das Datum des 5. und 11. December trugen, daß die Stadt Orleans wieder genommen und die Armee Aurelles', welche sie hatte vertheidigen sollen, in zwei Theile getrennt worden sei. „In zwei Theile!" antworteten die unverbesserlichen Pariser; „um so besser, nun haben wir zwei Armeen!" „Nach dieser Logik", schrieb Louis Ratisbonne in einem geistreichen Artikel der „Débats", „brauchte man nur einen Franzosen zu viertheilen, um alsbald vier Soldaten zu haben." Ja, es ist seltsam! Jeden Tag hörte man die günstigsten Gerüchte über die kriegerischen Vorgänge um Paris und je hartnäckiger der Generalstab schwieg, um so freudiger wurden diese Berichte angehört und allgemein geglaubt.

„Haben Sie die Neuigkeit gehört? Es scheint, daß sich zehntausend Preußen, nicht mehr und nicht weniger, nach Boulogne vorgewagt, dort von den Unserigen überfallen und alle kalt gemacht worden sind?“

„Alle?“

„Ich hab's von einem Officier, der dabei war.“

Wie oft hat der Officier, der dabei war, nicht herhalten müssen! Ein andermal hatte einer sein Ohr an die Erde gehalten und in der Stille der Nacht dumpfen Kanonendonner vernommen, der aus der Ferne hinter den preußischen Linien herzukommen schien. Das war sicherlich eine Armee, die zu unserer Hilfe heranrückte; bald erwartete man sie von Hay herkommend, oder man glaubte, sie bedrohe schon Versailles. Doch alle Hoffnung und alle Freude war vergebens!

Die Pariser waren so vertrauensselig, daß selbst ein abermaliger Mißerfolg sie nicht irre machte. Am 21. December hatte der Gouverneur von Paris einen Versuch gemacht die preußischen Linien zu durchbrechen, doch ohne Erfolg. Der Ausfall war gegen le Bourget gerichtet, doch wissen wir heute noch nicht, ob es sich der Mühe lohnte, le Bourget zu nehmen. Man hatte es schon einmal genommen, und als dann unsere Soldaten wieder hinausgeworfen worden waren, hatte man uns verächtlich gesagt, daß man es gar nicht brauchen könne. Es sei eine nutzlose Position, die man zwar nicht den Preußen überlassen dürfe, aber in der wir uns auch nicht festsetzen wollten. Die Preußen hatten sich aber darin festgesetzt, und wir mußten es zu unserem Schaden erfahren.

Vor und während des Angriffs am 21. machte man, nach Kriegsgebrauch, heftige Diversionen. Auf der rechten Seite besetzte General Vinoy Neuille-sur-Marne, Ville

Evrard, wo General Blaise den Tod fand, und die Maison-Blanche. Auf der anderen Seite, bei dem Mont-Valérien, machte General Noel zu gleicher Zeit eine heftige Demonstration gegen Montretout, Buzenval und Longboyau, während der Geniehauptmann Faure sich der Insel Chiard bemächtigte. Doch das Alles waren nur Nebensachen, denn le Bourget war das Ziel unserer Operationen. Es war thöricht, die Soldaten gegen Barricaden und eingeschnittene Mauern zu schicken, und sie ohne Deckung gegen einen unsichtbaren Feind stürmen zu lassen. Unsere Seeleute liefen mit der Hacke in der Hand Sturm, als gälte es, ein Schiff zu entern; nichts konnte diesem heftigen Stoß widerstehen, sie nahmen den nördlichen Theil des Dorfes und behaupteten sich dort lange Zeit unter einem Kugelregen, der ein Haus nach dem andern zertrümmerte. Endlich aber mußte man der überlegenen Artillerie weichen und sich zurückziehen. Wieder einmal hatte der tapfere Bayard hartnäckig mit dem Degen in der Hand gegen einen Feind gekämpft, der mit einer Büchse versehen war, und ihn auf fünfhundert Schritt aus dem Hinterhalt niederschoß. Es war dies ein ritterlicher, aber dummer Heroismus!

Der Versuch war mißglückt und Trochu gestand es einfach und würdevoll in seinem Bericht ein. Doch konnte diese Niederlage unseren Muth nicht erschüttern, wie es zu befürchten war, denn sie wurde durch eine Nachricht aufgewogen, die uns — welch' sonderbare Laune des Schicksals — von deutschen Journalen mitgetheilt wurde. Alle diese Blätter sprachen von der großen Zahl Soldaten, die bei Bourget verwundet und getödtet worden seien und alle klagten insgesammt über den nicht enden wollenden Krieg. Alle verriethen eine gewisse Unruhe, wenn sie voll Aerger ihren Lesern ganz Frankreichs unerwartete Er-

hebung mittheilten; dabei schimpften sie weidlich auf Gambetta, was ihn uns nur um so theurer machte. Sie brachten uns auch eine Proclamation König Wilhelm's an seine Soldaten, in welcher die außerordentlichen Anstrengungen, die ganz Frankreich und Paris machten, anerkannt wurden, und es schien, als wollte er sie mit indirecten Anspielungen aufmuntern, allenfallsiges Mißgeschick standhaft zu ertragen.

Nun ist die Reihe zu zittern an den übermüthigen Sieger gekommen, dachten wir, und sind wir in einer schlechten Lage, so scheint es ihnen doch auch nicht sehr behaglich zu Muth zu sein. Das Wichtigste schien uns nun, nicht die Preußen zu schlagen, sondern überhaupt nur weiter zu kämpfen und in diesem Vertilgungskrieg ihnen so viel Menschen als möglich zu tödten. Sie waren neunmalhunderttausend Mann, wir dagegen vier bis fünf Millionen; wir mußten sie endlich aufreiben, denn jeder ihrer Siege schwächte sie.

In solch' falschen Hoffnungen wiegten wir uns noch bis zuletzt; die Natur hat in jedes französische Herz eine solche Kraft der Hoffnung gelegt, daß uns dieser unversiegbare Schatz über Alles hinaushalf; mit ihr ertrugen wir Entbehrungen, Niederlagen und schlimme Nachrichten, ja selbst die Widerwärtigkeiten des Winters half sie uns überstehen. Als wir Bourget angegriffen, umhüllte uns plötzlich ein dichter Nebel, der unsere Operationen hinderte und unser Feuer unterbrach. Gleich danach trat eine fürchterliche Kälte ein; die Luft wurde rauh und trocken und machte, daß einem Gesicht, Füße und Hände empfindlich schmerzten. Die armen Soldaten froren in ihren Mänteln bis in's Mark hinein. Man hatte seit zwanzig Jahren keinen solchen Winter erlebt. Das Thermometer sank in der Stadt jede Nacht auf

zwölf Grad unter Null, wie mußte es erst im freien Felde sein? Die Seine ging mit Eis und der Boden war so hart, daß man nicht mehr an den Laufgräben arbeiten konnte; die Hacke wurde auf gefrorner Erde so stumpf, als hackte man auf Felsen.

Zu Hunderten brachte man die auf ihrem Posten erfrorenen Soldaten in die Ambulanzen, denn die Unglücklichen waren für solch' nordische Kälte nicht warm genug gekleidet. Draußen schmierten sich die Preußen mit Fett, wickelten sich in dicke Schafspelze und verkrochen sich in künstlich gegrabene Löcher, wo sie vor der Kälte geschützt schliefen; unsere Soldaten waren nur halb bedeckt und zitterten in dem schneidenden Wind, der ihnen den Athem benahm. Ihr Anblick mußte Mitleid erregen. Sie umwickelten sich den Kopf mit Tüchern und schlugen ihre Bettdecken um ihren Körper, und Alles, was sie von Wäsche auftreiben konnten, verwendeten sie dazu, ihre Beine einzuhüllen; und in solchem Aufzug, schmutzig und abscheuerregend, gingen sie auf ihren Posten, so daß man in ihnen kaum noch die Soldaten erkennen konnte. Die Intendanz wählte gerade diese schlimmen Tage, um die Kost zu schmälern und die gewöhnliche Ration Wein herabzusetzen; so gesellte sich zu Ermüdung und Krankheit auch noch Unzufriedenheit. Die Armee hatte sich ohnehin niemals durch gute Disciplin ausgezeichnet, sie achtete kaum ihre selbstgewählten Chefs, bei denen sie die Energie der Führung vermißte. So viele Entbehrungen untergruben aber noch vollends das schon geschwächte Vertrauen. Jeder von uns, der als mobilisirter Nationalgardist oder bei der Ambulanz Gelegenheit hatte, mit Liniensoldaten oder Mobilen zu sprechen, kehrte erschreckt und betrübt über ihre Entmuthigung heim.

Viele von ihnen waren krank; denn Lungenentzündun-

gen, Blattern und Augenkrankheiten wütheten in ihren Reihen. Aber die unheilbarste Krankheit, an der sie Alle ohne Ausnahme litten, war die Langeweile. Sie waren unerwartet von ihrer gewohnten Arbeit losgerissen worden, hatten ihre Heimat auf höchstens vierzehn Tage zu verlassen geglaubt, und sehnten sich nun nach ihren Häusern, ihren Feldern, ihren Familien zurück. Sie litten an Heimweh, jener unerforschlichen Krankheit, und zürnten auf die Pariser, zu deren Vertheidigung sie doch gekommen waren. Ohne irgend welche Nachricht von zu Hause, sagten sie sich, daß der Feind ohne Zweifel in diesem Augenblick ihre Dörfer zerstöre, und daß sie nicht einmal da seien, ihre Mütter und ihre Bräute zu schützen, dafür aber eine Stadt zu vertheidigen hätten, die sie nichts anginge. Vergebens sagte man ihnen, daß die Rettung Frankreichs von der Rettung dieser Stadt abhänge; der abstracte Gedanke, daß das Vaterland auf die Mauern einer Stadt beschränkt sei, berührte sie nicht so lebhaft, als das Bewußtsein, ihre Heimat verloren zu haben und für uns, unter unsern Mauern solchen Leiden ausgesetzt zu sein. „Wann endlich wird die Geschichte einmal aufhören?" seufzten sie, wenn sie in ihre blaugefrornen Hände hauchten. Ihre Officiere verbitterten sie noch in dieser Stimmung, anstatt sie aufzurichten und zu ermuntern. Aber sie glaubten nicht an die Möglichkeit der Rettung, wenn sie auch entschlossen waren, am Tag der Schlacht als tapfere Männer ihre Schuldigkeit zu thun. Das heilige Feuer der Ueberzeugung, das auch Andere so leicht entzündet, brannte nicht n ihren Busen; in ihrer Verbitterung ließen sie Worte der Entmuthigung, der Klage, der Beschuldigung hören, und nichts gefährdet so sehr die Disciplin, als solches Benehmen. Dazu kam, daß der Generalstab aus Nach-

lässigkeit oder Unerfahrenheit die Gefahren und Mühen auf die verschiedenen ihm unterstehenden Truppenkörper nicht gleichmäßig vertheilt hatte. Manches Regiment war noch nie im Gefecht, noch nie in den Laufgräben gewesen, während andere fortwährend an die Spitze gestellt worden waren. Die Ersteren beschwerten sich über ihre Unthätigkeit, die Zweiten murrten, daß man sie hinopfere.

In belagerten Plätzen sind es gewöhnlich die Führer der Armee und die Soldaten, welche die Bürgerschaft ermuthigen und stützen müssen. In Paris zeigte sich das gerade Gegentheil. Die Generale vertheidigten sich wider ihren Willen und die Soldaten wären froh gewesen, wenn sie hätten aufhören dürfen; dagegen zwang die Bürgerschaft, die von unbesiegbarem Glauben und unerschütterlicher Hoffnung beseelt war, durch ihre energische Haltung die Widerstrebenden zur Fortführung des Kampfes. Und dabei konnte man ihr nicht vorwerfen, daß sie gut reden habe, da sie nicht mit ihrer eigenen Person bezahle. Hatte sie sich doch bei dem Gefecht von le Bourget betheiligt und sich wacker gehalten und als man sie später im Lauf des Jänner zum Angriff auf Montretout schickte, hielt sie im Feuer kräftig Stand, wie wir noch sehen werden, und zeigte auf dem Schlachtfeld die Festigkeit von kampfgewohnten Truppen. Gerade die Bürgerschaft von Paris war entschlossen, die Stadt nicht zu übergeben, weil sie ihre Ehre verpfändet glaubte, und dann auch, weil sie ihr Paris liebte; sie liebte es wahrhaft, innig, zärtlich und ihr Herz schwoll von Wuth und Haß bei dem Gedanken, die Barbaren könnten ihre Stadt betreten, sie entweihen. Alle vierzehn Tage machte sich Vitet in der „Revue des Deux Mondes“ zum beredten Herold dieser Besorgnisse und dieser Zorngefühle der Pariser

Bevölkerung, und seine von glühendem und zugleich erleuchtetem Patriotismus beseelten Briefe, welche von allen Zeitungen wiedergegeben wurden, machten den tiefsten Eindruck auf das Publicum.

So ging der December allmälig zu Ende. Wie sie traurig waren, diese Tage, die sonst nur dem Frohsinn geweiht sind! Allerdings hatten wir einen armseligen Trost in dem Bewußtsein, daß es den Deutschen nicht besser ergehe, und sie, vor Paris zurückgehalten, ihr Weihnachtsfest ebenfalls nicht zu Hause, in der Familie feiern könnten, daß auch bei ihnen nur traurige verweinte Gesichter sich um den herkömmlichen Christbaum sammeln würden. Doch wie verschieden verstrich für uns die Christnacht, die sonst stets so festlich in Wohlleben und lärmender Freude gefeiert wurde! Die Mehrzahl der Kirchen war geschlossen, die spärlich mit Petroleum erleuchteten Straßen waren in Halbdunkel versenkt und nur selten vernahm man den Tritt eines verspäteten Wanderers. Einige wenige Restaurants waren offen, theils in dem gewöhnlichen Mittelpunkt der Pariser Vergnügungen, von dem Boulevard des Italiens bis zu dem Boulevard Montmartre, theils in den volkreichen Bezirken von Montmartre, Menilmontant und Belleville. Hier trank man gewöhnlichen Rothwein, dort bestellte man sich aus dilettantischer Neugier alle möglichen extravaganten und bizarren Gerichte. Wolfscoteletten figurirten dort neben gebratenem Elephantenrüssel und Känguruhragout, und wurden mit echtem Champagner befeuchtet; es hieß sich kitzeln, um lachen zu können, denn Niemand hatte den Muth, sich wirklich zu belustigen. Mit welch' bitterer Wehmuth gedachte man des früheren sprühenden Lebens unserer guten Stadt Paris in den Tagen vor dem jemaligen Jahresschluß. Welches

Treiben sonst auf den Boulevards und den Straßen! Welches fröhliche Rollen der tausend und aber tausend Wagen auf dem Macadam! Welch' ein Lichtglanz sonst in den großen Läden, die sich besonders für das Fest geschmückt hatten! Dann waren die Leute alle in Hast, ihre Taschen beschwert mit allerlei Packeten und sie selbst hatten die Hände und Arme voll Puppen und Schachteln mit Naschwerk! Wie volksthümlich heiter blickten sonst die Boulevards mit der unendlichen Reihe kleiner Buden! Und ach, wie fern lag das Alles! Grau und mit Schnee drohend breitete sich der Himmel über der düsteren Stadt aus. Die Läden waren kaum halb erleuchtet, die Kaufleute an ihrer Thüre blickten gelangweilt umher; hier und da rollte ein Omnibus, fast unbesetzt, seines Weges und einige wenige Droschken trieben sich müssig auf der unbelebten Straße umher. Nur am 31. December schien man in einigen besseren Bezirken begünstigt; die Menge drängte sich um zwei oder drei bekannte Conditoreien, in denen man, wie sonst auch, candirte Kastanien verkaufte. Freilich waren es vorjährige Kastanien! Denn diesen Winter waren die braven Kinder der Auvergne ausgeblieben, die in sonstigen Jahren sich an den Straßenecken niederließen und in freier Luft die Kastanien auf ihrer Pfanne rösteten, bis sie aufsprangen und sich bräunten.

Und gar der Neujahrsmorgen! Nein, nie werde ich diesen ersten Morgen des Jahres 1871 vergessen, als mir der Diener das Frühstück brachte, und ich mich an diesem Festtage, an dem sich sonst die ganze Familie mit Glückwunsch und Kuß begrüßte und in heiterem Sinne sich vereinigte, diesmal allein vor meinem Kaminfeuer und einem dampfenden Stück Pferdefleisch gegenüber sah! Mein ganzer Muth schwand in diesem Moment und ich brach

in Thränen aus. Wie viele Andere mögen ähnliche Thränen in dieser schweren Stunde vergossen haben! Hatten wir doch fast Alle unsere Mütter, unsere Frauen, unsere Kinder weggeschickt und seit drei Monaten nichts von ihnen erfahren können. An gewöhnlichen Tagen war es leicht, seine Einsamkeit zu vergessen; Geschäfte, Unterhaltungen, Wache stehen, kurz die gewöhnliche Lebensweise und die in unserem Charakter wurzelnde philosophische Sorglosigkeit half uns, die geliebten Bilder aus dem Gedächtnisse fernzuhalten; der Lärm der Welt verbot uns, viel an sie zu denken. Aber an diesem feierlichen Tage kehrten sie alle wieder und es war uns, als blickten sie uns traurig an, als breiteten sie die Arme nach uns aus und sagten uns: „Rufe uns zurück! Ist denn der unselige Krieg nicht bald zu Ende?“... Ich darf nicht daran denken, wenn mir die Wuth nicht das Herz erfassen soll. Elende! Hunnensöhne! Barbaren! Alles habt ihr uns genommen, habt uns ruinirt, habt uns ausgehungert und wollt uns auch zur Stunde noch bombardiren! — Ja, wir haben das Recht, Euch aus tiefstem Herzensgrunde zu hassen. Vielleicht hätten wir euch alles Elend, eure Räubereien und Mordthaten, die Verheerung unserer Städte, euren niederträchtigen Verrath und eure plumpen Späße eines Tages verziehen. Unser französisches Volk ist ja so gutmüthig und so leichtgesinnt, daß es vielleicht diesen gerechten Anlaß zum Haß dereinst vergessen hätte. Allein dieser Neujahrstag kann nie aus unserem Gedächtniß schwinden, dieser Tag der Verzweiflung, den wir ohne Familie und ohne Nachricht verlebt, an dem uns der Kuß der Gattin und das Lachen des blonden Baby gefehlt hat.

Aber wir waren noch nicht zu Ende mit unseren Leiden. Die Belagerung trat in eine neue, schrecklichere

Phase, wie uns ein militärischer Rapport in seinem gewöhnlichen verzweifelten Styl kund that.

27. December, Morgens.

„Der Feind hat heute Morgen gegen die östlichen Forts von Noisy bis Nogent und gegen den nördlichen Theil des Plateau's von Avron seine Belagerungsbatterien demaskirt, welche aus weittragenden Kanonen bestehen.

In diesem Augenblick, um eilf Uhr, ist das Feuer gegen die angegebenen Punkte sehr lebhaft und da diese Kanonade das Vorspiel eines allgemeinen Bombardements unserer Forts sein könnte, so sind alle nöthigen Maßregeln getroffen, um einen Angriff zurückzuweisen und die Vertheidiger zu beschützen.

Während der letzten Nacht hat man von dem Mont-Valérien aus zwei starke Donnerschläge vernommen, welche vermuthen lassen, daß der Feind die Brücke der Eisenbahn nach Rouen gesprengt hat. Das Genauere wird im Laufe des Tages bekannt gegeben werden. Auch die „Gareaux-Boeufs“ bei Choisy-le-Roi hat der Feind heute Morgens in die Luft gesprengt.

Diese Thatsachen zusammengenommen scheinen zu beweisen, daß der Feind, durch den mehr als hunderttägigen Widerstand ermüdet, nun die weittragenden Angriffsmittel anwenden will, die er schon seit langer Zeit vereinigt hat.“

Das Bombardement also! Man mußte sich darauf gefaßt machen. Keiner der Schrecken einer Belagerung sollte uns erspart bleiben. Aber furchtlos sahen wir auch dieser schrecklichen Möglichkeit entgegen und indem wir unseren Muth aufrichteten, rüsteten wir uns, auch diese neue Prüfung würdig zu bestehen.

Neuntes Capitel.

Stimmung in Paris während des Monats December. Auf den Vorposten. — Die Ambulancen.

Verweilen wir einen Augenblick hier. Wir stehen vor der letzten Periode der Belagerung. Von dem Tage an, an dem das Bombardement gegen das Plateau von Avron beginnt, wird uns der gewaltige Strom der Ereignisse in solchem Wirbel mit sich fortreißen, daß uns keine Zeit mehr zu weiteren Schilderungen der malerischen Scenen und des moralischen Zustandes von Paris bleiben wird, obschon gerade diese Studien den Hauptinhalt des Buches bilden sollen.

Der ganze Monat December war unsäglich hart; die Entbehrungen wurden in dem Maße schwerer, als der Vorrath an Lebensmitteln zusammenschmolz. Noch war man allerdings über das Brod beruhigt. Nur einmal hatte sich eines Morgens in Montmartre und den anstoßenden Bezirken ein panischer Schrecken verbreitet, als die Menge, von den Bäckern abgewiesen, sich durch die ganze Stadt verbreitet und im Handumdrehen alles Brod weggenommen hatte. Von drei Uhr Nachmittags an wäre es an jenem Tage unmöglich gewesen, im ganzen Gebiet der Stadt noch einen Bissen aufzutreiben. Darauf hin hatte

die Regierung, welche die Wiederkehr solcher Vorfälle verhindern wollte, feierlich erklärt, daß man reichlich mit Getreide versehen sei, und daß das Brot niemals und unter keinen Umständen rationirt werden solle. Wie die Folge bewies, war diese Erklärung höchst unklug, denn man mußte schließlich doch zu diesem äußersten Mittel greifen und so wäre es besser gewesen, wenn man gleich vom ersten Tage an die Rationirung eingeführt und dadurch unsere Widerstandsfähigkeit um wenigstens einen Monat verlängert hätte. Denn es ist unglaublich, wie leichtsinnig man das Mehl vergeudete. Man nährte selbst die Pferde damit, weil es wohlfeiler als Heu und Hafer war. Man verwandte es zu Zwieback, den man in Voraussicht der Hungersnoth in einem Schrank aufstapelte; und als das Verbot, Zwieback zu machen, erfolgte, kaufte erst recht jede Haushaltung doppelt so viel Brod als sie nöthig hatte, schnitt es in dünne Scheiben, röstete es und bewahrte es in dieser Form auf. Man überlegte nicht, daß diese Vorräthe so gut wie verloren waren; denn sobald einmal die öffentlichen Magazine erschöpft waren, mußte man sich doch ergeben, und auf die Capitulation folgte jedenfalls augenblicklich die Zufuhr der Lebensmittel. Aber wann hat die Furcht je überlegt? Man hatte für Ernst genommen, was Bismarck in einer Note an die europäischen Mächte gedroht hatte, daß er nach der Uebergabe von Paris sich nicht um die Zufuhr kümmern könne und daß die französische Regierung die Verantwortlichkeit trage, wenn vier- bis fünfmalhunderttausend Personen auf der Straße vor Hunger sterben müßten. So schöpfte denn jeder mit vollen Händen in den öffentlichen Vorräthen, und man will wissen, daß der Mehlverbrauch fast auf das Doppelte gestiegen sei. Als man denn endlich noth-

gedrungen die Rationirung einführte, war es zu spät. Man gab nur noch dreihundert Gramm Brod tägliche Ration für jede Person. Dreihundert Gramm! Als ob man mit dreihundert Gramm solchen Brodes hätte leben können! Das, was wir in den letzten Tagen der Belagerung gegessen haben, war ein schwärzliches, klebriges Gemisch unnennbarer Stoffe, unter denen sich alles Mögliche, nur kein Getreide befand. Ein jeder von uns hat ein solches Stück Brod als Probe und zur Erinnerung an die Einschließung aufbewahrt. Und die halbe Bevölkerung vielleicht hatte nichts Anderes zu essen, als diese schwere klebrige Masse! Allerdings wurde das Brot erst allmälig schlechter, bis es endlich nur noch ein Mischmasch gebackener Abfälle war. Das Brod, das man uns im December und in den ersten Tagen des Januar verabfolgte, war zwar grau, aber wohlschmeckend, und mit der dem Pariser eigenthümlichen Leichtigkeit, sich in Alles einzufinden, gewöhnte man sich schnell daran und verglich es mit dem guten Schwarzbrod der Bauern. Hätten wir etwas Milch dazu gehabt, es darin zu erweichen, es wäre ein Göttermahl gewesen.

Ochsen- und Hammelfleisch war schon längst zur Mythe geworden; man aß nur noch Pferdefleisch. Wohin war der Widerwille der ersten Monate geschwunden? Man dachte nicht einmal mehr daran, über solche Nahrung zu scherzen, so alltäglich war sie geworden. Ich glaube nicht, daß Pferdefleisch je auf der Speisekarte irgend eines Restaurants gestanden hat, denn die herkömmlichen Formen erhalten sich noch lange, wenn die Verhältnisse selbst in Wirklichkeit längst um und um gewandelt sind. Ein Gastwirth, der seinen Gästen Pferdefleisch angeboten hätte, würde sie mit Schauder erfüllt haben; sie wußten zwar

Alle, daß sein Ochsenfleisch, das gekochte wie das gebratene, früher den Sattel getragen hatte, allein ihr Appetit war dadurch nicht gefährdet. Wie die Wirthe überhaupt das Wunder vollbrachten, allabendlich eine große Anzahl Gäste zu verhältnißmäßig billigem Preis und in völlig hinreichender Weise zu ernähren, übersteigt mein Begriffsvermögen. Das Pariser Leben ist von jeher reich gewesen an solchen Geheimnissen, die nur von den Eingeweihten erklärt werden könnten, die sich aber wohl hüten werden, es zu thun. Jedenfalls kann ich bestätigen, und alle Welt war Zeuge davon, daß ein Dutzend Restaurants, die ich nicht nennen will, um den Schein der Reclame zu vermeiden, fortwährend, bis zum Ende, alle möglichen Gerichte, mit Ausnahme von frischen Seefischen und Gemüsen, aufgetischt haben. Wer um sechs Uhr Abends ein Essen für zehn Personen bestellte, bekam es noch in feinster Weise. Daß man es theuer bezahlen mußte, versteht sich von selbst; aber es kostete sicher weniger, als wenn man es zu Hause hätte zubereiten lassen.

Alle Eßwaaren — Brod und Wein ausgenommen — wurden zu fabelhaften Preisen verkauft, und stiegen noch täglich im Preis. Ein Pfund Oel kostete durchschnittlich sieben bis acht Frcs.; von Butter war gar keine Rede, man forderte nach Belieben vierzig bis fünfzig Frcs. für ein Kilogramm; Schweizerkäse war gar nicht zu kaufen, denn er wäre zu theuer gekommen, und man gab ihn höchstens als schönes Geschenk. Manch' hübsche Frau hat zu Neujahr statt der sonst üblichen Bonbons einen Sack Kartoffeln oder ein Stück Käse erhalten. Ein Stück Käse galt als eine königliche Gabe und ein Scheffel Kartoffeln kostete fünfundzwanzig Frcs.; wer sie aber, wie die armen Leute, in kleinen Quantitäten kaufte, bezahlte sie noch theurer.

Ein Kohlkopf wurde auf sechs Frcs. geschätzt; man verkaufte ihn Blatt für Blatt und was man früher kaum seinen Stallhasen gegeben hätte, diente jetzt als stattliche Zukost zu dem bescheidenen Mahl von Pferdefleisch. Zwiebeln, Schnittlauch und Rüben waren nicht zu finden, es gab keinen Tarif mehr für diese Waaren und der Preis richtete sich nach der Laune des Käufers. Das schmutzigste Fett wurde ausgeboten und fand zu unglaublichen Preisen noch Abnehmer. Jeden Tag fand man in den Zeitungen eine neue wunderbare Anweisung es zu reinigen und von jedem übeln Geruch zu befreien. Stallhasen und Geflügel gab es noch in ungeheurer Menge, aber sie waren zu theuer. Um die Zeit des neuen Jahres sah ich einmal eine ganze Gruppe Neugieriger um eine Truthenne sich sammeln, wie man früher vor den Läden der großen Juweliere stehen geblieben war, und man wunderte sich, daß ein so appetiterregendes Stück den gierigen Blicken hinter einer einfachen Glasscheibe Trotz zu bieten wagte. In vielen Familien hatte man Lapins gekauft und nährte sie mit Küchenabfällen, bis die Hungersnoth zwang, sie zu schlachten und zu Pasteten zu verarbeiten. Pasteten sind „vortheilhafter" als Fricassée. Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, habe ich bei mir in meinem Arbeitszimmer zwei Stallhasen, die sich in einen Winkel gekauert haben und mich ängstlich anstarren. Die Haushälterin hat sie mir gebracht, weil die Thiere sich, wie sie meint, allein in ihrem Häuschen langweilen, frieren und nicht mehr fressen wollen. Dieser letzte Grund hat bei mir den Ausschlag gegeben; ich habe sie bei mir aufgenommen und will versuchen, sie zu zerstreuen. Darum werde ich mich hüten, ihnen das Capitel vorzulesen, in welchem ihr Schicksal klar ausgesprochen ist, damit sie der Kummer nicht abmagert. Welche schlimme

Vorbedeutung! In ähnlicher Weise liebenswürdig benehme ich mich gegen zwei Hühner, die ich besitze und die keine Hirse fressen wollen. Womit ich sie nun aber füttern soll, weiß ich nicht und bin in der größten Verlegenheit, so daß ich schon mehrmals mit meiner Köchin über diese wichtige Angelegenheit conferirt habe. Wenn ich von meinen Gästen hier rede, so geschieht es nicht aus Eitelkeit, um zu zeigen, welch' gute Gesellschaft ich in meinem Hause empfange, sondern weil kleine Skizzen dieser Art mehr als alle hochtrabenden Phrasen das Privatleben der Pariser zu jener Zeit der Belagerung schildern können, und weil sie zugleich zeigen, wie diejenigen, welche noch reich genug waren, um manchmal zu lachen, sich in geistreicher Laune über die Leiden derselben hinaussetzten.

Aber ihre Zahl schmolz von Tag zu Tag zusammen, denn die Bourgeoisie sah das Ende ihrer Vorräthe bevorstehen. Ich konnte die Fortschritte dieser Verarmung genau verfolgen und fand dabei ein gewisses Interesse. Ich gehörte zu einer kleinen Gesellschaft, in der man zusammenkam um Whist oder Bouillotte zu spielen. Im ersten Monat blieb sich die Höhe des Einsatzes und die Art des Spiels ziemlich gleich; im zweiten löste man die Marke nur mit der Hälfte, später nur mit einem Viertel des früheren Satzes ein, und in der letzten Zeit der Belagerung wurde beschlossen, daß man überhaupt nicht mehr um Geld spielen wolle. Wir hatten Alle kaum noch so viel, um uns bis zu besseren Tagen über dem Wasser zu halten.

Wie erging es Denen, die keine Mittel hatten? und die große Mehrheit der Pariser ist in solcher Lage. Ich kann es darum unseren Landsleuten aus der Provinz nicht oft genug wiederholen, mit welch' unerschütterlichem

Muth, mit welch' rührender Resignation, mit welch' unbesiegbarem Patriotismus die gesammte Bevölkerung die Leiden dieses langen Elends ertrug. Ganz besonders erwiesen sich die Frauen bewundernswerth. Die Männer waren weniger zu beklagen, hatte doch die Mehrzahl von ihnen täglich ihre dreißig Sous, die von vielen schamlos vertrunken wurden. Die armen Frauen dagegen mußten in der strengen Winterkälte des December tagelang vor dem Laden der Fleischer, der Bäcker, der Gewürzkrämer, der Holzhändler und vor der Mairie in langen Reihen harren, und keine murrte, von keiner einzigen — und sie sind doch sonst mit harten Worten freigebig — hörte ich ein böses Wort gegen Frankreich. Sie waren am entschiedensten dafür, daß man bis zum letzten Bissen Brod aushielt! Und Gott weiß, was dieser armselige Bissen Brod sie kostete! Die Sterblichkeit stieg von Woche zu Woche und kostete eine furchtbare Zahl von Opfern. Die Durchschnittssumme der Todesfälle während einer Woche beläuft sich in Paris in gewöhnlichen Zeiten auf zwölf- bis dreizehnhundert; jetzt war sie rasch auf zweitausend, dann auf zweitausend vierhundert, dann auf dreitausend angewachsen; auch diese Zahl wurde überschritten und man zählte viertausend, zuletzt sogar viertausend fünfhundert Todesfälle in der Woche. Brustkrankheiten, Lungenentzündungen, Diarrhöen, die ganze schwarze Schaar der Krankheiten, die in Folge des langen Stehens und der schlechten Nahrung entstanden, suchte die jammervolle Schaar der Sterblichen heim. Man sah nur noch Todtenwagen, die ohne Begleitung nach dem Friedhof zogen. Bei den Kindern machte man noch weniger Umstände. Ein Todtenträger nahm den kleinen Sarg unter seinen Arm und trug ihn, als sei es irgend ein Packet, hinaus

zum allgemeinen Grab, in das er ihn zu den andern hinabwarf. Die Pariser Friedhöfe waren schon vorher zu klein gewesen, jetzt waren sie mit Leichen wahrhaft überfüllt und man wußte sich nicht mehr zu helfen. Diese geringe Sorge für das Grab war ein trauriges Vorzeichen bei einer Bevölkerung, welche die Pietät für die Verstorbenen sonst bis zum Aberglauben trieb. Mehr als einmal wurde ich an das prachtvolle Capitel des Thucydides über die Pest von Athen erinnert; in den Zeiten großen Unglücks findet sich jedesmal das Schauspiel ähnlicher Abstumpfung der Gefühle.

Eine der schwierigsten Fragen in diesem traurigen Monat December war die Frage der Heizung. Keine Steinkohle, keine Coaks, kein Holz war mehr vorhanden — und der Frost wurde immer stärker. Die Herren von der Regierung hätten es freilich voraus wissen können, daß es im Winter kalt wird und daß man bei kaltem Wetter einheizen muß; aber in Frankreich haben nun einmal alle Regierungen das Talent, sich unvorbereitet überraschen zu lassen. Natürlich benützten die Holzhändler die Gelegenheit, ihre Waare so theuer als möglich zu verkaufen. Diesmal wurde das Elend so groß, daß die Bevölkerung, oder vielmehr einige Banden, die von Taugenichtsen geführt wurden, ihre gewöhnliche Resignation und ihre Ruhe vergaß. Einige Holzplätze wurden geplündert, die Holzumzäunungen einiger in Paris gelegenen unbenützten Plätze wurden abgerissen und die Nationalgarde mußte ernstlich einschreiten, um solchen Zerstörungen, die um sich zu greifen drohten, Einhalt zu thun. Die Verwaltung half sich eilig mit einigen Verordnungen, die ihre Unerfahrenheit und gewöhnliche Ueberstürzung verriethen. So befahl sie, im Bois de Boulogne, im Bois de Vincennes Holz

zu schlagen und ebenso die Bäume auf den Chausséen zu fällen. Aber das grüne Holz gibt viel Rauch und wenig Hitze. Indessen mußte man sich damit zufrieden geben. Zu Montmartre, wo ich wohne, sah man in der Straße anständig gekleidete Herren, die ihre Tagesprovision, fünf oder sechs Stücke Holz, muthig selbst nach Hause trugen, da sie der Holzhändler ihnen nicht schicken wollte. Wenn man sich in solchem Aufzug sah, lachte man und war noch froh, überhaupt etwas Holz erhalten zu haben; denn gar Viele kamen mit leeren Händen heim und hatten weder Feuer im Kamin des Zimmers noch im Herd der Küche.

Der noch übrige kleine Vorrath von Steinkohlen war für die Bureaux der Regierung, für die Fabriken jeder Art und für die Lazarethe zurückbehalten worden. Schon seit lange wurde Paris nur mit Petroleum erleuchtet, da es an Steinkohlen fehlte. Da dieser Wechsel allmälig, von Straße zu Straße, stattgefunden hatte, so hatten sich unsere Augen endlich daran gewöhnt. Dennoch war der Eindruck sehr sonderbar, wenn man an das lichtstrahlende und bis in die späte Nachtzeit so belebte Paris von ehedem dachte. Der bleiche Schein der Oellampen drang nur mühsam durch das Dunkel, das sie nur um so sichtbarer machten. Wagen sah man nicht mehr fahren, wir hatten ja die Pferde aufgegessen; nur hie und da rollte noch ein Omnibus. Alle Läden waren des Abends früh geschlossen, als ob man in einer riesigen Provinzialstadt lebte. Und in der That, Paris nahm die Sitten einer Provinzialstadt an, als der Fremdenstrom, der früher seine Bevölkerung erneuerte, versiegt war. Alle Welt kannte zuletzt einander und wenig fehlte, so hätte man sich gegrüßt. Die Kaufleute unterhielten sich auf der Schwelle ihrer Gewölbthüren und die Nationalgardisten

des Quartiers politisirten mit einander, ohne sich zu kennen, wenn sie an den Straßenecken zusammentrafen, wo die Dienstordnung für den betreffenden Tag zu lesen war.

Die Herren vom Militär behandelten die Nationalgarde zwar sehr von oben herab, obschon sie besser gethan hätten, ihre Dienste zu benützen, denn es lebte in diesem Corps ein praktischer Verstand. Durch sie lernten wir im Monate December das Leben auf den Vorposten und gar manche Eigenthümlichkeit dieses Krieges kennen, die uns bis dahin unverständlich geblieben war.

Die Zeitungen hatten uns die Annehmlichkeiten des Vorpostendienstes immer sehr verführerisch geschildert. Sie hatten Recht, denn in einer belagerten Stadt gilt es vor Allem, die Stimmung der Bewohner frisch zu erhalten. Man gab zwar gern zu, daß unsere Soldaten alle möglichen Mühen und Entbehrungen daselbst zu erdulden hätten, allein man schilderte sie immer rüstig, voll Leben, zu nächtlichen Abenteuern und kühnen Ueberfällen bereit. Daneben hörte man nicht auf, über die Vorsicht der deutschen Wachen zu spotten. Bald erzählte man von einem Preußen, der Stunden lang unbeweglich hinter einem Baume versteckt gewesen wäre. Zwei unserer Soldaten hätten sich verabredet und hätten sich ihm, der eine links, der andere rechts, auf fünfzig Schritt genähert. Plötzlich habe der eine auf der rechten Seite Feuer gegeben; der Preuße, vom Knall erschreckt, sei zusammengefahren und habe sich schnell auf die linke Seite gedrückt; allein diesen Augenblick habe der zweite Mobile erspäht, um den Feind mit einem guten Flintenschuß todt zu Boden zu strecken. Ein anderes Mal wurde von einer deutschen Schildwache erzählt, die man aus ihrem Versteck habe hervorlocken wollen. Diesmal waren es zwei Franc-tireurs, die sich ver-

abredeten. Der eine nahm einen Schubkarren und ging mit diesem ganz gutmüthig gerade auf das Loch zu, in dem der Feind steckte. Dieser zögerte nicht, als er ein so schönes Ziel sah, langsam streckte er den Kopf empor, dann die Arme, legte seinen Dreyse an, und — puff! saß ihm eine Kugel im Kopf, die der andere Franc-tireur aus dem Hinterhalt auf ihn abgeschossen hatte. Hundertmal erzählte man die hübsche Geschichte vom Käpi, das unsere Moblots auf ein Bajonnet stülpten; der Mann mit dem spitzen Helm legte auf dieses Ziel, das er für ernstlich hielt, an, gab sich eine Blöße und empfing selbst die tödtliche Kugel. Wieder ein anderes Mal hatten unsere Soldaten ein Eichhörnchen ausgestopft und dasselbe mit Hilfe eines Stocks in den Zweigen eines Baumes aufgehängt. Das Wild verlockte endlich die feindliche Schildwache, so daß sie den Hals reckte und von einem unsichtbaren Gegner erschossen wurde.

Die Erzählung solcher Kriegslisten beschäftigte Tag für Tag die Phantasie der Pariser, vereinigten und verkörperten sich zuletzt in dem Sergeanten Hoff, einem Mann, der bald zum Mittelpunkt eines ganzen Mythenkreises wurde. Sergeant Hoff war aber kein Mythus, sondern wirklich ein Soldat von Fleisch und Bein, dem die Natur die scharfen Sinne eines Mohikaners verliehen hatte und der nach Art der amerikanischen Wilden den Preußen nachstellte. Mein College Yriarte, der humoristische Zeichner aller Pariser Sonderlichkeiten, machte das Publicum zuerst auf dies geheimnißvolle Wesen aufmerksam. Yriarte gehörte zum Generalstab Vinoy's und fand in jedem Morgenrapport den Namen dieses Sergeanten Hoff erwähnt. Er wollte ihn sehen und kennen lernen. Hoff stammte aus Saverne, und die Preußen

hatten bei ihrem Marsch durch jene Stadt seinen alten Vater erschossen. Darum hatte er ihnen Rache geschworen und ruhte nicht, wenn er nicht täglich einen Preußen umgebracht hatte. Nachts ging er aus, meistens allein, wie ein Wilddieb, ein Freibeuter, um ihre Schlupfwinkel zu erspähen, ihnen Schritt auf Schritt zu folgen, und blieb oft, wenn es nöthig war, fünf Stunden lang auf der Lauer, beobachtend, lauernd, schweigsam wie eine Rothhaut, bis er sich plötzlich auf sein Opfer stürzte und es, ohne einen Laut von sich zu geben, kalt machte. Eines Tages hatte er sich im Rohrdickicht verborgen und kauerte einen großen Theil der Nacht darin; plötzlich stürzte er sich auf einen feindlichen Posten, spießte seinen Mann mit dem Bajonnet und postirte sich selbst in den Graben, um die Ablösung zu erwarten. Als endlich der Corporal mit der neuen Schildwache kam, hieb Hoff den einen zusammen, erschlug den andern mit dem Gewehrkolben und verschwand mit raschem, unhörbarem Schritt. Oft bekam er die Führung kleiner Streifzüge, und da er seinen Leuten großes Vertrauen einflößte, folgten sie ihm Alle gern.

„Eines Tages" (er selbst erzählte Yriarte die Geschichte) „hatte ich zwölf tüchtige Leute bei mir; wir hatten Laufgräben gemacht und uns schußbereit darin versteckt. Ich allein ging voraus und horchte, auf die Erde gebeugt... Plötzlich tauchte aus der Nacht, etwa zweihundert Mètres von uns entfernt, ein Cavalleriedetachement auf; es waren Bayern, an ihren Helmen kenntlich, wenigstens hundertfünfzig Mann. Ich kroch auf allen Vieren zurück, gab das Signal und wir eröffneten ein kleines Pelotonfeuer auf die Schaar. Sie wußte nicht, ob hundert oder nur zehn Mann auf sie schoßen, viele stürzten und die Escadron

löste sich auf. Ich ließ meine Leute zurückgehen, und hinter einem kleinen Dickicht passirten sie glücklich das Wasser, während ich allein in den Tranchéen blieb. Eine halbe Stunde später kamen die Bayern wieder, aber vereinzelt, um die Todten zu holen. Ich habe allein noch dreimal auf sie geschossen und bin dann auf die Hauptwache zurückgekehrt, wobei ich immer auf der Erde kroch, um nicht von ihnen gesehen zu werden."

Der Sergeant Hoff wurde der Liebling der Stadt; solche Abenteuer gefielen unserem romantischen Sinn. Er wurde zur großen Zufriedenheit der Menge decorirt, doch verschwand er bei dem Gefecht am 2. December, und man hat seine Leiche nicht auffinden können. Die Legende wird aber noch dadurch vervollständigt, daß sich einen Monat später das Gerücht verbreitete, der berühmte Sergeant Hoff, der seinen Vater rächen wollte, sei nichts anderes als ein preußischer Spion gewesen; er habe also ohne viele Mühe eine Menge feindlicher Helme zurückbringen und ohne Gefahr durch die preußischen Linien spazieren können. Er habe natürlich freien Zutritt gehabt, und der deutsche Generalstab habe ihn reichlich mit falschen Trophäen ausgestattet, die ihn bei uns in Ansehen bringen mußten. Doch von allen Seiten wurde eine solche Annahme bestritten, und besonders protestirten die Gefährten des Sergeanten Hoff, so daß die Untersuchungen, die man anstellte, nur dazu beitrugen, seinen Ruhm zu erhöhen.

Bei seinem unternehmenden Geist war er Meister in kühnen Handstreichen, wie sie besonders dem französischen Charakter entsprechen. Die Feinde dachten mehr an ihre Sicherheit und schoßen selten auf unsere Schildwachen, und immer nur, wenn sie zuerst durch einige Flintenschüsse

von unseren Leuten gereizt worden waren. Man machte oft den Scherz, sie mit den Spielsachen aus dem Schwarzwald zu vergleichen. Die deutschen Schildwachen waren dargestellt wie sie Posten stehen, gleich einem jener hölzernen Automaten, welche die Freude der Kinder sind und den Eltern einige ruhige Augenblicke verschaffen. Die Schildwache streckte zuerst den Kopf aus der rechten Coulisse, ich wollte sagen aus dem Gehölz zur Rechten, dann durcheilte sie steif und hölzern, mit raschen Schritten das Gewehr im Arme haltend, die Allee und verschwand in der linken Coulisse. Zwei Minuten später erschien, wie von einem Uhrwerk getrieben, von neuem der Kopf, dann der ganze Körper, und der Rückweg wurde mit demselben raschen und doch zugleich gemessenen Schritt ausgeführt.

Man lachte sich herzlich darüber aus! Es galt nun die Marionnette in dem kurzen Zeitraum, den sie unbeschützt blieb, zu treffen und die Puppe zu zerbrechen! Jeden Morgen erzählten uns die Zeitungen wahre und falsche Legenden über das Vorpostenleben, verschwiegen aber dessen Unannehmlichkeiten und Gefahren. Erst als die Nationalgarde Theil daran nahm, sprach man von dessen Elend und Traurigkeit, und zeigte uns klar die entsetzlichen Mißbräuche der Militärverwaltung, die Unfähigkeit der Chefs und die Mängel der Intendanz, kurz, man sah, daß die französische Armee, wie eine alte Maschine, aus Rand und Band gegangen war. Die Nationalgarde hatte das Verdienst, alle diese Mißbräuche zu constatiren und davon zu sprechen, und zwar in der Form einfachen Gespräches und bürgerlicher Aufrichtigkeit, welche immer überzeugend wirken.

Wenn die Nationalgarden nach achttägigem Dienst von den Vorposten zurückkehrten, waren sie einstimmig

der Meinung, daß sie ganz vergeblich draußen gewesen seien; daß alle Ermüdung und all' die harten Nächte, die sie unter freiem Himmel zugebracht hatten, ganz resultatlos gewesen. Man verlor die Zeit mit der Erfüllung einer Menge unnützer Vorschriften, man hatte Frohndienste, Revüen und Appell die Menge, man mußte die Ledersachen putzen, aber auch nicht ein Schatten von ernster Arbeit wurde unternommen, die zu einem greifbaren Ziel geführt hätte. Es gab doch genug Laufgräben zu machen, Schulterwehren zu errichten, Faschinen zu tragen und Kanonen an die richtige Stelle zu ziehen. Ich kann nicht alle tausend Dinge im Einzelnen aufzählen, die bei einer Belagerung geschehen müssen, aber warum verwendete man die Leute nicht zu solchen Arbeiten? Warum beschäftigte man dabei nicht auch die seßhafte Nationalgarde und jene Tausende von Männern, welchen man keine Waffen hatte liefern können? Warum ließ man so viele Arme unbeschäftigt? Jedermann weiß doch im Allgemeinen, daß eine Belagerung ungeheure Erdarbeiten und unausgesetztes Hacken und Graben erfordert. Warum litt man also, daß eine Menge tüchtiger Leute durch den Müssiggang zu Grunde ging, daß das Frühstück und das Mittagessen die einzige Unterbrechung ihres unthätigen Lebens war. In der Zwischenzeit spielten sie das Korkstopfenspiel, oder sie trieben sich bei den Marketendern herum, wo ihnen die Demoralisation und der Unfrieden von gewissen Rednern in die Ohren geblasen wurde. Machten es die Preußen auch so? Es war ein großes Unrecht, daß man so wenig über ihre Arbeiten wußte; eines aber wußte man genau, daß sie nämlich unaufhörlich arbeiteten. Rastlos gruben sie Laufgräben, und ihre Erdverschanzungen wuchsen wie durch Zauberei aus der Erde; es waren

ihrer kaum mehr als dreimalhunderttausend Mann und wir waren dagegen eine Million tauglicher Männer, und doch setzten wir ihnen nicht Laufgraben gegen Laufgraben, Verschanzung gegen Verschanzung, Redoute gegen Redoute entgegen.

Es war nicht zu verwundern, daß eine vier Monate lang fortgesetzte Unthätigkeit schwer auf unseren braven Mobilen und unseren tapferen Liniensoldaten lastete. Wir erklärten uns nach und nach ihre leidenden Mienen und ihr klägliches Aussehen und vor Allem jene allmählige Auflösung, welche sich von Zeit zu Zeit durch unverständliche Auftritte verrieth. So hatten wir eines Tages durch strenge Tagesbefehle erfahren, daß einige unserer Officiere sich so weit vergessen hatten, das Glas in der Hand mit feindlichen Officieren zu fraternisiren; ein andermal waren sechs unter ihnen desertirt nachdem sie vorher ein Complot gemacht hatten, um eine Menge ihrer Kameraden mitzuführen. Trochu hatte es für gut befunden, sie wegen solcher Aufführung der Verachtung aller Patrioten preiszugeben. Wieder an einem andern Tag hörten wir durch Briefe, die veröffentlicht worden waren, daß in Rueil ein Scandal vorgefallen sei, indem unsere Truppen eine Zusammenkunft mit den preußischen Vorposten gehabt hätten; in einer anderen Garnison war es die Trunksucht, welche öffentliche Ermahnungen der commandirenden Generale veranlaßte. Alle diese Handlungen des Ungehorsams ließen noch eine Menge anderer, unbekannt gebliebener voraussetzen und erklärten sich mit einem Wort: unsere Soldaten hatten nichts zu thun und langweilten sich.

Wegen dieser ewigen Langeweile zürnten sie ihren Officieren, zu denen sie ohnehin nicht das geringste Vertrauen besaßen. Sie hatten sie zwar selbst gewählt (wenigstens die Mobilen), aber um so weniger glaubten sie die

Augen vor ihnen niederschlagen zu müssen. Vom Obergeneral bis zum einfachen Lieutenant waren die Officiere alle brave Leute, aber meistens unwissend und voll militärischer Vorurtheile, was man kurz und boshaft eine „Lederhose“ nennt. Die Unwissenheit war sprichwörtlich und man erzählte sich eine Menge köstlicher Geschichten von ihnen. Unter anderen folgende: (Dezember)

Bei der Affaire am 2. mußten unsere Truppen die Marne überschreiten. Der Fluß kommt nach einer langen Windung wieder fast zur selben Stelle zurück und bildet eine Halbinsel, deren Zugang in geistreicher Vergleichung die „Schnalle“ genannt wird. Die Armee überschritt die Brücke, welche über den ersten Arm führte und ein alter General, der an der Spitze war, wendete sich fragend zu dem Chef seines Generalstabs:

„Wie heißt der Fluß?“

„Es ist die Marne, General.“

„Die Marne! Hab' ich doch immer gemeint, die Seine fließe um Paris.

„Ja, General, aber hier ist die Marne.“

„So!“

Man setzte den Marsch fort, überschritt die Landzunge, welche die zwei Arme des Flusses trennt, und kam zu der zweiten Brücke:

„Und dieser Fluß?“ fragte zum zweiten Male der General.

„Die Marne, General.“

„Was! schon wieder!....“ — Er drehte seinen Schnurrbart und sagte mit zorniger Miene: „Wir sind also auf dem Rückzug.“

Diese Generale, die so wunderbar unwissend waren und keinen Begriff von der Bedeutung der militäri-

schen Disciplin hatten, zeigten sich zum Ersatz dafür unnachsichtig in den kleinen Details des Casernenlebens — die man in Frankreich mit einem bedeutsamen Wort „Gamaschenknopf" zusammenfaßt. Die Nationalgarde war starr, als sie sah, welchen Werth diese Herren auf Vorschriften legten, die früher an sich vielleicht ganz gut gewesen sein möchten, die aber, Gott weiß warum, die Verhältnisse, für die sie gegeben worden waren, überdauert hatten.

Eie Beispiel aus tausenden mag hier genügen. Unsere Generale haben ein Vorurtheil für die Suppe. Der Soldat muß seine Suppe gegessen haben, das ist ein Grundsatz der Kriegskunst in Frankreich. Napoleon — der erste, große — kostete selbst manchmal die Soldatensuppe. „Ist die Suppe gut?" ist die jedesmalige Frage des Inspectors, wenn er das Regiment inspicirt. Nun ist eine Suppe allerdings sehr empfehlenswerth, da sie erwärmt und den Magen füllt. Aber unsere Hausfrauen wissen auch, wie viele Stunden man braucht, um aus Rindfleisch eine gute Bouillon zu kochen. Im Feld aber ist es nicht so leicht, Holz und Wasser zu holen, den Kessel auszukramen und auf das Feuer zu stellen. Kaum fängt das Wasser an zu singen, so zeigt sich schon der Feind und die Trompete bläst zum Aufbruch. Das Fleisch ist erst halb gekocht und somit verloren. Man schnallt seinen Gürtel enger und zieht mit leerem Magen weiter. Man wird sich erinnern, daß in diesem Feldzug unsere Leute immer überrascht wurden, als sie gerade die Suppe kochten. Auch unsere Nationalgardisten haben auf allen Expeditionen, zu denen sie befohlen wurden, dem Reglement gemäß die Ingredienzien für eine Suppe und die dazu nöthigen Geschirre auf dem Rücken tragen müssen, ohne daß sie jemals

dazu gekommen wären, eine Suppe zu kochen oder zu essen. Es war eine Suppe für ihre Phantasie.

Eines Tages fragte einer meiner Kameraden, der in einem Marschbataillon stand, ganz bescheiden einen alten General, den er kannte, weil er ihn früher in Gesellschaften getroffen hatte, ob es nicht, besonders in der Nähe einer großen Stadt, einfacher wäre, wenn man jedem Soldaten ein Stück gekochten Fleisches gäbe, das er aus der Hand, in einer Gefechtspause, Gewehr bei Fuß, essen könne?

„Der Soldat muß seine Suppe haben", antwortete der General gravitätisch. „Der Soldat schlägt sich nur gut, wenn er seine Suppe gegessen hat."

„Gewiß, wenn er sie gegessen hat. Aber er ißt sie nicht. Ich weiß nicht, wie man zur Zeit des ersten Kaiserreichs Krieg führte, ob unsere Brummbären mehr Muße hatten, oder ob das Wasser damals schneller kochte. Heutzutage kommen diese verteufelten Preußen immer gerade recht, um unsere Kessel umzustoßen, bevor die Suppe gut ist, so daß wir nüchtern bleiben müssen."

Der General zuckte unmerklich mit den Schultern, wie Einer, der über einen Glaubensartikel nicht streiten will, und die Suppe ist ja zum Dogma geworden. Es geht ihr, wie dem berühmten Tornister, in dem der Soldat in schönster Ordnung Alles packen muß, was er zum Leben braucht. Zwei Stunden von Paris entfernt, muß er ihn auf dem Rücken schleppen, als ging's zum Krieg in die Steppen der Tartarei. Geht es dann gegen den Feind los, so ist sein Erstes, den Tornister auf den Boden zu werfen; natürlich findet er ihn bei der Rückkehr nicht wieder, wenn er überhaupt zu derselben Stelle zurückkommt.

Das sind nur Kleinigkeiten, aber sie zeigen, daß in der französischen Armee der ganze Nachdruck der Disciplin auf kleinliche Reglements gelegt wird, welche durch die Umstände und den Ort völlig unnütz werden. Unsere Officiere fanden in ihrer Nachlässigkeit diese Einrichtungen sehr angenehm; sie ließen jede Vorschrift genau so ausführen, wie sie das Herkommen geheiligt hatte und es fiel ihnen nicht ein, sie den Anforderungen einer neuen Kriegführung anzupassen. Ob sie zehn Minuten von einer großen Stadt, die alle möglichen Vorräthe bot, entfernt oder in einer verwüsteten Gegend sich befanden, das war völlig gleichgiltig; sie hätten noch kein Jota an ihren Gebräuchen und Vorschriften geändert.

Ebensowenig hatten sie sich den Forderungen der von den Preußen angewandten neuen Taktik anpassen mögen. Sie hatten nicht einmal gelernt, sich der Telegraphen und Eisenbahnen zu bedienen, jener beiden Hilfsmittel, die unsere Feinde so wunderbar zur Kriegführung zu benützen verstanden. Sie blieben dabei, ihre Soldaten mit gefälltem Bajonnet gegen crenelirte Mauern zu schicken, während die Deutschen sich niemals frei darboten und nur gegen Bataillone vorgingen, die durch das Feuer der Geschichte schon halb vernichtet waren. Einer unserer Aerzte erzählte mir einen gerade dafür charakteristischen Vorfall.

Die französischen und preußischen Officiere, welche den Auftrag hatten, die Verwundeten und Todten vom Schlachtfeld wegschaffen zu lassen, unterhielten sich oft mit der bei solchen Vorkommnissen üblichen Höflichkeit. Einer der Unseren schilderte eines Tages das tapfere Benehmen eines Capitains beim Angriff auf Montretout. Unter einem dichten Kugelregen war er aufrecht stehen geblieben, hatte sich auf einen Baumstamm geschwungen,

wo er völlig ungeschützt stand, hatte unaufhörlich: „Vorwärts!“ gerufen und seinen Soldaten mit der Spitze seines Degens den Weg gezeigt. Aber Schlag auf Schlag von drei Kugeln getroffen, war er gefallen und hatte noch sterbend den Ruf: „Vorwärts!“ wiederholt.

„Es ist bewundernswürdig!“ sagten die französischen Officiere.

„Es ist thöricht“, entgegnete einer der preußischen Parlamentäre. „Ich nahm an dem Kampf Theil, und ich kann Sie versichern, daß unsere deutschen Soldaten den genannten Capitain für einen Narren hielten. Denn wozu nützte dieses Bravourstückchen? Er vertrieb uns nicht aus der Position, die er nehmen sollte, und erreichte nur, daß er selbst den Tod fand und überdies noch drei oder vier seiner Schützen, die uns aus ihrem Versteck hinter den Bäumen vielen Verlust zugefügt hatten, das gleiche Loos bereitete. Denn von seinem Beispiel angefeuert, stürmten sie vor und waren verloren.“

Die Art der Kriegführung beider Nationen spiegelt sich in dieser Geschichte. Es ist offenbar, daß wir die unsere ändern müssen. Noch klarer ist es, daß diese Reform nicht von unsern alten vorurtheilsvollen Generalen durchgeführt werden kann. Die Armee ist von oben bis unten umzuformen. Nicht minder müßte die Intendanz abgeschafft werden, denn über keine Verwaltung hat man mehr Klagen gehört, als über diese. Und wäre auch nur der tausendste Theil von dem wahr, was man ihr vorwirft, so verdiente sie noch den scharfen Tadel, den die öffentliche Meinung gegen sie ausspricht. Man bedenke, daß sie bei einer Entfernung von nur drei Kilometern keine genügende Verpflegung von Paris aus organisiren konnte;

daß während der ganzen Dauer des Kriegs Befehle und Gegenbefehle in schönster Unordnung sich einander kreuzten; daß selbst am Tag der Uebergabe der Forts, an einem zum Voraus bestimmten Tag, in Folge der schlechten Maßregeln ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln den Preußen überlassen werden mußten, weil Niemand den Auftrag hatte, sie nach Paris zu transportiren, wo wir dem Hungertod nahe waren; man bedenke, wie schmerzlich uns eine deutsche Darstellung des Kriegs berührte, in welcher es hieß: „Wir sind der französischen Administration sehr zu Dank verpflichtet, denn ohne sie wären wir manchmal in Bezug auf unsere Nahrung übel daran gewesen. Allein sie hatte die Aufmerksamkeit, immer gerade da, wo wir des Abends campiren sollten, Lebensmittel zurückzulassen." Beweisen diese Vorgänge nicht, wie mächtig der Corpsgeist in Frankreich ist, und welchen Einfluß fest gegliederte Behörden ausüben? Gegen Niemand hat sich die öffentliche Meinung heftiger ausgesprochen als gegen die Militär-Intendanten; Niemand hat man häufiger und nachdrücklicher der Unfähigkeit und Lauheit angeklagt; die Intendanz war während dieses Feldzugs der Sündenbock der Armee und noch jetzt ist sie so mißliebig, daß man ihr die größte Schuld an unseren Niederlagen zuschreibt. Und trotz alldem hat sich über sie vorzugsweise der Strom der officiellen Ehrenzeichen ergossen. In seinem Respect vor jeder Hierarchie hat General Trochu sie gerade mit Gunstbeweisen überhäuft und das öffentliche Bewußtsein dadurch empört. Nichtsdestoweniger hat ihre Stunde geschlagen; sie muß in der Kürze Rechenschaft ablegen und wird dann, nebst vielen anderen unserer militärischen und bürgerlichen Institutionen, auf die wir einst so stolz waren, verschwinden. Wir glaubten, daß Europa uns um sie beneide! Wie

würde man jetzt darüber lachen, wenn unser Unglück nicht statt des Spottes das Mitleid erregte!

Unter allen Dienstzweigen, welche die Intendanz in ihren gierigen Händen vereint hielt, war keiner schlechter eingerichtet und veranlaßte keiner mehr Beschwerden, als die Verwaltung der Lazarethe. Doctor Chenu hatte seiner Zeit bereits ein großes Buch mit allen möglichen statistischen Angaben geschrieben, in welchem er, auf officielle Zahlen gestützt, nachwies, daß die Sterblichkeit unter unsern Soldaten in der Krim und in Italien entsetzlich gewesen war und zwar hauptsächtlich wegen der Kopflosigkeit und Nachlässigkeit der verschiedenen Verwaltungen. Es fiel ihm nicht schwer auszuführen, daß Leute, die schon so vielfach beschäftigt waren, sich nicht auch noch mit Erfolg mit Dingen abgeben könnten, von denen sie durchaus nichts verstünden, und daß der ganze Sanitätsdienst der Armee von der Intendantur abgelöst und einem Generalarzt unterstellt werden müßte. War es nicht schimpflich, daß ein Mann wie Larrey unter den Befehlen eines hohlköpfigen Reis-, Brod- und Salzkrämers stand? War es nicht himmelschreiend, daß das Leben so vieler Menschen der Laune eines unwissenden, anmaßenden Bureaukraten geopfert wurde? Aber die Reform war so dringend, so nothwendig, daß man sie erst recht unterließ. Man überhäufte Doctor Chenu mit Lobsprüchen, citirte überall sein Buch, ernannte ihn sogar, glaube ich, zum Officier der Ehrenlegion; aber änderte auch nicht das Mindeste an der einmal bestehenden Unordnung. So geht es nur zu oft in Frankreich, und so sind wir auch in die heutige Lage gebracht worden.

Die Untersuchungen Dr. Chenu's hatten dennoch ihren Nutzen gehabt. Die Wahrheit, die er vertheidigte,

hatte im Publicum Eindruck gemacht, und als der Krieg ausbrach, hieß es daher von allen Seiten: „Die Intendantur ist nicht bereit, sie kann es nicht sein!“ Man erinnerte sich des amerikanischen Krieges und bewunderte die Leistungen, welche in Zeit von wenigen Monaten von der sich selbst überlassenen Privatthätigkeit erzielt worden waren. Daneben hatte die bekannte Genfer Convention allgemeine Theilnahme erregt, und nichts schien schöner, als deren Abzeichen, ein rothes Kreuz auf weißem Feld, am Arm, auf der Brust oder an der Mütze zu tragen. Von diesen Ideen angeregt, organisirte man zunächst eine öffentliche Sammlung, die glänzenden Erfolg hatte.

In kurzer Zeit bildeten sich zwei Gesellschaften, von welchen die eine, die „Internationale“, mit den officiellen Kreisen zusammenhing und sich vorzugsweise aus der vornehmen Gesellschaft recrutirte; die andere, die Gesellschaft „des Ambulances de la Presse“, schon durch ihren Namen hinreichend kund that, aus welchen Kreisen sie stammte. Der in Paris viel gelesene „Gaulois“ hatte zuerst in seinen Spalten eine Subscription eröffnet, die binnen vier Wochen eine Million eingebracht hatte. Unter dem Ehrenvorsitz Tarbé's hatte sich eine Gesellschaft, meistentheils Journalisten, gebildet, um diese Geldmittel auf die nützlichste Weise zu verwenden, und sie fand zu ihrem Glück zwei Männer, die sich der Sache mit voller Hingebung widmeten, die Herren Dardenne de la Grangerie, der in der Provinz unter dem Pseudonym Marcus wohl bekannt ist, und Armand Gouzien, vom „Gaulois“; der Eine strotzte von Goldstickereien und war fast lächerlich eitel, aber dabei wunderbar thätig, hingebend, umsichtig und wie dazu geschaffen, um mit den preußischen Parlamentären die langwierigen und heiklen Fragen der Todten-

bestattungen zu ordnen; der Andere hatte, einfach und bescheiden wie er war, das Talent zu organisiren und auch das kleinste Detail zu ordnen.

Was die beiden Gesellschaften bis zum Beginn der Belagerung von Paris geleistet haben, ist hier nicht zu besprechen. Man weiß in der Provinz so gut wie wir, wie viele Ambulanzen sie auf das Schlachtfeld sendete, wie viele Plackereien ihr Personal, Aerzte und Krankenwärter auszustehen hatten, wenn sie vom Feind gefangen genommen, frei gelassen, wieder festgehalten und endlich nach allen möglichen Beschwerden nach Hause geschickt wurden. Als man dann zur Ueberzeugung kam, daß die Preußen wirklich die große Stadt zu erobern dachten, zeigte sich in der Bevölkerung die hilfreiche Mildthätigkeit in noch höherem Grade. Geldgeschenke und sonstige Gegenstände wurden in Masse gegeben. Ueberall richtete man Lazarethe ein, wobei allerdings zugestanden werden muß, daß manche Lazarethe nur dem Schein nach bestanden; denn man besorgte zu jener Zeit einen Sturmangriff, sowie darauffolgende Plünderung und was damit zusammenhängt, und die Hausbesitzer waren daher sehr geneigt, ihre Häuser unter den Schutz des rothen Kreuzes auf weißem Feld zu stellen, welches übrigens bekanntermaßen niemals etwas hat schützen können. Viele Lazarethe aber wurden wirklich rasch und gut organisirt, denn die Noth drängte. Die Aerzte hatten betont, daß in Folge der vielfach sich entwickelnden Krankheitsstoffe der Typhus sicherlich ausbrechen würde, wenn man nicht mit größter Sorgfalt zu Werke gehe. Die Frage war von solcher Wichtigkeit, daß Jedermann sich ihr widmete. Alle disponiblen Locale wurden in Anspruch genommen oder, besser gesagt, freiwillig angeboten. Die Foyers der meisten Theater wurden zu Lazarethen

umgewandelt, und um die Kosten derselben zu bestreiten, veranstalteten die Künstler besondere Vorstellungen, während die Künstlerinnen milde Beiträge sammelten. Diese Lazarethe hatten den Nachtheil, daß sie mitten in Paris, in den Centren der Ansteckung gelegen waren; aber sie waren vortrefflich gehalten, und eines von ihnen hatte das merkwürdige Glück, keinen einzigen Verwundeten und keinen Kranken durch den Tod zu verlieren. Es war dies das Lazareth im Theater „des Variétés", wo Doctor Bonnière eine geniale Weise gefunden hatte, die Gefahr der Eiterung so viel als möglich abzuwenden.

Die „Internationale" hatte ihr Hauptquartier im Industriepalast. Da sie aber bald die Unmöglichkeit erkannte, ein so weitläufiges Gebäude zu heizen, siedelte sie in das „Grand-Hôtel" über, wo sie täglich fünfhundert Francs Miethe zahlte. Die Wahl war nicht sehr glücklich, denn die Einrichtung eines Hôtel garni entspricht den Anforderungen des Lazarethdienstes sehr wenig, besonders wenn des Hôtel so riesig ist. Darum war die Sterblichkeit hier sehr bedeutend, trotzdem der leitende Arzt niemand Anderer als Nélaton selbst war, und obgleich vornehme Damen sich in liebenswürdigster Weise um die Verwundeten bemühten, sie trösteten und verwöhnten. Von hier aus wurde unter Anderen der tapfere Commandant Franchetti zu Grabe getragen; jung, schön und muthvoll hatte er eine schöne Zukunft vor sich gehabt, und sein Tod erregte allgemeine Trauer.

Die „Presse" organisirte ebenfalls eine bedeutende Zahl Lazarethe in Paris, von welchen einige fast alle Ansprüche, die man an eine solche Anstalt in hygienischer Hinsicht zu stellen hat, erfüllten. Freilich war auch dieser Verein, wie fast alle, überrascht worden und mußte sich

mit manchem improvisirten Mittel zufrieden geben. Allein er hatte das Verdienst, die Ambulanz von Passy gegründet zu haben, ein Lazareth, das selbst nach dem Ende des Krieges als Modell einer Ambulanz, ja als das Ideal eines Lazareths bestehen bleiben soll. Erst in den letzten Tagen des December vollendet, begann es seine Thätigkeit zwar spät, leistete aber große Dienste und wird mit der Zeit noch größeren Nutzen bringen. Eingerichtet ist es nach dem amerikanischen System.

Ganz Paris strömte in die „Avenue de l'Impératrice", um die amerikanischen Ambulanzen zu sehen. Bei Gelegenheit der Weltausstellung hatten die Yankees die ganze Einrichtung einer solchen Ambulanz, wie sie sie während des Secessionskrieges ersonnen hatten, herübergeschickt; das Alles war in Paris geblieben und so brauchte man es bei Beginn der Belagerung nur wieder aufzustellen, um über Nacht ein Lazareth, einem Schwamme vergleichbar, aus dem Boden wachsen zu sehen. Sein Anblick war wirklich reizend, denn es glich einem Lager inmitten eines Waldes. In bestimmter Entfernung von einander erhoben sich theils kreisförmige, theils viereckige Zelte, von denen die letzteren jedoch mehr lang als breit waren. Die Zelte selbst waren von Baumwollzeug gefertigt und durch eine Art Theer wasserdicht gemacht. Unter ihnen hatte man einen Keller in den Boden gegraben und darin kleine Oefen aufgestellt, welche den Boden wärmten und ihn zugleich austrockneten. Durch eine Reihe passend angebrachter kleiner Fensteröffnungen wurde die Luft beständig erneuert und jeder Geruch entfernt. Das Ganze war überaus nett und sauber; etwas ernst und nüchtern, aber bequem und praktisch. Jeder unnöthige Gegenstand war verbannt, aber Alles, was nur ein Kranker oder ein Arzt

nöthig haben mochte, lag beständig bereit und verwirklichte somit das Ideal einer Ambulanz, das darin besteht, daß man mit Wenigem Vieles leistet, keine Verwirrung und keine Kosten verursacht; daß man mit den Mitteln, die man gerade zur Hand hat, sich bei allen möglichen Vorkommnissen zu helfen weiß, daß man nichts für den äußeren Schein thut, sondern seinen Stolz einzig darin sucht, so viel Patienten als möglich geheilt zu entlassen. Die folgende kleine Schilderung wird das Gesagte am besten begreiflich machen. Eines Tages durchschritt ich in Begleitung des Generalarztes Mr. Swiburne und zweier Brüder, der Herren Emile und William Brewer, die ganze Ambulanz, und kam somit auch zur Apotheke. Sie schien uns leer und wir drückten unser Erstaunen darüber aus; wir können uns nun einmal in Frankreich eine Apotheke nicht anders als mit einer Masse von farbigen Flaschen und Tausenden von etikettirten Schubladen vorstellen.

„Wir haben nur vier Mittel", sagte mir Mr. Swiburne; „frische Luft, warmes oder kaltes Wasser, Opium und China. Das nimmt nicht viel Platz weg, und alles Andere haben wir als unnöthig und hinderlich verbannt."

Im Grunde genommen war das nur eine genaue und einsichtige Ausführung der von Chenu in seinem Buche über den Krimkrieg und vor ihm schon von einem andern Franzosen, Michael Levy, in einem großen Werke über die Gesundheitspflege in den Hospitälern ausgesprochenen Idee. Wir hatten dies System ausgesonnen und angepriesen, wenn es auch von Anderen zuerst praktisch angewendet wurde, und das Erstaunen war allgemein, als man es jetzt in Thätigkeit sah. Ein in Paris ansässiger ausländischer Architekt, Jaögger, der die Frage der Zelt- und Baracken-Lazarethe in Amerika und Deutschland

studirt hatte, kam bei der Behörde um die Erlaubniß ein, ein solches Lazareth auf dem weiten Grunde in der Nähe des Luxemburg herstellen zu dürfen. Sie wurde ihm gewährt, und man muß dem Geniecorps die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es nach Kräften diesen Versuch unterstützte, der denn auch vollkommen gelang und einstimmiges Lob erntete.

Dadurch veranlaßt, faßte die Gesellschaft „des Ambulances de la Presse" den Plan, ein ähnliches Lazareth zu bauen, und da man alle Erfahrungen der Vorgänger benutzen konnte, übertraf man deren Leistungen noch und brachte das System zu seiner Vollendung. Die Intendantur ging auf diese Ideen ein und bewilligte die noch fehlende nöthige Summe; Capitän Caillot vom Geniecorps wurde mit der Ausführung des Baues beauftragt und das Genie stellte auch die Arbeiter. Binnen drei Monaten stand das Ganze fertig da, und machte in seiner ganzen Anlage den angenehmsten Eindruck. Es erinnerte an ein Schweizer Dorf oder besser noch an eine der kleinen hölzernen Städte, welche die Kinder unter ihren Nürnberger Spielsachen haben, und die sie auf dem Tisch in hübschen Vierecken aufstellen können. Die Umgegend ist allerdings noch öde, doch beabsichtigt man, rundum Bäume zu pflanzen und Gärten anzulegen. Dann wird das Lazareth wie eine Anzahl schöner Schweizerhäuser aussehen, die sich in einem Meere von Grün verbergen, und wer später von der Höhe eines vorüberfahrenden Omnibus diese friedliche Stätte bemerken sollte, wird kaum glauben, daß er hier gerade ein Asyl aller menschlichen Schmerzen vor sich sieht.

Das Dorf besteht aus einundddreißig Baracken, von welchen einundzwanzig für die Kranken bestimmt sind. Es

macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man einen dieser Säle betritt. Sie sind überaus groß, dreißig Meter lang, zehn breit, und bis zum Dachrand vier Meter hoch. Das Dach selbst, das eine Höhe von vier und einem halben Meter hat, ist in seiner oberen Hälfte von Glas gebildet, durch dessen Scheiben, die sich alle öffnen lassen, ein prachtvolles Licht herabfällt. Zehn große Fenster gehen nach jeder Seite und geben der Sonne vollen Zutritt. Der erste Anblick ist jedenfalls heiter. In dem Lichtmeer bemerkt man kaum die kleinen Betten, und der Gedanke an die darin liegenden Dulder tritt Anfangs zurück. An jedem Ende des Saales stehen zwei große Oefen, ihre Rohre stoßen in der Mitte des Saales zusammen und bilden dort ein einziges großes Rohr, das gerade durch die Decke aufsteigt. Auf diese Weise wird der riesige Raum immer gut erwärmt. Die Wände, die aus Tannenholz gefertigt sind, sind außerdem bis auf Manneshöhe mit einer Holzverkleidung versehen, und der obere Theil mit Leinwand und Tapeten beklebt. Die Reconvalescenten setzen sich um diese Oefen, wenn sie mit einander plaudern wollen.

„Sie glauben gar nicht“, sagte mir Demarquay, der berühmte Chirurg, der mich umherführte, „welchen Einfluß ein freundlich ausgestattetes Locale auf die Stimmung der Kranken hat. Ich habe darauf bestanden, daß die Oefen so gesetzt würden und einen Mittelpunkt für die Conversation bilden könnten. Die amerikanische Weise, den Boden durch unterirdische Oefen zu heizen, hat manche Nachtheile; vor Allem ist sie zu traurig. Die Leute wissen nicht, wo sie sich hinsetzen sollen, um sich ein paar freundliche Worte zu sagen, oder ihre Zeitung zu lesen; sie langweilen sich. „Sehen Sie, ich bin auch mit diesen

Betten noch nicht zufrieden, sie sind finster. Die Teppiche sind grau und ich hätte eine lebhaftere Farbe gewünscht. Nun habe ich Bettdecken wie diese hier kaufen lassen", und er zeigte mir eine, die gerade gebracht wurde und ganz buntscheckig war. „Wenn sie Alle eine solche Decke auf ihrem Bett haben werden und wenn erst einmal die Vorhänge an den Fenstern aufgemacht sind, dann wird es ihnen gefallen und ihre Stimmung wird um so besser werden."

Er hatte Recht, die Franzosen sind nicht so ernst wie die Nordländer. Die strenge Nacktheit der amerikanischen Ambulanzen ist vielleicht etwas zu traurig für uns. Die Zelte haben niedrige Decken und die graue Leinwand läßt nur ein gedämpftes Licht durchdringen, das Auge findet nicht einen einzigen Gegenstand, der es erfreuen könnte; alles das paßt besser für ein praktisches Volk, was kein anderes Vergnügen kennt, als in der Bibel zu lesen. Da die hygienischen Bedingungen dieselben waren, so scheint uns das System der Ambulanzen von der „Presse" für Franzosen geeigneter.

Als ich dieselben besuchte, waren die Betten meistens von Nationalgardisten eingenommen, welche bei Montretout verwundet worden waren. Doctor Demarquay und der ihm assistirende Doctor Cousin sprachen sich über die moralische Kraft ihrer Kranken, die fast alle von Granatsplittern getroffen worden waren, sehr lobend aus. Man macht sich keine Vorstellung, wie fürchterlich die Wunden sind, welche dieselben verursachen. Ich sah einen armen Mann, von dem mir Demarquay sagte, daß er verheiratet und Vater von sechs Kindern sei; der eine Schenkel war ihm von Granatsplittern gebrochen und förmlich zerrissen und ausgerenkt worden. Sein bleiches Haupt lag regungs-

los auf dem Kopfkissen, seine Augen waren weit geöffnet und blickten starr vor sich hin und seine Hände fuhren immerfort auf der Bettdecke hin und her. Als man ihn verband, schien er gar nicht zu bemerken, daß etwas an seinem Bein gemacht wurde.

„Denken Sie, daß er wieder gesund wird?“ fragte ich den Arzt, als wir draußen waren.

„Für den gäbe es kein besseres Mittel, als ihm eine Kugel vor den Kopf zu schießen; unglücklicherweise ist derartige Chirurgie nicht erlaubt. Aber sie würde gar manchem dieser armen Teufel die fürchterlichsten Schmerzen ersparen, die er ohne alle Aussicht auf Rettung erduldet.“

Zum Schluß meines Besuches in der Ambulanz ging ich noch in den letzten Saal, in den der Todten, der leider eine große Anzahl derer aufnimmt, die einmal über die Schwelle gebracht sind. In dem Saal lagen drei unförmliche Packete, mit Leinwand umwickelt, so daß man den menschlichen Körper darunter nur vermuthen konnte; etwas weiter lag auf einem Secirtisch ein ganz nackter Leichnam, dessen Brust zuerst von einem Granatsplitter schauerlich zerrissen war, und dann noch dem Secirmesser der Chirurgen gedient hatte. Mir wurde unwohl und ich lief rasch zur Thüre hinaus, um etwas frische Luft zu athmen, ich meinte zu ersticken. Arme Menschen! Darauf also läuft der Waffenruhm hinaus!

Außer den feststehenden Ambulanzen gab es auch noch eine Reihe fahrender Ambulanzen, die für die Tage, an welchen gekämpft wurde, eingerichtet waren. Die Tuilerien bildeten ihren Vereinigungspunkt. Früh Morgens ordneten die Comitémitglieder die medicinische Caravane, die aus über hundert Aerzten und jungen

Doctoren besteht (für die Ambulanzen der „Presse" wenigstens, welche die einzigen sind, die ich genau kannte), ohne die Intendanten zu rechnen, welche die Aufsicht über die Einrichtungen und über die Lebensmittel hatten. Den Schluß bildeten zweihundert bis dreihundertfünfzig Brüder der „christlichen Schulen", welche Bahrenträgerdienst verrichteten, sowie zweihundert große Wagen der Compagnien von Lyon und Orleans, eine große Menge Bagagewagen und einige besondere, nach Binder'schem Modell gemachte Wagen für die Verwundeten, welche nur liegend transportirt werden konnten. Wenn die Intendanz das Zeichen gegeben hatte, setzte sich die Caravane in Bewegung; war man dann dem Ort der Handlung so nahe als möglich gekommen, so wählte man ein leeres Haus, um das zeitweilige Hauptquartier darin einzurichten. Von hier aus entsendeten die Comitémitglieder ihre Leute, welche sie auf alle Schlachtfelder begleiteten, in größeren oder kleineren Abtheilungen, je nachdem das Gefecht Ausdehnung hatte und die Zahl der aufzunehmenden Verwundeten wuchs.

Man lasse sich übrigens durch dieses Bild nicht täuschen, denn ich spreche hier von einer Ambulanz, welche vorzüglich organisirt und von Herrn Ricord an strenge Disciplin gewöhnt war, und die er durch seinen Eifer immerfort anspornte. Aber solche Ordnung herrschte nicht überall. In der ersten Zeit konnte Jedermann unter dem Vorwande, er gehöre zur Ambulanz, im Wagen hinausfahren. Oft sah man ein wunderbares Gemisch von Fiakern, Cabriolets, Leiterwagen, Omnibus und „Coucous", welche sich Alle, mit dem rothen Kreuze geschmückt, in der Nähe des Schlachtfeldes umhertrieben und eine unaussprechliche Verwirrung anrichteten. Jedermann kam, um wie bei einem Wettrennen dem Schauspiele zuzusehen, aber um die Ver-

wundeten bekümmerte man sich nicht; man hätte denken können, diese Leute hielten die Wunden für so gefahrlos, als ob nur mit Brodkügelchen geschossen würde. Es war ein unerhörtes Gedränge, ein wüster Lärm. Die Administration unterdrückte endlich diesen Unfug und man öffnete die Thore nur noch wirklich ernsten Ambulanzen.

Die Unordnung wurde geringer, doch blieb sie noch immer zu groß. Während die Preußen ihre Todten und Verwundeten mit bewundernswerther Schnelligkeit wegtrugen, brauchten wir lange Zeit dazu, und mußten immer bei den Gegnern um Erlaubniß nachsuchen, die Arbeit vollenden zu dürfen. Diese antworteten dann jedesmal mit einem gewissen Anflug von Verachtung: „Eure Todten haben wir schon beerdigt und um eure Verwundeten braucht ihr keine Sorge zu tragen; wir haben sie aufgenommen, sie sind bei den unsrigen und werden so gut verpflegt, als es bei euch geschehen könnte.“ Für unsere Eigenliebe gab es nichts Unangenehmeres als solch' kalte Ironie; und das Schlimmste war, daß sie Recht hatten.

Viele Abtheilungen dieses Dienstes waren bei uns in Folge der kläglichen Verwaltung unserer Intendanz in unwürdigem Zustande. Das Corps der Bahrenträger bestand aus sehr schlechten Elementen, wenn ich den verschiedenen Berichten von Augenzeugen Glauben schenken darf. Eine Ausnahme davon machten die Brüder der christlichen Doctrin, deren gute Leitung allgemein bewundert wurde; ihr Vorsteher Bruder P h i l i p p wurde mit dem Ehrenkreuze ausgezeichnet, das man ihm feierlich überreichte. Die Ordensbrüder brachten die ihnen zur Lebensregel gewordene Selbstverleugnung und Hingebung, ebenso wie ihren gewohnten Gehorsam, auch zur Ausübung dieses neuen Dienstes mit. Sie gingen ruhig in den

dichtesten Kugelregen, um die Verwundeten aufzuheben, und trugen sie auf ihren Armen heraus; sie scheuten vor keiner Arbeit zurück, wenn sie auch noch so hart oder ekelhaft sein mochte; sie klagten niemals über Mangel an Nahrung und tranken stets nur Wasser; niemals berührten sie auch nur den verlassenen Mantelsack eines Soldaten und kehrten nach vollbrachter Arbeit zu ihren bescheidenen Classenarbeiten zurück, ohne zu ahnen, daß sie Helden gewesen waren. Aber wie wenige waren ihnen gleich! Die Mehrzahl der Bahrenträger waren nur Plünderer, welche den todten Soldaten die Säcke durchwühlten und die Taschen umkehrten, anstatt die Verwundeten aufzuheben. Die Hälfte der Zeit saßen sie um ein Feuer herum, wärmten sich und tranken, und während sie das zu dem kleinen Fest mitgebrachte Essen verzehrten, schrien sie wie die Adler, oder besser gesagt wie die Raben, über die schlechte Administration, die sie hungern lasse.

Ich wage es kaum zu sagen, und doch ist es die reine Wahrheit, daß man für dieses patriotische Werk die Dienste der Nationalgarde nicht brauchen konnte. Entweder waren die Ersten, mit denen man den Versuch anstellte, besondere Ausnahmen, oder man hatte vielleicht keinen Mann, der die Bürger mit fester Hand zu führen verstand; jedenfalls waren sie mehr im Weg als sie Hilfe leisteten und einige benahmen sich geradezu empörend. Ich war beauftragt, der „Ambulanz der Presse" die Hilfe einer Compagnie anzubieten, für die ich hätte einstehen können.

Aber man sagte mir: „Wenn wir diese annehmen würden, so könnten wir eine Menge anderer unnützer Menschen nicht zurückweisen, die nur Maulhelden wären, aber um so lauter über Begünstigung schreien würden. Wir bleiben bei den Brüdern der christlichen Schulen; freilich

ist ihre Zahl zu klein, aber sie gehorchen und das ist die Hauptsache."

Bei der Ueberführung der Verwundeten nach Paris kamen dann wieder andere Unordnungen vor. Man konnte niemals erreichen, daß die Intendanz zum Voraus gewußt hätte, wieviel Betten in jeder Ambulanz frei waren und in welche derselben man die Verwundeten, je nach dem Grad ihrer Verwundung, zu bringen habe. Zuerst mußte man sie nach einer Centralambulanz bringen, von wo sie nach stundenlangem Warten in eine besondere Ambulanz übergeführt wurden. Aber fast immer war dieselbe entweder schon gefüllt, oder sie war nicht zur Aufnahme von Kranken dieser Kategorie eingerichtet, und verweigerte ihre Thore zu öffnen. So machte man sich von Neuem auf den Weg und der Unglückliche mußte von Ambulanz zu Ambulanz die Stadt durchziehen. Es wäre wahrlich besser für ihn gewesen, wenn ihn die Preußen aufgenommen hätten! Noch schlimmer erging es den Soldaten, welche von einer Krankheit befallen waren, die ansteckend werden konnte. Die Intendanz hatte weder besondere Ambulanzen, noch Hospitäler bestimmt, in denen sie untergebracht werden sollten, so daß die Träger nirgends einen Aufnahmsort für die Kranken fanden und alle Thüren ihnen verschlossen blieben. Das verursachte denn oft höchst peinliche Scenen. Als man eines Tages einen Blatterkranken mit Gewalt in eine Ambulanz gebracht hatte, ließ der Oberarzt alle Verwundeten wegbringen und veröffentlichte einen Bericht, in welchem er die Intendanz für alle Folgen verantwortlich machte, die dieser Entschluß etwa haben könnte.

Mangel an Voraussicht und Unordnung waren die Fehler der ganzen französischen Administration von oben bis unten und die Ursachen unserer Niederlagen und un-

seres Elends. Zum Glück half in diesem Fall die Privatwohlthätigkeit aus. Sie war während der Zeit der Belagerung in Paris überaus groß, erfindungsreich, vielseitig und herzlich; ich müßte alle Beiworte gebrauchen, die es nur gibt, wenn ich sie genau bezeichnen wollte. Sie half allen Bedürfnissen ab und erschien in allen erdenklichen Formen. Niemals hatte man größere Verluste gehabt, und doch hatte man nie reichlicher gegeben. Für kein Werk der Wohlthätigkeit richtete man seine Bitten vergeblich an die Oeffentlichkeit. Hospitäler und Ambulanzen waren überreich mit Betttüchern, Servietten und sonstiger Leinwand versehen: „Wir haben für zehn Jahre Charpie", sagte mir Doctor Malley, der Oberarzt von der Ambulanz des Théâtre-français, und zu Haus habe ich so viele alte Hemden, daß ich mein ganzes Stadtviertel damit versorgen könnte." Als die Kälte eintrat, bildete man Unterstützungsvereine, um unsere Soldaten zu kleiden; schon nach einer einzigen Anzeige in den Zeitungen kamen ganze Lawinen von Flanell, Tuch und anderen Wollstoffen in die Vorrathshäuser. Nach den großen Schlachten von Villiers und Champigny fürchtete man, nicht genug Betten für die Verwundeten zu haben, und man forderte die Pariser auf, die Reconvalescenten bei sich aufzunehmen, um den Neugekommenen Platz zu verschaffen. Am folgenden Morgen waren mehr als zwanzigtausend Anerbietungen auf der Präfectur eingelaufen. Von allen Seiten eröffnete man noch neben den städtischen Volksküchen eine Menge Privatanstalten, die theilweise den Zweck hatten, die Armen zu ernähren oder auch ihnen Arbeit zu verschaffen.

Der Eifer und die Aufopferung der Pariserinnen war bewundernswerth. Da war auch nicht Eine, die sich

nicht entweder einer Ambulanz gewidmet, oder die Leitung einer Volksküche übernommen, oder die Armen besucht hätte, um ihre Bedürfnisse kennen zu lernen und ihnen abzuhelfen. Es entstanden eine Menge Verbindungen, von welchen die berühmteste die der „Soeurs de France" ist. Ich führe sie nur als Beispiel an, und nicht, weil sie mehr Dienste geleistet oder sich durch größere Aufopferung vor den anderen hervorgethan hätte, sondern nur, weil eine Wahl zu treffen war und bei solchen Erzählungen nur die Einzelheiten interessiren können; wollte man dagegen von allen sprechen, so müßte man sich nothgedrungen in allgemeinen Phrasen bewegen. Von folgender Schilderung gilt das Wort Virgils: ab uno disce omnes. Nach dem Einen beurtheile sie alle.

Herrn Emil Barrault gebührt die Ehre, die Gesellschaft der „Soeurs de France" gestiftet und sie organisirt zu haben. Er war Mitglied des bürgerlichen Comité's der Vertheidigung und täglich gingen eine Menge Projecte durch seine Hände, von denen eins abenteuerlicher als das andere war. In einer Sitzung jedoch wurde seine Aufmerksamkeit auf einen Damenbrief gezogen, in dem die Verfasserin sich mit lebhaften, glühenden Ausdrücken beschwerte, daß unter so vielen unbenützten, socialen Kräften man eine der wirksamsten und mächtigsten unthätig lasse, nämlich die der Frauen. Man verlange von den Bürgern, daß sie Soldatendienste verrichteten, warum verlange man nicht von den Frauen, daß sie Nähterinnen und Krankenwärterinnen würden, oder daß sie Lebensmittel vertheilten; warum man sie nicht zu all' den Aemtern requirire, zu welchen sie die Natur bestimmt habe?

Freilich, die Behörde konnte sie nicht requiriren; ganz Frankreich würde gespottet haben, obgleich die Idee

an sich gar nicht so lächerlich war. Aber konnte man nicht eine Gesellschaft von Freiwilligen bilden, welche Hingebung genug gehabt hätten, sich mündlich oder schriftlich auf ihre Ehre zu verpflichten, sich den Befehlen einer einzigen Direction zu unterwerfen, ihr in Allem zu gehorchen, alle die Dienste zu leisten, die man von ihnen fordern würde und die erst nach dem Schluß des Krieges wieder die freie Verfügung über sich selbst erhielten? Aus diesem Gedanken gingen die „Soeurs de France" hervor, die nichts anderes sind als zeitweilige, weltliche „graue Schwestern".

Emil Barrault widmete sich mit großem Eifer dieser Organisation. Ich habe nicht nöthig zu erinnern, wie heiklich die Sache war und an welchen Klippen sie scheitern konnte. Die Freiwilligen waren sehr zahlreich, aber man durfte nur Personen von untadelhaftem Ruf annehmen; man mußte auch diejenigen ferne halten, von denen anzunehmen war, daß sie nur in einer momentanen Aufwallung der Gesellschaft beitreten wollten, und deren Enthusiasmus dann sehr bald erkalten würde. Man mußte auch keine Veranlassung zu Geldschacher geben (und das war in einer so spottsüchtigen Stadt nicht die geringste Sorge) und das Publicum nicht mit unzeitigen Geldsammlungen ermüden, kurz man mußte sich selbst genügen.

Die meisten dieser Schwierigkeiten wurden gelöst. Herr Barrault ging in alle Häuser, fand eine große Anzahl derselben unbewohnt, und erhielt von deren Besitzern die Vollmacht, sie in Ambulanzen umzuwandeln. Er installirte seine Anhängerinnen darin und trug ihnen auf, sich in der Nachbarschaft Betten, Wäsche und Arzneien zu verschaffen. Dabei war es ihnen auf's strengste untersagt, anderes Geld zu verwenden, als das, was sie von zu Haus

mitbrächten, denn es ist eine der Regeln, daß die Schwestern von ihrem eigenen Geld leben müssen. Es läßt sich denken, daß bei der ganzen Geschichte es da und dort nicht an verletzter Eigenliebe fehlte, daß es kleine Zänkereien gab, und es gehörte ein gewisser Scharfblick dazu, um die richtigen „Mütter" zu wählen, welche in ihrem Charakter eben so viel Bestimmtheit wie Milde haben mußten, um ihre Autorität zu wahren.

Die Anstalt entwickelte sich nach Wunsch. Sie besteht jetzt aus etwa dreißig Ambulanzen, von denen ein Theil mobil ist, während der andere Theil an Ort und Stelle bleibt; ein Theil ist für die Verwundeten bestimmt, ein anderer für die Kranken, ohne daß die Unglücklichen, die von einer ansteckenden Krankheit befallen sind, deshalb ausgeschlossen wären. Die Ambulanzen werden von einer Anzahl von Schwestern bedient, die im Verhältniß zu der Größe der Anstalt steht, sie leben ganz darin und bleiben Tag und Nacht, bis man sie ihres Postens enthebt. Sie haben keine vorgeschriebene Tracht, doch ist sie gewöhnlich dunkel und hat als einzigen Schmuck das rothe Genfer Kreuz. Es sind einige Damen der besten Gesellschaft unter ihnen und sehr viele aus der niederen Bourgeoisie; manche sind bejahrt und haben Söhne bei der Armee; sie glauben, wenn sie die Kinder anderer Mütter pflegen, einstweilen im Voraus die Pflege, die man den ihren angedeihen läßt, zu vergelten; andere wieder sind jünger (doch nimmt man keine unter dem fünfundzwanzigsten Jahre auf), haben zum Theil durch den Krieg ihre gewohnte Arbeit eingebüßt und suchen nun in der Ermüdung des Körpers eine Erleichterung für die Traurigkeit des Geistes. Andere sind ganz von Nächstenliebe erfüllt und kennen nichts Höheres, als sich aufzuopfern.

Ich habe mit Herrn Emil Barrault einige dieser Ambulanzen besucht. Die Einrichtungen sind nicht gleichmäßig, weil sie sich in verschiedenen Häusern niedergelassen haben, die man ihnen eingeräumt hat und die sie, so gut es ging, mit dem, was man ihnen in der Nachbarschaft gab, meublirten. Diese kleinen Ambulanzen haben das Gute, daß jede nur eine geringe Anzahl von Kranken aufnehmen kann und daß sie sehr luftig sind. Eine, die ich in Montrouge sah, hat einen großen Garten vor den Fenstern, der zu der Wohnung gehört. Aber rundum ist Alles einsam und verlassen. Kein Bäcker, kein Specereihändler, nicht einmal ein Weinverkäufer.

„Wovon leben Sie denn", fragte ich die Schwester, welche uns führte.

„Morgens gehen wir nach Paris, um Provisionen zu holen, aber meistens leben wir von in Wein getauchtem Brod."

Das junge Frauenzimmer, welches mir das erzählte, war eine Engländerin, die seit einem Monat mit ihrer Schwester und unter der Leitung einer „Mutter" da lebte. Sie zeigte mir auch den Stall, denn sie brauchen ein Pferd zum Transport der Kranken.

„Ich bin Stallknecht", sagte sie lachend.

Sie hatten an dem Tag zwei von den Blattern Geheilte entlassen und erwarteten wieder andere; sie waren ruhig und heiter inmitten dieser für sie so ungewohnten Thätigkeit. Bei all' diesen Besuchen, die uns in die verschiedensten Stadtviertel brachten, überraschte mich die Ehrerbietung, mit der die Freiwilligen der Ambulanz dem Repräsentanten der weltlichen Behörde begegneten. Jene Priester, welche die Klöster gründeten, kannten das Leben und das Herz der Frau bis in seine Tiefen; aber ich möchte

glauben, daß der religiöse Glaube nicht die einzige Quelle dieser Selbstverleugnung und Hingebung ist, welche der Katholicismus immer den Ungläubigen vorhält. Vielleicht fände man, wenn man gut und gründlich forschte, in dem Menschen ein Bedürfniß, sich hinzugeben und zu gehorchen, das Diejenigen nach Gefallen benützen können, denen die Gabe des Herrschens und das moralische Uebergewicht gegeben ist.

Es ist sehr merkwürdig, daß Diejenige, welche den Brief unterzeichnet hatte, durch welchen die ganze Sache angeregt wurde, nicht in der Gesellschaft erschien. Ihr Name war compromittirend und man bat sie, die Idee, welche sie zuerst ausgesprochen hatte, für sich nicht benützen zu wollen. Sie hatte sich seufzend hinein gefunden, doch war ihr noch ein letzter Kummer vorbehalten. Sie hielt besonders (und daran erkennt man die Frau) auf eine Einzelheit, an dem von ihr ausgedachten Costüm. Es handelte sich um eine eigenthümlich geformte Haube, an der sich alle „Soeurs de France" erkennen sollten. Doch unterdrückten die Stifter jene Haube.

„Ach, meine Idee ist verloren!" hatte sie kummervoll ausgerufen.

Nein, das ist sie gewiß nicht. Ihre Idee ist richtig und greift viel weiter, als sie selbst je dachte. Welch' tiefer Sinn in diesen beiden Wörtern: Laien-Schwestern! Welche Aussicht eröffnen sie uns!

Wer weiß, ob durch diesen Gegensatz nicht das Problem der Erziehung der Mädchen gelöst werden könnte. Eine Conscription der Frauen, die zwei Jahre ihres Lebens dem Unterricht widmeten.... Lächeln Sie nicht, es ist ernsthaft, sehr ernsthaft. Die Zukunft bereitet uns noch viele andere Ueberraschungen.

Wer weiß, ob nicht von dieser Belagerung an eine neue Aera der Regeneration datiren wird, ob sich nicht gerade aus dem Uebermaß unseres Unglücks schreckliche Lehren ergeben werden, die wir zu unserem Besten verwenden können. Der Krieg hat uns viele Fehler enthüllt, die wir nicht ahnten; an uns ist es nun, uns zu bessern und Frankreich umzuwandeln. Der Krieg hat jedoch auch große Eigenschaften dargethan, die wir nicht vermutheten, und welche besonders die Provinz, die uns immer nach der häßlichen Gewohnheit des Renommirens beurtheilt, nicht in uns zu finden dachte. Ich habe sie mit Absicht etwas hervorgehoben; die Entschuldigung für diese zahlreichen Details ist der gerechtfertigte Wunsch, unsere Frauen besser kennen und sie mehr schätzen zu lehren. Sie haben nur den Firniß der Frivolität, aber im Inneren sind sie gediegen, gut und aufopfernd, kurz in einem Wort wahre Französinnen.

Folgende verbürgte Anekdote möge zeigen, was sie sind.

Eine alte Dame hatte vor der Belagerung im Wohlstand, man kann sagen im Reichthum gelebt, und als die Preußen vor Paris kamen, hatte sie fast Alles verloren. Sie entließ ihre Dienerin und besorgte ihre Haushaltung selbst, sie ging täglich selbst zum Einkauf aus und stand wartend vor dem Laden der Bäcker und Fleischer. Bis dahin hatte sie immer mit ihrem Sohne gelebt, der aber zu Beginn des Krieges Dienste genommen hatte. Die Abwesenheit des geliebten Sohnes war ihr ein großer Kummer und sie lebte, als wenn sie ihn noch da hätte. Wenn das Mittagessen fertig war, legte sie täglich zwei Gedecke, das ihres abwesenden Sohnes und das ihrige. Sie theilte ihr kärgliches Mal in zwei

Theile und wenn sie das ihre verzehrt hatte, trug sie das ihres Sohnes hinauf zu einer alten kranken Nachbarin.

Während der ganzen Belagerung fuhr sie so fort, ohne nur einmal auszusetzen; ich kenne nichts Zarteres und nichts Rührenderes, als solche Wohlthätigkeit.

Letztes Capitel.

Bombardement. — Capitulation.

Vor dem Fort Rosny erstreckt sich das Plateau von Avron, ein ziemlich breiter Bergrücken, der durch das Feuer des Forts geschützt wird und die Straße von Chelles beherrscht. Bei dem Beginn des großen Treffens am 31. November und 2. December war dieses Plateau ohne Schwertstreich vom Admiral Saisset occupirt worden, der sich mit einem beträchtlichen Corps daselbst festgesetzt hatte und die begonnene strategische Bewegung dadurch unterstützte, daß er die Ebene mit seinen Geschützen bestrich. Seitdem hatte man es behauptet und der Gouverneur hatte es mit weittragenden Schiffskanonen von großem Kaliber armirt.

Der Besitz dieses Plateau's hatte uns über den schlimmen Erfolg des großen Ausfalls getröstet. Wir sagten uns, daß man zwar wieder über die Marne habe zurückgehen müssen, daß man aber das Plateau von Avron behauptet habe, daß es in unserem Besitz sei und daß die Preußen es uns nicht hätten nehmen können. Die Zeitungen sprachen jeden Morgen von dem Werth dieser Position und der Rolle, die ihr in den bevorstehenden Kämpfen

zufallen werde. Allerdings hätten wir die einfache Frage stellen können, warum man denn das Plateau nicht schon vor drei Monaten besetzt habe, wenn es so große Vortheile bot und man es unter dem Schutz des Forts Rosny ohne große Gefahr hätte thun können? Allein so weit dachten wir, das heißt das große Publicum, nicht. Es versteht zu wenig vom Krieg und glaubt, was man ihm erzählt. So schliefen wir denn ganz ruhig in dem Glauben, das Plateau von Avron sei eine schöne Eroberung, welche die Preußen uns nicht mehr entreißen würden.

Auch das Truppencorps, das es besetzt hielt, lebte in dieser süßen Zuversicht. Unsere Truppen litten zwar sehr vom Frost da oben, denn es fror stark und das Thermometer, das in Paris acht bis zehn Grad zeigte, fiel auf dem offenen, allen Winden preisgegebenen Plateau bis auf zwölf Grad; aber Niemand hätte sich träumen lassen, daß man auch noch angegriffen werden könnte. Und siehe da, als eines Morgens unsere Leute in aller Unschuld aufstanden, um ihren gewöhnlichen Arbeiten obzuliegen, vernahm, man plötzlich ein erschütterndes Getöse; eine, zwei, drei Batterien beginnen plötzlich ihr Feuer; die Bomben kreuzen sich in der Luft mit dem eigenthümlichen Gezisch, das die Pariser kennen gelernt haben, und fallen hageldicht auf das Plateau, wo sie auf dem hartgefrorenen Boden platzen und gleich einer einherziehenden Trombe von Feuer und Eisen Alles ringsum zerstören. Im ersten Augenblick war die Verwirrung unbeschreiblich, wie es scheint; die Soldaten flüchteten blind vor Schrecken und Bestürzung. Bald aber faßte man sich, die Kanoniere eilten kaltblütig zu ihren Geschützen, um das Feuer des Feindes mit gleichem Feuer zu beantworten. Die übrigen

Truppen wurden so gut es ging in die Tranchéen und hinter natürlichen Schutzwällen untergebracht und der Artilleriekampf entspann sich zwischen unseren und den preußischen Batterien.

Dieser erste Tag war schrecklich. Der officielle Bericht, der des Abends in Paris veröffentlicht wurde, sprach nur von acht Todten und fünfzig Verwundeten. Vielleicht war diese Angabe richtig, aber der moralische Eindruck war vernichtend. Wer immer Zeuge dieses Bombardements hat sein können, spricht nur mit Bewunderung und Schrecken davon. Niemals hat man Aehnliches gesehen. Es war ein fortwährender Regen von Bomben, deren Splitter beim Zerspringen nach allen Richtungen herumflogen und Alles, Menschen und Thiere, zerrissen, durchlöchert und furchtbar verstümmelt niederwarf. Ein trauriger Schneehimmel breitete seinen grauen Schleier über diese trostlose Scene. Nirgends bot sich ein Schutz, höchstens fanden sich einige Gräben, die zur Noth als Deckung gelten konnten. Es war nichts als eine nackte Ebene, auf der man die ganze Größe des traurigen Schauspiels überblicken konnte. Sah man einen Kameraden fallen, so mußte man sich sagen, daß man das gleiche Loos in der nächsten Minute für sich zu erwarten habe. Die Truppen hielten brav aus, aber von der ersten Stunde an war es klar, daß sie diesem furchtbaren Feuer, dessen Gewalt sich noch zu verdoppeln schien, nicht lange ausgesetzt bleiben dürften. Darum wäre es besser gewesen, alsbald sich zu entscheiden; allein man fürchtete die öffentliche Meinung. Was würde das leicht erregbare Pariser Volk sagen, das in der Kritik kein Maß kennt, wenn es hörte, daß man eine Position aufgegeben habe, deren Vorzüge man ihm so wohlgefällig geschildert hatte! So hielt man sich denn noch während

der Nacht vom 28. auf den 29. Vielleicht hoffte man, daß die Schutzpatronin von Paris, die heilige Genoveva, vom Himmel herabsteigen werde, um die feindlichen Kanonen zum Schweigen zu nöthigen. Aber am folgenden Morgen begann das Bombardement auf's Neue, wie es vorauszusehen war; allerdings weniger heftig, als am Tage zuvor und schon freute man sich darüber, als im Laufe des Nachmittags plötzlich neue Batterien demaskirt wurden, so daß das unglückliche Plateau nun von acht Batterien zu gleicher Zeit beschossen wurde. Die einen schoßen in gerader Richtung herüber, während andere das Plateau der Länge nach bestrichen, und diesmal waren es wirklich Krupp'sche Kanonen, welche zu spielen begannen. Sie standen außerhalb unserer Schußweite und sendeten uns somit in aller Sicherheit ihre Bomben von hundert Kilogramm Gewicht, während unsere Kugeln nutzlos, fünfhundert Schritt von ihnen entfernt, einschlugen. Telum imbelle sine ictu! Unsere Officiere sollen mit ihren Ferngläsern beobachtet haben, wie die deutschen Artilleristen, so oft eine unserer Kugeln diesseits ihrer Linien einschlug, dieselben ironisch grüßten und unsern darüber bestürzten Seeleuten spöttisch eine Nase drehten.

Die Position war nicht haltbar, weder für unsere Infanterie, welche Gewehr bei Fuß in diesem Kugelregen stehen mußte, noch für unsere Artillerie, da die feindlichen Bomben ihre Geschütze demontirten und die Bedienungsmannschaft tödteten. Doch wartete man die Nacht ab, um den Befehl zum Rückzug zu geben, der schwer und bedenklich war. Die feindlichen Batterien schoßen in Bogen gerade auf die Straße, die man ziehen mußte und die dadurch sehr gefährlich wurde. Zudem muß man ein Kriegsmaterial, das man im Laufe von drei Wochen hin-

aufgeschafft und geordnet hatte, nun binnen wenigen Stunden zurückbringen. Das Unglück voll zu machen, bot der hartgefrorene Schnee dem Fuß der Pferde nur eine einzige Decke von Glatteis. Aber die Seeleute zeigten sich hier, wie überall, groß und heroisch. Sie spannten sich selbst vor ihre Geschütze und zogen sie unter dem furchtbaren Feuer der Preußen über dieses gefährliche Eis an einen sicheren Ort. Ein solcher Rückzug war fast ein Triumph; aber traurig ist es immerhin, wenn man so weit gekommen ist, daß man einen glücklichen Rückzug für einen Sieg erachten muß. Das Bulletin, das uns die Nachricht mittheilte, brachte uns in eine sehr natürliche Aufregung. Es sprach von der „neuen Phase", in welche die Belagerung trete und gab dadurch klar genug zu verstehen, daß es damit das Bombardement meine. Freilich hieß es in dem Bulletin weiter, daß das Bombardement schon lange vorausgesehen wäre, und daß die Vertheidigung sich nun anders gestalten müsse, ohne dabei an ihrer Kraft und Energie zu leiden.

Die ganze Bevölkerung war einen Augenblick starr; doch wich das Erstaunen bald dem Zorn. Wie? Seit vier Monaten hatten wir den Avron besetzen können, seit einem Monat hielten wir ihn wirklich besetzt und man hatte nicht einmal die nothwendigsten Arbeiten gemacht, um sich daselbst zu verschanzen und zu sichern? Hatten doch die Preußen es möglich gefunden, le Bourget, dessen sie sich bemächtigt, unter dem Feuer des Forts von Aubervilliers in Zeit von drei Wochen so zu befestigen, daß es einem Bombardement und einem Angriff widerstehen konnte! Wir hatten es ja erprobt! Wir dagegen mußten nach zweitägiger Beschießung uns zurückziehen, ohne dem Feinde irgend welchen Schaden zugefügt zu haben, fast ohne ihn

gesehen zu haben. Woven dachten denn unsere Generale, unsere Genieofficiere?

Noch mehr beunruhigte uns, daß man soviel Batterien demaskirt hatte, von deren Existenz man bisher nichts gewußt. Die Preußen hatten also, vier- bis fünftausend Mètres von unseren Linien entfernt, riesenhafte Arbeiten ausführen können, ohne daß wir eine Ahnung davon gehabt, ohne daß einer unserer Plänkler davon Meldung gemacht hätte! Wer garantirte uns denn, daß diese plötzlich demaskirten Batterien die einzigen waren, daß sie nicht gleich einem Gürtel ganz Paris umgaben und an einem der nächsten Tage ein furchtbares Feuer auf die ganze Umwallung eröffneten? Ich rufe meine Pariser Leser zu Zeugen auf, daß wir dieses Feuer nicht fürchteten, daß wir ihm mit männlicher Resignation entgegensahen; aber unsere Unruhe stieg, wenn wir daran dachten, daß unsere Generale nicht das Mindeste vorausgesehen hatten, daß sie ebenso überrascht waren wie wir. Uns, die man mit eitlen Vorspiegelungen hingehalten hatte, konnte man freilich entschuldigen. Sahen wir aber die Geschichte aller Belagerungen, so fanden wir, daß die Belagerten die Feinde unaufhörlich bei ihrer Arbeit gestört, daß sie die Werke zerstört, die Kanonen vernagelt hatten; daß sie Parallele gegen Parallele, Tranchée gegen Tranchée, Schanze gegen Schanze gesetzt hätten; — wir aber hatten nichts gethan, oder vielmehr, man hatte uns nichts thun lassen, als höchstens zwei oder drei große Parade-Ausfälle. Und nun sahen wir uns plötzlich niedergeschmettert von einer fürchterlichen Masse Batterien, welche wie in einem Zaubermärchen auf dem Theater plötzlich aus der Erde emporgestiegen waren.

Man beschrieb uns diese Batterien und ihre furcht-

bar praktische Organisation bis in's kleinste Detail. Sie bestanden aus drei Stockwerken, die unter einem Erddamm geborgen waren, der sie vor unseren Bomben schützte. Die Kanonen ruhten auf Eisenschienen, so daß sie leicht ihre Stelle wechseln und somit die Beobachtungen der feindlichen Artilleristen täuschen konnten. Die Mannschaft verkroch sich wie Maulwürfe in künstlich angelegten Gräben und lief keine Gefahr, da sie sich niemals aussetzte. „O diese Schlauköpfe!" schloßen die militärischen Berichterstatter. Wir aber konnten es uns nicht versagen, sie zu fragen, ob es für unsere Artillerie-Officiere so schwer wäre, auch einmal schlau zu sein? Warum diese preußischen Ideen, die doch sehr einfach schienen, den Unseren nicht zuerst in den Sinn gekommen wären? Und warum sie nicht die Schlauheit gehabt hätten, den schlaueren Feind wenigstens sogleich nachzuahmen? Wir zürnten in unserem Herzen über unsere Unwissenheit; die Herren Soldaten aber antworteten uns nur mit dem Ton hochmüthiger Verachtung, und zuckten die Achseln — was uns nur noch um so wüthender machte, da wir sahen, daß sie sich nicht überzeugen ließen. Sie richteten uns zu Grund, es war nur zu klar; aber sie allein hatten noch die Mittel, uns zu retten, wie wir sehr wohl einsahen. Darum baten wir sie in allen Tonarten, beschworen wir sie flehentlich mit freundlichen und mit bitteren Worten, voll Verzweiflung und selbst voll Wuth, sie möchten etwas thun — einerlei was — was sie nur wollten — aber sie möchten um Gottes willen etwas thun!

„Thun Sie etwas!" mußte Trochu von seinen Räthen, seinen Freunden, selbst seinen Collegen hören, welche sahen, wie die Flut des öffentlichen Unwillens immer höher stieg. Man hörte dunkle Gerüchte von ernsten Mißhelligkeiten,

die über diese Frage unter den Mitgliedern der Regierung ausgebrochen seien, und Trochu, der nie mit Proclamationen geizig gewesen, griff alsbald zur Feder und schrieb und schrieb! „Ich erkläre hiermit", sagte er eines Tages, „daß wir angesichts der Gefahren und Schmerzen des Vaterlandes in dem Gedanken und der Hoffnung auf seine Befreiung Alle einig sind." Ein andermal ließ er sich zu der unglückseligen Phrase hinreißen: „Beruhigt euch, der Gouverneur von Paris wird niemals capituliren!" Es war nur zu natürlich, daß man die Geduld verlor, wenn man solche allezu bretonische Albernheiten lesen mußte. Es handelte sich wahrlich in diesem Augenblick nicht um den Gouverneur von Paris, sondern um die Stadt selbst; der schöne Trost, daß er die Capitulation nicht unterzeichnen würde, wenn wir genöthigt sein sollten, uns zu ergeben!

Die radicale Partei, die auf eine günstige Gelegenheit lauerte, um sich wieder geltend zu machen, begriff wohl, daß diese dumpfe Unzufriedenheit ihr das Spiel erleichtere. Schon fing sie wieder das alte Lied von der Commune an, das immer wieder und gerade in den schwierigsten Zeiten gehört wurde, ungefähr wie im Vaudeville der bekannte immer wiederkehrende Rath: „Nehmen Sie meinen Bären!" Die Presse freilich lieh den Radicalen keine Unterstützung dabei; denn fast keine ihrer Zeitungen erfreute sich eines bedeutenden Absatzes. So griffen sie zu dem Mittel der Maueranschläge, und eines Tages sahen wir eine blutrothe Proclamation an den Straßenecken, durch die man uns zur Erhebung aufrief, denn die Regierung habe Verrath im Sinn und die Bourgeoisie sei feig. Bei einem solchen Aufruf zum Bürgerkrieg glaubte die Regierung zur Strenge greifen zu müssen und erließ

eine öffentliche Bekanntmachung, wonach die Urheber dieses aufrührerischen Placats zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Doch weiß man, wie solche Sachen verlaufen; die wahren Häupter treten nie hervor und die Behörde kann sich gewöhnlich nur an die Strohmänner der Partei, die von Andern vorgeschoben werden, halten.

Eine große Anzahl der Maires gehörte, wie schon gesagt, zur Partei der Commune, waren aber deshalb weder sehr thätige, noch sehr geschickte Beamte. Da sie sich aber auf eine einheitliche Partei stützten, mischten sie sich häufig in die Politik und ließen sich am lautesten hören. Sie hatten alle Maires aufgefordert, sich zu versammeln, den Gang der Belagerung zu besprechen und der Regierung ihre Beschwerden vorzutragen. Diese Beschwerden hätten sich bald in Befehle umgewandelt. Man versuchte, die Commune, die auf der Straße besiegt worden war, in dieser Weise durch eine Hinterthür auf einem nicht gerade sehr gesetzlichen Wege wieder einzuführen.

„Wir sind", sagten jene Herren, „unter den gegenwärtigen Umständen die einzigen Vertreter des allgemeinen Stimmrechtes. Von ihm haben wir unsere Macht, während die Mitglieder der Regierung sie nur durch eine Revolution erlangt haben."

„Es ist wahr", antworteten wir, „ihr seid durch das allgemeine Stimmrecht ernannt; aber nur für einen bestimmten Zweck, mit dem ihr euch zu beschäftigen habt. Ihr seid städtische Beamte und habt in den Grenzen eurer Befugnisse zu bleiben. Dort findet ihr genug Arbeit, die ihr oft herzlich schlecht besorgt. Kehrt also zu ihr zurück."

Dieser Streit hätte lange andauern können, da Niemand seine wahren Beweggründe angab.

„Ich will die Herrschaft an mich reißen", hätte die eine Partei einfach sagen können.

„Und ich will nicht, daß Du Dich der Herrschaft bemächtigst", hätte die andere entgegnen können; „denn wenn ich mit der jetzigen Regierung unzufrieden bin, so mißtraue ich Dir doch noch mehr. Ich will nicht, wie ein triviales, aber kräftiges Sprichwort sagt, mein einäugiges Pferd gegen ein blindes vertauschen."

Dieser Zank, der zu so unpassender Zeit wieder ausbrach, ließ einen neuen Putsch voraussehen. Es war klar, daß er losbrechen würde, sobald die Bevölkerung einer neuen tiefen Gemüthsbewegung zur Beute würde und sich dadurch eine günstige Gelegenheit bieten mußte. Diese trostlose Aussicht erhöhte noch die Schrecken des Bombardements.

Denn dieses währte mit nie nachlassender Stärke fort. Zuerst hatte es sich auf die östlichen Forts, die von Rosny und Nogent, beschränkt; allmälig aber hatte es sich nach Süden hin gegen die Forts von Montrouge, Bicêtre und Issy, dann nach Nordosten ausgedehnt, wo es sich gegen Aubervilliers versuchte, und man sah den Moment kommen, in dem es auch gegen Saint-Denis beginnen würde. Wir hörten zu Paris fortwährend das Grollen der Kanonade und gewöhnten uns zuletzt daran. Bei einigen lauteren Donnerschlägen, die einen besonders harten und schrecklichen Ton hatten, fuhren wir allerdings noch zusammen, faßten uns aber bald wieder und erinnerten uns, daß dies die Sprache unserer braven Schiffskanonen sei, welche die Preußen mit Kartätschen überschütteten. Jeden Morgen suchten wir in der Zeitung, welchen Schaden das Bombardement am Tage zuvor angerichtet habe. Die officiellen Berichte waren in dieser

Hinsicht sehr beruhigend; sie sagten uns, daß die Forts vortrefflichen Widerstand leisteten und der Kugelregen kaum die Mauern etwas beschädigen könne. Auch der Verlust an Menschen war unbedeutend. Obgleich zwanzig bis dreißig Bomben in der Minute geschleudert wurden, wie man sagte, sprach man am Abend nur von einem Todten und zwei Verwundeten. Möglich, daß dem so war; denn ein Bombardement will mehr erschrecken, als wirklichen Schaden thun; allein unglücklicher Weise konnten wir der süßlichen Prosa unserer regierenden Herren nur halben Glauben schenken; hatten wir sie doch einige Male auf Lügen ertappt und das Talent, das sie dabei entwickelt hatten, mußte uns mißtrauisch machen. Ein Beispiel, gerade der letzten Tage, mag genügen. Als das Plateau von Avron geräumt werden mußte, hatte uns die Regierung mehr als einmal versichert, daß diese Maßregel von keiner Bedeutung sei, weil die Preußen diese Position nicht benützen könnten, da sie von dem Feuer des Forts Rosny völlig beherrscht werde. So konnten wir die Sache nicht bezweifeln, bis wir eines Tages eine Nummer des preußischen „Moniteurs für Seine und Oise", die uns zufällig in die Hand gekommen war, durchsahen und darin fanden, daß der Feind gerade dieses Plateau von Avron besetzt hatte, auf das er, jener Versicherung gemäß, sich niemals wagen konnte.

Wir hielten die Nachricht für eine jener Prahlereien, die den preußischen Junkern so geläufig sind. Aber am folgenden Tage erzählten uns zwei militärische Berichte des Generals Schmitz, daß unsere Soldaten starke Recognoscirungen auf dem Plateau von Avron ausgeführt, Gefangene gemacht, die dort ausgestellten preußischen Posten verjagt und eine große Mauer umgestürzt hätten,

welche dem Feind tagsüber als Schutzwehr gedient habe. Wenn man aber auf dem Plateau von Avron Gefangene machen konnte, mußten sich nothwendiger Weise feindliche Soldaten darauf befinden. Die Schlußfolgerung war klar. Mochten es auch nur wenige sein, mochten sie uns auch noch so wenig Schaden anthun, so hatten sie das Plateau jedenfalls besetzt und unsere stille Ansicht war, daß man besser gethan hätte, Alles offen einzugestehen. Solche Geheimnißkrämerei war armselig und untergrub das Ansehen der Regierung, indem sie das Vertrauen der Bevölkerung schwächte.

Man hatte uns nicht gerade positiv versprochen, aber doch hoffen lassen, daß das Bombardement die Stadt nicht berühren würde; daß man nur die Forts mit Bomben und Kugeln überschütten, vielleicht selbst gegen die Umwallung sich richten, daß man aber keinesfalls die Verwüstung bis in die Stadt selbst tragen werde. In einem der früheren Capitel habe ich erklärt, wie diese Illusion entstanden, wie sie sich befestigt und zuletzt zum unerschütterlichen Glaubenssatz geworden war. Allein wir sollten seine Nichtigkeit erkennen. Am 5. Januar sah Paris zum ersten Male preußische Bomben. Einige fielen auf den Luxemburggarten und den Friedhof Montparnasse. Auch die Ecole Normale in der Rue d'Ulm, der Pferdemarkt, der Boulevard d'Enfer, die Straße Saint-Jacques wurden getroffen. Im Anfang schwankte die Bevölkerung. „Sie thun es absichtlich", meinten die Einen, „sie zielen auf die Kuppel des Pantheon und die Thürme von Notre-Dame." „Gewiß nicht", entgegneten die Anderen; es ist Kriegsgebrauch, der Regierung einer belagerten Stadt den Beginn des Bombardements in officieller Weise vorher anzuzeigen. Diese paar Bomben haben sich verirrt. Die

Batterien der Preußen sind von unseren Festungslinien sehr weit entfernt und wenn die Kanonen auch nur ein klein wenig höher gerichtet sind, so genügt das, um die Kugeln über das Ziel hinauszutreiben und sie müssen dann direct auf unsere Häuser niederfallen.

Also dachten die, welche freundlicher gestimmt waren. Doch sie kannten diese nordischen Barbaren schlecht, diese Enkel der Vandalen, die Louis Blanc in seiner pittoresken Sprache mit Mohikanern verglich, welche in der polytechnischen Schule studirt hätten. Nein, es waren keine verirrten Bomben, die jetzt auf die große Stadt, die wahrhafte Hauptstadt der modernen Civilisation, zu regnen begannen. Sie waren wirklich für sie bestimmt und Herr von Bismarck hatte uns, dem diplomatischen Gebrauch entgegen, von dem beginnenden Bombardement nicht benachrichtigt, weil er nicht mehr für nöthig hielt, noch viele Umstände mit den Besiegten zu machen. Das diplomatische Corps und die in Paris residirenden Consuln protestirten gegen eine solche Verletzung der göttlichen und menschlichen Gesetze; aber der Kanzler antwortete ihnen mit seiner sarkastischen Grobheit, daß dies unser Fehler sei; wir hätten ihn in diese traurige Nothwendigkeit versetzt und er wasche seine Hände in Unschuld.

In der That, es war unser Fehler! Warum widerstanden wir so lange? Warum boten wir nicht freiwillig unsern Arm der Kette, unsern Nacken der Schande? Es war unsere Schuld, wenn wir das Herz des guten alten Königs Wilhelm brachen, wenn wir ihn nöthigten, uns so viel Böses anzuthun. Er war trostlos darüber; allein was war zu thun? Er weihte unsere Schmerzen dem Schlachtengott, der ihn bisher immer beschützt hatte. Er rief seine liebe Augusta und „unsern Fritz" zu Zeugen,

ja er berief sich auf die ganze deutsche Nation, die große deutsche Nation!...

Die große deutsche Nation mußte vor Freude aufjauchzen! Die öffentliche Meinung hatte mit unwiderstehlichem Nachdruck das Bombardement gefordert. Zeitungen und Privatbriefe, deren wir eine große Anzahl bei den Gefangenen und Todten fanden, sprachen davon in allen Tonarten, warum man nicht bombardire, warum man zögere, und ob die tapfere deutsche Armee das Bombardement scheue? Man fragte, was denn die Generale vorhätten? Und in dem guten blonden ehrlichen Deutschland hörte man nur einen einzigen Ruf, einen Ruf, der mehr von der Eifersucht als vom Haß eingegeben wurde. Paris ärgerte die Leute. Sie haßten es, so wie ein mißgestalteter Unhold ein hübsches Mädchen haßt. Sie hätten ihm womöglich Vitriol in's Gesicht gegossen; hätten mit ihrem plumpen Fuß seinen Reiz zertreten, nur um es dafür zu strafen, daß es prächtig, liebenswürdig und geliebt ist; kurz, um es ihnen selbst ähnlich zu machen.

Eine ihrer Zeitungen, die uns in die Hände gefallen war — die „Kreuzzeitung", wenn ich mich recht erinnere — enthielt einen langen Artikel über diese Frage, in dem sie die gerechte Ungeduld ihrer Landsleute beruhigen wollte. „Nur ruhig!" sagte sie, „man wird sie schon bombardiren; Bismarck weiß, was er thut, er ist schlau und wartet auf den rechten psychologischen Moment." Und der Verfasser führte dann weiter aus, was er unter dem psychologischen Moment verstehe. Mit der feierlichen Pedanterie der deutschen Phrasen bewies er, daß das Bombardement keinen anderen Zweck haben könne, als auf die Phantasie zu wirken, daß man die Zeit wählen müsse, in welcher dieselbe am leichtesten erregt werden

könne. Dieser geeignete Zeitpunkt sei aber noch nicht gekommen, wir müßten erst noch Hunger leiden, den Bürgerkrieg durchmachen, und wenn dann das Bombardement beginne, so würde es das Resultat haben, das man mit Recht von ihm hoffen dürfe, und dies sei der psychologische Moment. Alles dies wurde in echtem Professorenton, in dem schwerfälligen und hochmüthigen Ton vorgebracht, an dem Heinrich Heine gleich seinen echten Berliner erkannt hätte.

Man kann sich vorstellen, wie sehr wir über den „psychologischen Moment" lachten. Das Wort kam in die Mode und ging in die Sprache des gewöhnlichen Lebens über. Man hörte überall: „Ich habe Hunger, das ist der psychologische Moment zu Tische zu gehen." So oft Jemand ein ungeschicktes Wort gesagt hatte, warf man ihm vor, den psychologischen Moment verpaßt zu haben, und das Wort wurde in Liedern und Caricaturen verherrlicht. So kam es, daß, als die erste Kugel in der Stadt Paris selbst einschlug, Jedermann sich lachend zurief: „Sie glauben, daß der psychologische Moment gekommen sei!"

Aber es scheint doch, als sei dieser Moment noch nicht dagewesen. Wenn ich erzähle, in welcher Weise die Pariser diese unangenehmen Gäste begrüßten, fürchte ich der Uebertreibung und Großthuerei beschuldigt zu werden. Aber wie ich immer die Wahrheit zu sagen bemüht war, so kann ich auch die Wahrheit der folgenden Schilderung bekräftigen. So merkwürdig sie erscheinen mag, sie ist vollständig richtig; ich habe es selbst mit eigenen Augen gesehen und ich könnte den Zweifler auf den Bericht aller Zeitungen verweisen, die es bestätigen. Weit entfernt, Schrecken zu verbreiten, erregte das Bombardement bei

der ganzen Bevölkerung nur eine lebhafte Neugierde. Man ging es zu sehen, wie man zu einem großen und merkwürdigen Schauspiel geht. Keine Spur von Schrecken, Seufzen und Geschrei; im Gegentheil, es erregte nichts als eine Fluth von Späßen und diese eigenthümliche Pariser Neigung groszuthun, that, wie einst das Chassepot, Wunder. Die Straßenjugend und die Armen lauerten auf das Niederfallen einer Bombe und stürzten sich, sobald sie geplatzt war, auf die Splitter, um sie als Andenken an die Belagerung zu verkaufen. Man hatte selbst eine Art Börse eingerichtet, auf welcher der Preis der Bombensplitter notirt wurde, der sich nach der Größe des Stücks oder seiner sonderbaren Form richtete. Wurde ein Stück verkauft, so lang es noch heiß war, galt es fünfzig Centimes mehr. Die Ungeduld der Leute vermehrte noch die Unvorsichtigkeit, mit der man sich beeilte, die Splitter aufzuraffen, und die Regierung mußte durch ein besonderes Decret den Parisern untersagen, sich gerade an den Stellen zu versammeln, wo die Bomben am häufigsten einschlugen. Sie setzte in einem Rundschreiben auseinander, daß eine Bombe, die auf einen Platz niederfalle, gewöhnlich von einer zweiten und dritten gefolgt sei, und daß man sich nicht leichtsinnig einer unnöthigen Gefahr aussetzen, nicht freiwillig aus dem Regen in die Traufe stellen solle. Man las diese Proclamation, fand sie auch sehr vernünftig, kümmerte sich aber nicht um sie. So ist der Pariser. Unter den Späßen, die damals üblich waren, gab es einen, der wirklich komisch und ein echter Pariser Gassenbubenstreich ist. Man hatte uns gesagt, daß der Flug einer Bombe von einem charakteristischen Pfeifen begleitet sei, so daß man vor ihrem Einschlagen rechtzeitig gewarnt werde, und daß man in diesem Fall sich augenblicklich der

Länge nach zu Boden werfen solle, um von den Bombensplittern nicht getroffen zu werden. Wenn nun die Kinder der Arbeiter oder gar diese selbst einen braven, behäbigen Bürgersmann sahen, der mit goldener Uhrkette auf der Weste durch die Straße daherwanderte und stets nach den Wolken sah, ob nichts dahergeflogen käme, ließen sie ihn ruhig bis in die Nähe einer Wasserpfütze kommen. Dann aber schrien sie plötzlich aus Leibeskräften: „Bombe, Bombe!" und der Bourgeois warf sich alsbald, als werde er von einer Feder getrieben, auf den Bauch, barg die Nase in dem Schlamm und erhob sich erst wieder, wenn er rings umher ein lautes Gelächter hörte.

Was diesen Geist des Hohnes frisch erhielt, war der Umstand, daß ein Bombardement, das allerdings mit leichter Mühe eine kleine Stadt zerstören kann, dessen Holzhäuser eng beisammen stehen, sich aber gegen eine Stadt von solch' riesiger Ausdehnung, mit ihren breiten Boulevards, ihren freien Plätzen, ihren Squares und Gärten als ohnmächtig erwies. Selbst die Privathäuser, die fast alle in Stein gebaut sind, sind durch die Größe ihres Baues und die Kraft ihres Widerstands wahren Citadellen zu vergleichen. Fiel eine Bombe auf ein solches Haus, so schlug sie wohl durch zwei oder drei Stockwerke, verursachte aber doch keinen ernstlichen und schwer auszubessernden Schaden. Um es wirklich zu vernichten, hätte man hunderte von Bomben gebraucht, und der Gedanke, nur ein einziges Stadtviertel von Paris zerstören zu wollen, wäre unsinnig und unausführbar gewesen. Wie groß auch die Vorräthe von Kugeln und Bomben gewesen wären, welche die Preußen aufgehäuft hatten, eine solche Absicht würden sie nicht erreicht haben und hätten sie zehn Monate lang die Beschießung fortgesetzt. Außer den Erkern der Kaufläden und dem

Mobiliar fand sich kaum Etwas stark beschädigt. Man erstaunte, wenn man nach einer Nacht unaufhörlichen Bombardements das Quartier Latin durchschritt und sah, wie wenig dieser Bombenregen geschadet hatte. Leicht beschädigte Mauern, zertrümmerte Spiegelscheiben, auf der Straße zerstreute Ziegel und hie und da eine eingeschlagene Thür oder ein Loch in dem Boden — das war Alles. Um wahrhafte Ruinen zu sehen, mußte man auf einen Platz gehen, gegen den die Bomben besonders gewüthet hatten. Aber selbst dort erregte der angerichtete Schaden mehr Neugierde als Schrecken und so sei zum Schluß und zur Charakteristik des Parisers erzählt, wie der Besitzer einer Weinschänke in Auteuil den Umstand benützte, daß sein Haus von mehreren Geschossen getroffen worden war. Ueber sein Schild schrieb er mit großen Buchstaben: „Zum Rendezvous der Bomben", und die Menge drängte sich in seinem Local.

Wenn uns die Preußen hatten in Schrecken versetzen wollen, hatten sie jedenfalls ihren Zweck verfehlt. Dagegen finde ich keinen Ausdruck, der stark genug wäre, um das Maß des Zorns und Abscheu's auszudrücken, den sie erregten. Gerade der Umstand, daß das Bombardement erfolglos war, erhöhte noch das Gehässige ihres Beginnens. Der Krieg hat seine Gebote, gegen die man nichts sagen kann, wenn sie auch noch so schrecklich sind. Wenn ein Regiment sich in einem Dorf einquartiert und einige seiner Leute getödtet werden, so brennt es das gesammte Dorf zur Strafe nieder. Mag das noch so gräßlich sein, es läßt sich durch die Sorge für die Sicherheit der Armee rechtfertigen, ja bis zu einem gewissen Punkt entschuldigen. Wozu aber diente das Bombardement? inwiefern förderte es die Belagerung? Der preußische Generalstab wußte sehr wohl, daß unsere Vorräthe auf der Neige waren, daß der Hunger

uns bald zwingen würde die Thore zu öffnen. Man begann das Zerstörungswerk ohne Nutzen, ohne Zweck, aus reiner Zerstörungslust; um sich selbst und den Dilettanten, die aus allen Weltgegenden zusammengeströmt waren, das köstliche Schauspiel der großen Babylon zu geben, wie sie unter dem Eisenregen zusammenbreche? Dieser Gedanke genügte, unser Herz mit Unwillen und Verachtung zu erfüllen.

Waren die materiellen Verluste geringer, als jene Vandalen es glaubten, so wurden doch viele Personen getödtet oder verwundet, und zwar, wie es zu erwarten stand, vorzugsweise Leute, welche wegen ihres Alters oder ihres Geschlechtes die Waffen nicht tragen konnten. Die Männer waren draußen auf den Wällen oder in den Laufgräben, welche von den Bomben sorgsam gemieden wurden, und selbst diejenigen, welche der Dienst nicht außerhalb fesselte, konnten ihr Haus zur Nachtzeit leichter verlassen als die Frauen, Kinder und Greise, welche in ihrer heimischen Stätte schlafen. Jeden Morgen brachten die Zeitungen die traurige Liste der Todten: Mütter, die mit dem Kind auf dem Arm getödtet, arme kleine Wesen, welche von der Bombe in ihrer Wiege erschlagen, Frauen, welche getroffen worden waren, während sie vor dem Bäckerladen harrend gestanden und die man mit zerschmetterten Beinen oder zerrissener Brust aufgehoben hatte. Die ganze Bevölkerung bebte vor Unwillen, als sie die folgende Todesanzeige las, die in vielen Exemplaren verschickt wurde: „Herr und Frau Jules Legendre haben den Schmerz, Ihnen den Tod ihrer zwei Töchter anzeigen zu müssen. Beide Kinder, Alice drei und ein halbes Jahr alt und Clemence acht Jahre alt, wurden von einer preußischen Bombe getödtet." Eine andere Bombe war auf Saint-Nicolas, eine der größten öffentlichen Unterrichtsanstalten in Paris, gefallen

und hatte fünf Knaben im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren theils getödtet, theils verwundet; eine andere war in ein Mädchenpensionat eingeschlagen, hatte einige Schülerinnen verstümmelt und zwei getödtet. Eine unermeßliche Menschenmenge begleitete das Leichenbegängniß dieser unschuldigen Opfer auf den Friedhof und Jules Favre hielt an dem Grabe der Schüler von Saint-Nicolas eine ergreifende Rede, in welcher er den patriotischen Schmerz betonte, welchen die ganze Bevölkerung beim Anblick solcher unerhörten Attentate empfinde.

Fast schien es, als wählten sich die preußischen Bomben absichtlich solche Ziele, wo sie am meisten Trauer verbreiten mußten. Bei der großen Entfernung mußten die preußischen Batterien im Bogen schießen, ohne ein bestimmtes Ziel in's Auge zu fassen. Allein ein unbegreifliches Verhängniß wollte, daß ihre Geschosse gerade auf unsere Museen, unsere Bibliotheken und Hospitäler fielen. Der linke Theil der Stadt ist bekanntlich reich an Krankenhäusern, und deren Zahl war wegen der vielen Opfer der Belagerung noch gewachsen. Und so verging kein Tag, an dem wir nicht in den Zeitungen einige Protestationen angesehener Aerzte gegen die Mordthaten der Preußen in diesen Hospitälern gelesen hätten. Ihre Bomben waren mit einer Art Wuth fortwährend auf das Hospital von Val-de-Grace gefallen, General Trochu ließ daher die verwundeten Gefangenen dahin bringen und machte dem General von Moltke davon Anzeige. Seitdem konnte man bemerken, wie die Bomben diesen Punkt mit derselben Sorgfalt vermieden, mit welcher sie ihn vorher heimgesucht hatten. Der Luxemburg hat ebenfalls eine bedeutende Zahl Bomben erhalten, so daß die Kranken die großen, daselbst eingerichteten Lazarethe räumen mußten. Der Jardin des Plantes

war verwüstet und zerstört worden; die Treibhäuser, die schönsten der Welt, waren nur noch formlose Trümmer von Eisen und Glas und der ehrwürdige Director dieser wissenschaftlichen Anstalt, der berühmte Chevreul, hatte folgende Erklärung geschrieben, die er von der Akademie der Wissenschaften unterzeichnen ließ: „Der botanische Garten, der auf Befehl König Ludwig XIII. am 3. Januar 1636 zu Paris gegründet und den 23. Mai 1794 zum naturhistorischen Museum umgewandelt worden war, ist unter der Regierung König Wilhelms I. von Preußen und dessen Kanzler Bismarck von der preußischen Armee in der Nacht vom 8. auf den 9. Januar 1871 bombardirt worden. Bis zu dieser Zeit war er von allen Parteien sowie von allen einheimischen wie fremden Mächten geschont worden."

Was die Preußen am meisten gereizt haben soll, war, wie man sagt, unsere etwas ironische Art, sie als Barbaren zu behandeln. Welchen Namen aber sollte man ihnen geben? Barbaren waren die Römer, als sie die Schätze Korinth's plünderten und verbrannten; und sie, die Nachkommen Attila's, verdienten sie nicht auch Barbaren zu heißen, da sie ohne zwingende Nothwendigkeit, mit Zertretung jedes menschlichen Rechts und Verachtung aller Kunst, Verwüstung und Zerstörung in diese mit so viel Meisterwerken gefüllte Stadt verbreiteten; die mit ihren einfallenden Bomben die Ecole de Medecine und die Sorbonne zerschmetterten, wo sie sich doch ihre Wissenschaft geholt hatten, mit der sie sich jetzt brüsteten, welche die Bibliotheken vernichteten, in welchen sie so gastfreie und freundliche Aufnahme gefunden hatten.

Ganz Europa gerieth in Bewegung und protestirte durch die Stimme seiner berufensten Vertreter. Doch

was kümmerte sich der freche Sieger, den das Bewußtsein seiner Stärke und seiner Siege trunken gemacht hatte, um die demüthigen Einwendungen, welche sich in diplomatischen Phrasen kund gaben? Er antwortete mit brutalem Cynismus, und seine Erwiderung läßt sich in dem einen energischen Worte zusammenfassen: „Kümmere dich um deine Sachen!“ Und das Bombardement währte immerfort, und die höhnische Laune der ersten Tage machte einer gleich muthigen und stolzen Resignation Platz. Mehr als einmal habe ich die bombardirten Stadttheile besucht: man lebte darin fort wie zuvor. Das Gefühl einer traurigen Bewunderung überkam mich, wenn ich die lange Reihe der Hausfrauen sah, die ruhig, ohne Klage, in der steten Gefahr von Kugeln getroffen zu werden, in dem Schlamme der Straße stehend, auf ihre dürftige Ration Brod harrten. Kein Vorwurf, kein Murren kam über ihre Lippen. Man konnte nicht verlangen, daß sie lachten und scherzten, aber sie waren Heldinnen ihrer Art, die in der Stille duldeten und lieber Alles ertragen als sich ergeben wollten. Wer dies Schauspiel nicht gesehen hat, kennt das Pariser Volk nicht, weiß nicht, welcher Entsagung und welches glühenden Patriotismus es fähig ist. Mehr als einmal bin ich darüber bis zu Thränen gerührt worden. Die Regierung unterstützte die Bewohner der bedrohten Stadttheile auf jede Art, wenn sie ausziehen wollten; die Bewohner des rechten Seineufers boten ihren Freunden von der anderen Flußseite ihre Wohnung als Aufenthalt an; die Behörden stellte ihnen Casernen, leerstehende Häuser und Baracken zur Verfügung. Allein die Auswanderung war viel geringer, als man hätte glauben sollen. Zu genauen Angaben fehlen mir die officiellen Nachweise; doch weiß ich bestimmt, daß die Bevölkerung im Quartier Latin nur un-

bedeutend abgenommen hatte. Die armen Leute legen auf ihr Bischen Mobiliar Gewicht und wollen sich auf alle Fälle nicht von ihm trennen! Aengstliche Leute hatten befürchtet, daß bei der Fortdauer des Bombardements durch eine lange Reihe von Tagen die Bande der Gesellschaft sich lösen müßten, daß die Häuser, welche von ihren Miethern nothgedrungen verlassen würden, eine Beute der Plünderer und jenes Abschaums der Menschheit würden, der in dem Schlamm aller großen Städte sich gährend herumtreibt.

Aber nichts von alledem traf ein; die Polizei war abwesend oder machtlos, und trotzdem gab es weder Diebstahl noch Mord, und das ganze nur von Petroleum beleuchtete Stadtviertel, das keine Polizeisergeanten hatte, in welchem viele unbewohnte Häuser waren und in dem eine ausgehungerte Bevölkerung wimmelte, blieb so ruhig, wie man es nie in den glücklichsten Zeiten des Kaiserreiches gesehen hatte.

Was besonders zur Erhaltung der guten und tapferen Stimmung der Pariser beigetragen hatte, war die Ueberzeugung, daß jenseits der preußischen Linien Alles auf's Beste ging. Vom 20. December bis zum 8. Jänner waren wir ohne officielle Nachrichten. Die fürchterliche Kälte hatte die Tauben aufgehalten, da sie nur bei milder Witterung wandern. Einige, dem Feinde abgenommene Journale hatten in etwas dem Mangel an bestimmten Nachrichten abgeholfen. Diese Zeitungen, welche natürlich alle Ereignisse zum Vortheile der deutschen Armeen drehten, hatten uns trotzdem nicht verbergen können, daß, nachdem einmal die Massenerhebung begonnen, die Bewegung im Lande nicht stille gestanden hatte. Wir entzifferten mit

großer Mühe aus ihren abgerissenen Erzählungen, die absichtlich verwirrt schienen, was für unsere Sache Günstiges darin enthalten war. Doch war in den letzten Tagen dieses langen Schweigens, gestehen wir es uns nur, die Ungeduld bis auf's Höchste gestiegen und fing an drückend zu werden. Sie verrieth sich in der Gestalt, die sie gewöhnlich in belagerten Städten annimmt; man setzte Siegesgerüchte in Umlauf, ohne daß man die Urheber derselben ausfindig machen konnte. Diesmal war es ein Soldat, der sich durch das feindliche Lager geschlichen und dann hier erzählt hätte, daß Prinz Carl zweimal hintereinander von unserer Loire-Armee geschlagen worden sei, und daß diese jeden Augenblick hier eintreffen könnte. Der Mann existirte diesmal wirklich, aber es wurde dargethan, daß er in einer Aufregung war, die an Wahnsinn grenzte, und daß man seinen Worten kein Gewicht beilegen konnte. Jeden Morgen drängten die Zeitungen, die Regierung möchte doch ihr Schweigen brechen; es schien ihnen unmöglich, daß man nicht auf die eine oder andere Art etwas erfahren habe, daß man gar nichts mitzutheilen wisse. Die allgemeine Neugierde wurde noch besonders durch einen Artikel im „Officiel" gereizt, der durch seine unzusammenhängende und dunkle Sprache an die Orakelsprüche erinnerte. Er enthielt eine Anspielung auf Erfolge, welche wir errungen hätten und welche geeignet seien uns neue Zuversicht zu geben.

Alle Journalisten hatten einstimmig gefragt: „Was sind das für Erfolge? Warum theilt ihr sie uns nicht mit, wenn sie euch bekannt sind? Wißt ihr aber nichts davon, so müßt ihr auch nichts davon sprechen."

Die Regierung hüllte sich in ein majestätisches Schweigen. Doch endlich wurde der Zauber gebrochen.

Das Wetter war milder geworden, und so kamen am 7. Januar Brieftauben mit wichtigen Depeschen an, welche die Delegation von Bordeaux abgesandt hatte. Sie beherbergten ferner unter ihren Flügeln zwanzigtausend, sage zwanzigtausend Privattelegramme, und am folgenden Morgen hatte ich zum ersten Male seit vier Monaten Nachricht von den Meinen, die trotz ihrer Kürze wie erfrischender Thau auf mein Herz fiel.

Die Depeschen Gambetta's gaben uns Rechenschaft über die Kriegsoperationen, welche unsere Generale im Norden verfolgten. General Faidherbe hatte sich eine kurze Zeit auf Vitry, Arras und Douai zurückgezogen, hatte aber dann, in den ersten Tagen des Jahres 1871, eine starke Offensive ergriffen. Er war über Arras vorgedrungen und hatte in der Nähe von Bapaume am 3. Januar eine große Schlacht geschlagen, die von acht Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends gedauert hatte. Er hatte die Preußen aus allen Positionen geworfen. Sein Bericht sagte, daß unsere Verluste bedeutend, die des Feindes aber enorm seien. Einige Tage später war er noch weiter vorgedrungen und hatte eine Schlacht bei Pont-Noyelle, in der Nähe von Amiens, gewonnen und letztere Stadt besetzt.

Chanzy und Bourbaki waren uns noch interessanter als Faidherbe. Chanzy war, ohne es zu ahnen, in Paris der Löwe des Tages. Nachdem unsere Truppen zum zweiten Male Orleans geräumt, hatte Gambetta Aurelles de Paladine abgesetzt und Chanzy zum General ernannt. Bei der Aufzählung dessen, was der neue Chef Alles gethan habe, um unsere Armee zu retten, sagte Gambetta, daß Chanzy ihm der wahre Kriegsheld zu sein scheine, der aus den Ereignissen hervorgegangen sei. Mehr war für das gläubige und enthusiastische Paris nicht

nöthig, und man schwor nicht höher als bei Chanzy, ja der Eindruck war so stark, daß er noch heute besteht. Im Augenblick, wo ich dieses Capitel schreibe, ist Alles zu Ende, der Waffenstillstand ist unterzeichnet, die Loire-Armee vernichtet und unsere Forts sind in den Händen der Preußen, trotz alledem fühle ich immer eine gewisse Bewunderung für Chanzy, von dem ich weiter nichts weiß, als daß auch er geschlagen worden ist, wie die Anderen. Bourbaki hatte in unseren Augen das Verdienst, der Capitulation von Sedan (auf welche Weise ist uns unbekannt) entkommen zu sein und wieder die Waffen ergriffen zu haben. Der erstere dieser zwei Generale hielt in der Umgegend von le Mans den Preußen tüchtig Stand und ermüdete sie durch Hin- und Hermärsche. Man war noch nicht genau über die Bewegungen des Zweiten unterrichtet, doch zweifelte man nicht, daß er sich vorbereite, einen tüchtigen Schlag gegen den Prinzen Friedrich Carl zu führen. Man glaubte, er habe bei Nuits einen wirklichen Vortheil davon getragen, während Garibaldi in Dijon eingerückt sei.

Diese Nachrichten verbreiteten in Paris allgemeine Freude. Aller Augen strahlten in neuer Hoffnung; man redete einander auf den Straßen an und schüttelte sich die Hände. „Denken Sie, daß die Sache gut ausgeht?" — „Ich fange an, daran zu glauben." — „Ich auch." — Man ermuthigte sich auszuharren und war so zufrieden, daß man selbst Trochu gerecht werden wollte; so sagte man: „Sie wissen doch, alle Bewegungen unserer Generale geschehen nach seinen Instructionen... warten Sie nur, er weiß was er thut... Wenn er jetzt nichts unternimmt, so kommt das nur daher, daß er den günstigsten Moment erspäht...." Ich schäme mich fast, von den unaufhör-

lichen Schwankungen der öffentlichen Meinung zu erzählen, und uns Pariser, die wir doch für schlau und geistreich gelten, so schwankend zu zeigen, wie wir uns leicht in Illusionen wiegen und doch so rasch verzweifeln. Aber ich habe nicht gelernt, die Dinge zu schminken und mir die Aufgabe gestellt, sie so zu schildern, wie ich sie gesehen habe. Die Geschichte betrachtet sie mehr im Allgemeinen und von oben, sie wird nur von dem Heroismus der Vertheidigung sprechen und nur die rühmliche Seite in's Auge fassen; die Augenzeugen dagegen gehen gern auf Einzelnheiten ein, weil sie den Ereignissen näher gestanden haben.

Zu anderer Zeit würde uns dieser Trost für drei bis vier Wochen beruhigt haben; aber die lange Erwartung hatte die Gemüther überreizt, das Bombardement dauerte immer fort und breitete sich, einem Oelflecken vergleichbar, in jeder Nacht mehr aus.

Jeden Tag flogen die Kugeln um einige hundert Mètres weiter und schon hieß es, daß einige Bomben bis zur Seine gekommen seien. Unsere Forts antworteten, aber wenn man uns auch Wunder von ihrem Feuer erzählte, so schien es uns doch, als fügten sie den preußischen Batterien keinen bedeutenden Schaden zu und jedenfalls brachten sie dieselben nicht zum Schweigen. Ja, das Gerücht ging in Paris, daß die Forts selbst, besonders das von Issy, Vanves und Montrouge, sehr gelitten hätten; daß die Casematten zerschmettert, die Wälle an verschiedenen Punkten demolirt wären und breite Breschen zeigten. Ob diese Gerüchte der Wahrheit entsprachen, konnten wir nicht wissen, da wir uns nicht an Ort und Stelle davon überzeugen konnten. Allein die Bulletins des Generals Schmitz vermochten uns nur halb zu beruhigen und wir gedachten des schrecklichen Wortes, das Bismarck zu Jules Favre

gesagt hatte: „Wenn wir wollen, nehmen wir zwei eurer Forts binnen vierundzwanzig Stunden.“ Einmal aber Herren der Forts, waren sie auch Meister von Paris! Es galt also, sie durch andere Mittel aufzuhalten, als durch das Feuer einer Artillerie, die nicht im Stande war, sich mit den Krupp'schen Kanonen zu messen.

Aber welche Mittel blieben uns noch? Entweder tägliche Ausfälle oder ein großer Durchbruch. Man sah nicht klar, kam aber immer darauf zurück, daß etwas geschehen müsse. Ja, man verlangte es mit um so größerem Nachdruck, als Viele sich einbildeten, das ganze fortgesetzte Bombardement sei nur eine Kriegslist. General von Moltke lasse uns nur so furchtbar beschießen, um unseren Ideen eine andere Richtung zu geben; und während wir gespannt auf den Donner seiner Mörser lauschten und uns so gut als möglich gegen seine Bomben zu schützen suchten, habe er ohne Zweifel zahlreiche Truppenabtheilungen entsendet, welche die Armee Chanzy's überfallen und vernichten sollten. Darüber müsse man sich Gewißheit verschaffen, man dürfe dem Feind keinen Augenblick Ruhe gönnen, alle seine Kräfte um Paris festhalten. Zur Bekräftigung dieser Ansicht versicherten Personen, welche die Geheimnisse der Regierung zu kennen behaupteten, daß in dem nicht veröffentlichten Theil der Gambetta'schen Depesche dieser letztere sich über die Unthätigkeit Trochu's beschwert und ihm gesagt habe: „Sie sind unser Verderben! Schlagen Sie sich doch! Thun Sie doch etwas!“

Der Bericht über zwei oder drei kleine nächtliche Gefechte, welchen die Morgenblätter brachten, erfüllte daher die Bevölkerung mit unglaublichem Vergnügen. Sie waren von keiner Bedeutung gewesen und eines war sogar übel abgelaufen, allein was lag daran? War es doch klar,

daß der Obergeneral die Nothwendigkeit kräftigen Handelns erkannt hatte. Man drängte ihn, man flehte ihn an, noch weiter zu gehen. Die berufensten Organe der öffentlichen Meinung gaben ihm durch versteckte Anspielungen zu verstehen, daß es seine Pflicht wäre, einem kühneren und jüngeren Mann den Platz zu räumen, wenn er nicht an den schließlichen Erfolg glaube oder nicht die nöthige Energie, das Glück zu zwingen, in sich fühle. Vor Allem war man gegen seinen Generalstab aufgebracht, zu dem man nicht das geringste Vertrauen hatte. Jedenfalls hatte der arme Schmitz seine Bulletins in höchst lächerlicher Weise abgefaßt; aber wenn man als Schriftsteller erbärmlich ist, braucht man deshalb als General noch nicht unbedeutend zu sein. Aber man beschuldigte ihn nicht allein der Mittelmäßigkeit, die Menge flüsterte von Verrath. Ich würde dieser ebenso abgeschmackten als gehässigen Gerüchte gar keine Erwähnung thun, wenn General Trochu nicht geglaubt hätte, sie in einer Proclamation widerlegen zu müssen, die er an allen Straßenecken anschlagen ließ. Man hatte bemerkt, daß die Preußen immer in Kenntniß über den Punkt gesetzt waren, wo unser Angriff stattfinden sollte und daß sie immer gerüstet dastanden. Durch wen anders konnten sie im rechten Augenblicke gewarnt werden, als durch Trochu's Vertraute, die Einzigen, welche in das Geheimniß der beabsichtigten Unternehmungen eingeweiht waren? Durch dieses eine Detail sieht man, bis zu welchem Grade die Geister gereizt und erregt waren.

So fühlte sich denn die ganze Stadt unaussprechlich erleichtert, als sie in der Frühe des 19. Januar an den Mauern folgende Proclamation der Regierung las: „Der Feind tödtet unsere Frauen und Kinder; er bombardirt uns Tag und Nacht, bewirft selbst unsere Lazarethe mit

Bomben. Ein einziger Ruf ertönt aus Aller Mund: „Zu den Waffen!“ Diejenigen von uns, die ihr Leben auf dem Schlachtfeld hingeben können, werden gegen den Feind marschiren. Die Zurückbleibenden werden sich des Heldenmuthes ihrer Brüder würdig zeigen; sie werden im Nothfalle die härtesten Opfer bringen und somit in anderer Weise dem Vaterlande ihre Hingebung beweisen. Dulden und sterben, wenn es sein muß — aber siegen!“

Diese Proclamation war nicht von Trochu unterzeichnet. Wir erfuhren durch einen Tagesbefehl des Generals Leflô, daß sich Trochu an die Spitze der Truppen gestellt habe, und der Kriegsminister interimistisch das Amt eines Gouverneurs von Paris versehe. Wir schloßen daraus, daß ein heißes Treffen bevorstehe. Offenbar wollte Trochu nicht mehr nach Paris zurückkehren; er wollte entweder den so oft versprochenen großen Durchbruch erzwingen oder an der Spitze seiner Truppen fallen.

Diesmal waren es die Marschregimenter, die berühmten Regimenter der mobilisirten Nationalgarde, denen man die Ehre zugedacht hatte, die Schlacht zu eröffnen. Die alten Kriegsknechte benahmen sich freilich sehr verächtlich gegen diese Bürger, die sich als Soldaten verkleidet hätten. Man erzählte sich die Aeußerung eines alten Generals, der über diese Unternehmung gesprochen und wörtlich gesagt hätte: „Diese Maulhelden der Nationalgarde wollen platterdings sich einmal das Maul verbrennen; nun wird man sie dazu hinführen.“ Dieses soldatische Wort wurde von den Zeitungen in einem allerdings weniger pittoresken als akademischen Styl wiederholt: „Die Nationalgarde wünscht einen Aderlaß, sie soll ihn haben.“ Aber die so verleumdeten Bürger, diese „Pantoffelhelden“, wie man sie ironisch nannte, setzten durch

ihren ernsten Eifer, ihre kriegerische Haltung, ihren Muth und ihre Hingebung alle Officiere der regulären Armee in Erstaunen. Mein Lob kann nicht verdächtig sein; ich gehörte nicht zu den Marschbataillonen, da ich bei meiner besonderen Kurzsichtigkeit als Soldat gefährlicher für den Nachbar als für den Feind geworden wäre. Ich wiederhole nur das allgemeine Urtheil und die Ansicht selbst vieler höheren Officiere. Kein denkender Mensch wird sich darüber wundern; ist es doch nur natürlich, daß gebildete, liberale und patriotische Männer, die für Haus und Herd kämpfen, bei der Vertheidigung ihrer Stadt mehr Muth entfalten, als Soldaten vom Handwerk; daß sie zum wenigsten eben so viel Entschlossenheit und Festigkeit, zugleich aber bei aller Hingebung mehr Einsicht und mehr Ueberlegung beweisen. Hätte man das doch früher geglaubt! Hätte man gleich von Anfang an aus diesem Chaos der Pariser Nationalgarde, die man so lange in fruchtloser Agitation sich hatte umtreiben lassen, die hunderttausend tapferen jungen Leute, die sich in ihren Reihen fanden, ausgeschieden, welche Armee hätte man im Laufe von drei Wochen formen können! Doch weg mit dem schmerzlichen Bedauern! Was geschehen ist, ist geschehen, aber meine Augen füllen sich mit Thränen der Wuth, wenn ich daran denke! Unbegreifliches, albernes Vorurtheil des Gamaschenknopfs! Aber wir haben für ewig mit ihm abgeschlossen. Auch wir werden eine Nation unter Waffen sein, nur Bürger als Soldaten und Soldaten als Bürger haben — und dann sollen sie sehen! Vielleicht ist der Tag der Vergeltung nicht so fern, als man denkt!

Die Marschbataillone, welche zum Ausfall befehligt waren, hatten sich in den Nachtstunden gesammelt und waren heiteren Muths mit dem Tornister auf dem Rücken

ausgezogen. Nach einem lebhaften Kampf bemächtigten sie sich mit großer Bravour der Redoute von Montretout, und drangen durch die Bresche in den Park von Buzenval. Dort fiel im Kampfgewühl, von einer tödtlichen Kugel getroffen, ein Mann, dessen Verlust ganz Paris betrauerte, Henri Regnaut, der Maler der „Salome", jenes Bildes von so wunderbarer Kraft und Farbe, das bei der letzten Ausstellung den großen Preis erhalten und Frankreich einen neuen genialen Maler hatte hoffen lassen. Er hatte erst ein Alter von neunundzwanzig Jahren erreicht und alle Kenner waren einig, in ihm das künftige Haupt einer Schule, einen jener Männer zu sehen, welche die Kunst erneuern und den Ruhm eines Jahrhunderts bilden. Erst neunundzwanzig Jahre alt, jung, lebenskräftig, seit zwei Jahren mit einem innig geliebten Mädchen verlobt; irgend ein deutscher Dummkopf, der früher unsere Canäle kehrte, schießt auf's Gerathewohl sein Gewehr ab — und das ganze Glück bricht für immer zusammen, der Ruhm, die Freude, die Hoffnung auf so viele Meisterwerke! Eine Braut verzweifelt, eine Mutter stirbt vor Kummer, ein ganzes Volk, die Kunst betrauert den Verlust! Wie scheußlich, wie sinnlos ist doch der Krieg!

Ungeduldig und überreizt wartete die Menge auf den Boulevards und in der Rue Drouot auf die Schlachtbulletins, deren von Stunde zu Stunde neue ausgegeben wurden. Das erste hatte uns hoch erfreut, aber doch auch beunruhigt. Zu oft hatten wir am Abend eines Schlachttages die voreilige Freude des Morgens bereuen müssen. Das zweite Bulletin lautete schon weniger tröstlich, denn es sprach von dichtem Nebel, der den Ueberblick erschwere. Das dritte und vierte gaben uns bereits trotz aller vertuschenden Redensarten klar zu verstehen, daß wir, wenn

wir auch nicht gerade zurückgeschlagen waren, doch jedenfalls nicht vordringen konnten. Das letzte endlich, das um fünf Uhr fünfzig Minuten gesandt wurde, besagte wörtlich: „Da der Feind gegen Abend mit ungeheuerer Artillerie und großen Infanteriemassen gegen uns vordrang, mußten unsere Colonnen die Höhen, welche sie den Morgen genommen hatten, aufgeben. Unser Verlust ist noch nicht bekannt, der des Feindes ist nach Aussage der Gefangenen sehr bedeutend."

Also dieselbe Geschichte sollte sich jedesmal neu abspielen! Jedesmal sprach man uns von jener übermächtigen Artillerie, welche am Ende des Tages eintraf und das Schicksal des Kampfes entschied. Aber waren wir denn ohne Artillerie? Was hatte man denn mit jenen Hunderten von Kanonen gemacht, zu deren Herstellung eine patriotische Sammlung die Mittel aufgebracht und die man der Regierung zur Verfügung gestellt hatte? Wahrscheinlich bewahrte man dieselbe, um sie den Preußen am Tag der Uebergabe auszuliefern. Der trübselige Eindruck wurde noch durch die Depesche des folgenden Tages erhöht. General Trochu sagte darin, daß man schleunigst einen Parlamentär nach Sèvres entsenden müsse, um einen zweitägigen Waffenstillstand für die Beerdigung der Todten und die Wegschaffung der Verwundeten zu erlangen. Zwei Tage! Sie mußten also zu Bergen aufgethürmt sein! Und gleichsam als Erläuterung zu diesem Bulletin veröffentlichte man einen Brief Trochu's mit der Contrasignatur des Generals Schmitz, in welchem es hieß: „Senden Sie mir so viel Wagen als möglich und so viel Bahrenträger als Sie immer auftreiben können!" Es schien in der That, als handle es sich um die Räumung des Schlachtfeldes von Waterloo.

Paris war einen Augenblick wie betäubt und gab

sich der tiefsten Traurigkeit hin. Erst die tapfere Nationalgarde selbst, die sich so gut geschlagen hatte, verscheuchte diese Stimmung. Es scheint kaum glaublich, ist aber völlig wahr. Wir wähnten eine furchtbare Schlacht verloren zu haben, und die Nationalgarde klärte uns erst darüber auf, daß dem nicht so wäre. Man habe ihr den Befehl zum Rückzug gegeben, und so sei sie zurückgegangen, aber freiwillig, unbelästigt, und sie habe nicht geahnt, daß sie, um mit den Soldaten zu reden, eine Niederlage erlitten hätten. Wohl seien viele, nur zu viele gefallen oder verwundet, aber doch nicht so viel, als man zu fürchten glaube. General Trochu habe einzig deshalb mehr Wagen und Bahren verlangt, weil der Schmutz grundlos sei und man heute zehn Pferde brauche, wo vor acht Tagen im Frostwetter ein einziges genügt hätte.

„Welche Ungeschicklichkeit!" hieß es von allen Seiten. Dann, bei ruhiger Ueberlegung, fragte man sich, ob es wirklich nur Ungeschicklichkeit und nicht vielleicht Absicht wäre? Ob man nicht die Phantasie der Pariser mit Schreckbildern erfüllen und sie mit der Idee einer Capitulation vertraut machen wolle? Diejenigen, die so dachten (und bald dachten Alle so), hoben die Art hervor, mit der das „Journal officiel" die Neuigkeiten mittheilte, die durch Brieftauben aus der Provinz eingelaufen waren. Das Regierungsorgan sagte, man habe bis jetzt nur die ersten Sätze der Depeschen aus Bordeaux entziffern können, und diese sprächen von einer Stockung in dem Vormarsch der Westarmee, sowie von wichtigen Erfolgen der Ostarmee. Ueber diese Erfolge, die es doch als wichtig bezeichnete, bewahrte das Blatt alsdann ein tiefes Schweigen, während es mit auffallender Vorliebe sich darin gefiel, Einzelnheiten über die Veranlassung zu geben, welche Chanzy's Armee in ihrem Vormarsch gehemmt hätte.

Nur zu bald hörten wir die volle erschütternde Wahrheit. Kein Zweifel war mehr möglich; Chanzy, auf den wir so sehr gerechnet, so fest gehofft hatten, war geschlagen, seine Armee zerstreut oder vernichtet. Stunde auf Stunde veröffentlichte man die eintreffenden Depeschen und Tagesbefehle; als das „Journal officiel" an die Darstellung der Niederlage kam, setzte es nur Punkte. Aber diese schweigsamen Punkte hatten eine furchtbare Beredsamkeit! Nach dieser Seite hin war Alles verloren; aber so sehr bedurften wir irgend eines Hoffnungsstrahls, daß wir unsere Blicke nun nach Osten richteten. Man sprach von einer glücklichen Bewegung Bourbaki's, der, von Garibaldi unterstützt, sich zwischen Deutschland und die Belagerungsarmee eingeschoben habe und deren Rücken bedrohe. Wenn es ihm gelänge, die Verbindungslinien der Preußen abzuschneiden, so wäre noch Aussicht auf Rettung, meinten wir. Er könne dann Faidherbe die Hand reichen... Denn wir zählten noch auf Faidherbe!

Indessen wuchsen die Besorgnisse von Stunde zu Stunde! Das Bombardement, das in Folge unseres Angriffs auf Montretout einen Augenblick nachgelassen hatte, war mit unerhörter Heftigkeit wieder aufgenommen worden, und die Preußen hatten am 21. in der Frühe ihr Feuer auch gegen Saint-Denis eröffnet. Sie wollten es unsern Truppen unmöglich machen, in Saint-Denis zu bleiben, wollten sich selbst darin festsetzen und von da Belleville zusammenschmettern. Sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß die unruhige Bevölkerung von Belleville ihr Viertel verlassen, sich in Paris herumtreiben und überall Unordnung und Unsicherheit verbreiten würde. Somit drohte uns auch noch in nicht allzuferner Zukunft der Bürgerkrieg. Das aber wäre unser Untergang! Auf die Regierung konnte man nicht rechnen, um diese Gefahr zu

beschwören, denn sie hatte alles Ansehen verloren und wurde nur geduldet, weil man keine andere zur Hand hatte. Von allen Seiten jedoch erhob sich der Sturm gegen ihre Unthätigkeit und ihre Ungeschicklichkeit. Ganz besonders erbost war man gegen Trochu, von dem das Gerücht in Paris ging, daß sein Mysticismus in Wahnsinn übergegangen sei; er behaupte, Genoveva, die Schutzpatronin der Stadt, sei ihm erschienen und ferner habe er in einer officiellen Proclamation die Einwohner unter den Schutz dieser Heiligen gestellt. Zum Glück habe Jules Favre diese Verkündigung noch rechtzeitig unterdrücken können. Sein Costüm aber erinnere theils an die Helden der komischen Oper, theils an die frommen Kirchenältesten. Mehr braucht es nicht, um in Paris einen Mann lächerlich zu machen, zumal wenn er kein Glück in seinen Unternehmungen gehabt hat. Die Fluth der Unpopularität stieg so schnell und so drohend, daß die Regierung sich genöthigt sah, nachzugeben; sie verfügte, daß der Oberbefehl über die Armee von Paris und das Amt des Präsidenten der Regierung künftighin nicht mehr in einer Hand vereinigt sein solle. Divisionsgeneral Vinoy wurde zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt, während General Trochu Präsident des Ministerraths blieb, den Titel und das Amt eines Gouverneurs aber aufgab. So erfüllte sich das Wort der Schrift: „Der Gouverneur von Paris wird nie capituliren."

Die Gelegenheit zur Emeute war zu schön. Man wird schon bemerkt haben, daß die Anhänger der Commune nach jeder Katastrophe aus ihrem Dunkel auftauchten, wie die Teufelchen aus einer Zauberdose. Man dachte kaum noch an sie, denn ihre Journale waren aus Mangel an Lesern verstummt und ihre Reihen schienen sich sehr gelichtet zu haben. Es gab nur noch wenige Fana-

tiker, welche selbst vor einem Bürgerkrieg nicht zurückscheuten; aber diese Wenigen hielten sich bereit und glaubten jetzt, ihre Stunde habe geschlagen In der Nacht vom Samstag auf Sonntag erbrach eine Handvoll Meuterer die Thore des Gefängnisses von Mazas. Es konnte dies nur im Einverständniß mit dem Director der Anstalt geschehen, der auch zwei Tage nachher abgesetzt wurde. Die Bande befreite mehrere politische Gefangene, darunter Flourens, den unvermeidlichen Major, und zog dann nach der Mairie des 20. Arrondissements, wo sie zweitausend Rationen Brod plünderte, ein Stückfaß Wein zu Ehren der Commune trank, jedoch am andern Morgen verjagt wurde, ohne daß sie Widerstand leistete.

Kurze Zeit darauf aber zog das 101. Marschbataillon, in der Stärke von etwa hundertfünfzig Mann, nach dem Stadthaus und marschirte gerade in dem Augenblick auf dem Platze auf, als die Vertreter einer unbewaffneten Manifestation von einer Audienz bei den Mitgliedern der Regierung zurückkamen. Aus den Reihen des Bataillons fielen einige Schüsse und trafen einige Mobile aus der Bretagne, welche die Wache auf dem Stadthaus bezogen hatten. Ein junger Officier fiel von drei Kugeln durchbohrt. Die Mobilen antworteten mit einem Pelotonfeuer und die dichte Volksmenge stob schreiend und sich überstürzend auseinander, aber Mehrere waren als Opfer gefallen. Alles schien vorüber, als plötzlich die Fenster einiger dem Stadthause gegenüberliegenden Häuser sich öffneten und ein lebhaftes Gewehrfeuer aus ihnen unterhalten wurde. Die Truppen, welche auf dem Platze in Bereitschaft standen, erhielten Befehl, sich dieser Häuser zu bemächtigen, und sie ergriffen daselbst dreizehn bewaffnete Nationalgardisten vom 101. Bataillon, unter ihnen den früheren Commandanten desselben, Sapia, der diese Leute auch jetzt be-

fehligt hatte. Der ganze Vorfall währte höchstens zwanzig Minuten.

Zu keiner Zeit habe ich empfunden, wie groß und weitläufig Paris ist, und wie die Stadt eine wirkliche Welt für sich bildet. Da es Sonntag und schönes Wetter war, hatte ich mit einigen Freunden einen Spaziergang auf den Boulevards gemacht. Die Pariser lieben den Sonnenschein und waren schaarenweise und heiter gestimmt nach den Champs Elysées gezogen. Zufällig begegneten wir einem Freund, der uns mittheilte, daß man sich beim Stadthaus schlage. Eiligst gingen wir in dieser Richtung und auf unserm ganzen Weg sahen wir nur gleichgültige Spaziergänger, die keine Ahnung davon hatten, daß man nicht weit von ihnen auf einander schoß. Aber je näher wir dem Platze kamen, desto mehr änderte sich das Aussehen der Straßen; überall hatten sich belebte Gruppen gebildet, überall hörte man Redner auf offener Straße, und eine sturmbewegte Menge wälzte sich dem Kampfplatz zu. Wir überschritten den Platz, an den Ambulanzwagen vorüber, welche die Verwundeten fortschafften, und begegneten den Polizeipräfecten Cresson, der uns nach der andern Seite gehen hieß; denn schon erschienen die Truppen und umzingelten die besiegten Aufrührer. Wir waren auf dem linken Ufer; hier pfiffen die preußischen Granaten, während unsere Forts ihnen mit Kanonendonner zu antworten suchten. Es war ein ununterbrochenes Artilleriefeuer. Wir gingen über die fast öden Kai's zurück und kamen über den Pont des Arts, auf den Platz des Théâtre-Français.

Eine große Menge kam aus dem Theater, wo man Figaro's Hochzeit gegeben hatte; es war die Stunde, in der die Abendblätter gewöhnlich erscheinen, und man beeilte sich, sie in den Kiosks zu kaufen. Wir gingen bis zu den Champs-Elisées, wo die Kinder wie gewöhnlich

spielten, und eine sonntäglich geputzte Menge sah voll Neugierde auf eine Escadron Cavallerie, die unter Trompetenklang ihres Weges dahinzog. Mir fiel dabei der Brief jenes preußischen Soldaten an seine Mutter ein, welchen uns die Zeitungen seinerzeit mitgetheilt hatten, und in dem es hieß: „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie ungeheuer groß dieses Paris ist; aber die Pariser sind sonderbare Leute, sie trompeten den ganzen Tag.“

Dieser Krawall machte bei dem Publicum kein großes Aufsehen, und erregte mehr Verachtung als Zorn. Die Zahl der Angreifenden wär so klein gewesen und man hatte sie so rasch zur Ordnung gebracht, daß ihr Unternehmen schon durch die Art, wie sie es in Scene setzten, völlig sinnlos erschien und man sie mehr für Narren als für Verschwörer erklärte. Höchstens fügte man noch hinzu, daß es gefährliche Narren wären, und daß man diese ewigen Unruhestifter unschädlich machen müßte, die zu all' dem Unglück, das uns schon betroffen hatte, auch noch den Bürgerkrieg heraufbeschwören wollten. Der Anklageact fand in den Handlungen, deren man Flourens beschuldigte, einen Act des Einverständnisses mit dem Feind und schien damit die Vermuthung auszusprechen, daß Bismarck die Unruhestifter bezahlt habe, welcher Ansicht nicht Wenige beistimmten.

Diese Meinung war wenig glaubwürdig, denn in diesem Augenblicke bedurfte der preußische Minister schon keiner Revolution in Paris mehr, um sich die Thore der Stadt zu öffnen. Unsere Lage verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. Man erfuhr nicht nur die vollständige Niederlage Chanzy's, sondern auch die Faidherbe's und Bourbaki's; Bourbaki, unsere letzte Hoffnung, war zwischen zwei feindliche Armeen eingeschlossen und, weit davon entfernt uns zu Hilfe zu eilen, hatte er

die größte Mühe, sich selbst zu retten. Der „Officiel" gab uns diese Nachrichten eine nach der andern, ohne ein Wort der Erläuterung, als wenn er uns hätte sagen wollen: „Seht, so stehen die Dinge! Was haltet ihr davon? Was würdet ihr an meiner Stelle thun?"

Dieses Schweigen reizte uns und benahm uns doch gleichzeitig allen Muth. Nach welcher Seite wir auch die Blicke richteten, wir sahen nur unzweideutige Zeichen der baldigen Auflösung. Die tägliche Ration der Bevölkerung war auf dreihundert Gramm Brod und dreißig Gramm Pferdefleisch festgesetzt worden. Um seine Portion zu erhalten, mußte man drei Stunden bei Bäcker und Fleischer Queue stehen und oft waren die Vorkehrungen so schlecht getroffen, daß gar manche arme Leute, die nichts Anderes zu essen hatten, nach langem Harren mit leeren Händen heimkehrten. Ich habe mehr als einmal einer weinenden Frau mein Stück Brod gegeben. „Was soll ich thun?" sagte sie mir. „Ich habe kein Brod und weiß auch nicht, wie ich es bekommen könnte." Dabei war das Brod so entsetzlich, daß mich der Ekel erfaßte, wenn ich es nur auf dem Tische sah, und ich hielt mich lieber an Zwieback, von dem ich einen kleinen Vorrath besaß. Und doch war dieses Brod nebst einer Weinsuppe die einzige Nahrung vieler vordem wohlhabenden Familien. In Folge dessen traten bald sehr heftige Diarrhöen auf. Dennoch blieb die ganze Bevölkerung trotz ihres Elends ruhig und gefaßt, wie ich nicht oft genug hervorheben kann. Die Leute waren wohl traurig und klagten, aber die Idee, durch Unterhandlungen mit den Preußen das Ende so vieler Leiden herbeizuführen, kam ihnen nicht in den Sinn. Dazu kamen fortwährend andere Entbehrungen aller Art; so blieb, um nur ein Beispiel anzuführen, Paris vierzehn Tage ohne Bäder, da die Kohlen mangelten, um das Wasser zu wär-

men. Immer häufiger wurden Requisitionen der nothwendigsten Lebensmittel angeordnet; bald galten sie den Kartoffeln, bald dem Zucker. Jede Requisition aber hatte, der eigenthümlichen Natur des Handels gemäß, jedesmal eine Preissteigerung zur Folge, welche ihrerseits wieder die Regierung bewog, die Requisition fallen zu lassen. Der Wirrwarr in allen Verhältnissen war furchtbar. So wenig wir in diesen Tagen des Unglücks einen General hatten, der uns zu führen wußte, so wenig fanden wir einen Mann, der sich auf Organisation und Verwaltung verstanden hätte, und muthlos ließen wir die Arme sinken.

Allmälig wurde die Nothwendigkeit der Capitulation einem Jeden klar, und das Bewußtsein davon erfüllte alle Herzen mit Unruhe und Besorgniß. Noch wagten die Zeitungen das letzte schreckliche Wort nicht auszusprechen, allein die einsichtigeren Blätter mahnten die Regierung täglich an ihre Pflicht, jeden Morgen sich genaue Rechenschaft über den Stand der Vorräthe geben zu lassen, zu berechnen, wie viel Zeit man noch ausharren könne, um sich darnach zu entscheiden, denn die Zeit des Zögerns sei vorüber; es gelte einen raschen und entschiedenen Entschluß. Welches auch immer der Wille der Regierung sei, man werde sich ihm fügen, wenn sie nur überhaupt einen Willen habe und ihn bekannt geben wolle. Die widersprechendsten Gerüchte circulirten in Paris über den Stand der Vorräthe. Die Optimisten sagten, man habe noch Mehl bis zum 15. März; Andere, die Zutritt in die Ministerien hatten und besser unterrichtet waren, gestanden, daß man höchstens noch für acht Tage zu essen habe, daß die Stadt am 3. Februar sich ohne einen Bissen Brod befinden und in der Unmöglichkeit sein werde, neue Vorräthe zu beschaffen. Eine Million Menschen werde dann

vielleicht vor Hunger sterben, bevor nur ein einziger Sack Getreide herbeigeschafft werden könne.

Man erzählte sich, daß die Regierung auf dem Stadthaus sich in der peinlichsten Unentschlossenheit abquäle. Sie hatte alle Oberofficiere der Armee von Paris zu einem außerordentlichen Kriegsrathe berufen, hatte ihnen den Stand der Vorräthe und der Armeen dargelegt, und sie der Reihe nach um ihre Meinung befragt, wobei sie demjenigen den Oberbefehl zusicherte, welcher die Verantwortlichkeit für den bis zum Aeußersten fortgesetzten Widerstand übernehmen wollte. Aber Generale, Oberste und einfache Hauptleute hatten alle, einer nach dem andern, diese furchtbare Ehre abgelehnt. Nur ein Einziger — wenn überhaupt der Bericht wahrheitsgetreu ist — hätte mit Nachdruck einen, seiner Ansicht nach unfehlbaren, Plan zu einem glücklichen Durchbruch dargelegt, wobei auch er freilich hätte zugeben müssen, daß er, selbst nach glücklich ausgeführtem Durchbruch, mit seinem Heer ohne Munition und ohne Lebensmittel in eine Lage gerathen müsse, in welcher sein Untergang sicher sei.

So blieb denn nichts Anderes übrig, als zu unterhandeln. Viele waren überzeugt, daß Jules Favre bereits über die Convention unterhandle, und daß man erst nach ihrem Abschluß der Bevölkerung davon Mittheilung machen werde. Eine unglaubliche Aufregung hatte sich der Stadt bemächtigt. Mittags erzählte man sich, daß Gambetta aus Verzweiflung über soviel Unglücksfälle sich erschossen habe, und daß somit dieser verderbliche Krieg, der mit dem Selbstmord Prevost-Paradol's begonnen habe, mit Gambetta's Tod abschließe. Um zwei Uhr versicherte man, er sei ermordet worden, um drei Uhr wollte man wissen, daß er mit Faidherbe in Lille eingeschlossen sei. Man habe in der Provinz eine neue

Regierung eingesetzt, an deren Spitze Thiers stehe, und dieser lasse durch Lord Lyons einen allgemeinen Waffenstillstand vermitteln. Die Gerüchte von einem Waffenstillstande erschienen um so glaubwürdiger, als das Feuer, wenigstens auf der Südseite, bedeutend nachgelassen hatte, denn Saint-Denis wurde allerdings noch fortwährend heftig beschossen. Unser Gehör hatte sich an den steten Kanonendonner so gewöhnt, daß uns diese unerwartete Stille förmlich erstaunte.

Endlich am 27. lernten wir unser Schicksal kennen, denn an jenem Tage brachte das „Journal officiel" folgenden Artikel:

„Solange die Regierung auf eine Hilfsarmee zählen konnte, war es ihre Pflicht, nichts zu versäumen, was die Vertheidigung von Paris ermöglichen konnte. Unsere Armeen sind zwar auch gegenwärtig noch kampfbereit, allein das Kriegsglück hat sich gegen sie entschieden, und sie stehen — die eine unter den Mauern von Lille, die zweite jenseits Laval, die dritte an unseren östlichen Grenzen. Jede Hoffnung ist geschwunden, daß sie sich uns nähern könnten, und unsere Vorräthe gestatten uns nicht länger zu warten. In dieser Lage erkannte es die Regierung für ihre Pflicht zu unterhandeln, und in diesem Augenblicke sind die betreffenden Unterhandlungen im Gang. Man wird begreifen, daß wir noch nicht in Einzelnheiten eingehen können, wenn wir die Schwierigkeiten der Lage nicht noch vermehren wollen. Indessen hoffen wir schon heute, daß das Princip der nationalen Souveraineität durch die unverzügliche Berufung einer Nationalversammlung gewahrt wird, und daß der Waffenstillstand den Zweck hat, den Zusammentritt dieser Versammlung zu ermöglichen. Das deutsche Heer wird während des Waffenstillstandes die Forts besetzen, aber unsere Nationalgarde sowie eine

Division der Armee wird intact bleiben, und keiner unserer Soldaten wird außerhalb unseres Landes geführt werden."

Diese Mittheilung war zu sehr erwartet; man hatte das Volk zu gut auf sie vorbereitet, als daß es von ihr überrascht worden wäre. Ich kann den Eindruck, den der Artikel auf uns machte, nur mit den gemischten Gefühlen vergleichen, die sich unserer Seele bemächtigen, wenn man uns einen Todesfall nach langwieriger schmerzlicher Krankheit meldet. Der Tod war unvermeidlich, er nimmt folglich eine schwere Last von dem Herzen, und man athmet auf, nicht, weil man sich befriedigt, wohl aber, weil man sich erleichtert fühlt. So ist es also zu Ende und wir wissen nun, woran wir uns zu halten haben! Nicht länger mehr werden wir die Beute der Ungewißheit, des ewigen Auf- und Abwogens zwischen Hoffnung und Schrecken sein! Es ist als ob uns die Kräfte verlassen, als ob die zu lang überreizten Nerven plötzlich nicht mehr widerstehen könnten. Aber andererseits liebte man ihn doch von Herzen, den Dahingeschiedenen, und so schwach die Hoffnung gewesen war, die in dem Herzen lebte, man hatte sie aufrecht erhalten, so lange das Leben noch flackerte, und sie hatte unser Aller Gesicht mit einem Strahl der Freude verklärt. Jetzt aber ist Alles hin, Alles; man zürnt in seinem Herzen dem Schicksal, ein dumpfer Schmerz bemächtigt sich der Zurückgebliebenen und versenkt sie in tiefe Bestürzung.

So ungefähr waren die Gefühle, welche die Pariser Bevölkerung bewegten. Sie scheinen sich zu widersprechen, aber das menschliche Herz ist einmal so geschaffen, daß es mit wunderbarer Leichtigkeit die sonderbarsten Widersprüche in sich verträgt. Zudem hatten wir noch den traurigen Trost, daß es nicht unsere Schuld war, und daß uns die richtigen Führer gefehlt hatten. Dieses Zeugniß

konnte sich Paris geben, und John Lemoinne, der geistreiche Mitarbeiter der „Débats“, gab dieser Ueberzeugung in einem Artikel Ausdruck, der großes Aufsehen machte. Er führte aus, daß die Schreier von Belleville, welche freilich am lautesten über Verrath schreien würden, nicht am schwersten von dieser letzten Demüthigung betroffen würden, daß vielmehr die Bürgerschaft am meisten unter ihr leide; sie, die rechtlich, arbeitsam und hingebend den Begriff des Vaterlandes und die Liebe zu ihm hochhalte, und die seit vier Monaten die ganze Last des Widerstandes getragen habe. Der Artikel schloß dann mit folgenden schönen Worten:

„Ihr Alle, Kinder unseres Frankreich, die ihr zu diesem höchsten Kampf mit versöhntem Geist euch zusammengeschart habt, deren Seele in diesem Augenblick mit der Verzweiflung ringt — ihr dürft euch sagen, daß ihr frei seid vor jedem Vorwurf; Gott und die Menschen dürft ihr zu Zeugen dessen anrufen, daß ihr bis zum letzten Augenblick eure Pflicht gethan habt. Bis zum letzten Tag hielt Paris, die so viel verleumdete Stadt, die Fahne des Vaterlands aufrecht, und daß es das gethan, wird ihm zu ewigem Ruhme gereichen. Das sterbende Frankreich konnte sagen: „Gott wohnt zu hoch, Frankreich liegt zu fern.“ Aehnlich kann Paris sagen: „Frankreich liegt zu fern.“ Die Nation, deren Seele durch so viele Revolutionen zerrissen und gebrochen ist, hat sich nicht finden können; ihre blutigen Reste haben vergebens versucht, sich einander zu erkennen, einander zu nähern. Möge Frankreich in dieser furchtbaren Prüfung wenigstens das Bewußtsein seiner selbst wiederfinden, möge es aus dem Strom des eigenen Blutes die Tugend erstehen sehen, die seine Wiedergeburt ermöglicht.“

Diese patriotische Sprache gab unsere eigensten Gedanken wieder. So erregte auch die Aussicht auf Waffen-

stillstand keinerlei Unordnungen, wie man gefürchtet hatte. Einige Bataillone der Nationalgarde protestirten und verlangten, theils aus Renomage, theils von wirklichem patriotischen Schmerz hingerissen, gegen den Feind geführt zu werden. Einige Freicorps zerbrachen ihre Waffen und das Gerücht ging in der Stadt, daß einige Admirale erklärt hätten, sich lieber auf ihren Geschützen tödten zu lassen, als sie auszuliefern. Unter ihnen wurde besonders Admiral Saisset genannt, dem eine preußische Kugel einen Sohn, einen jungen Officier, geraubt hatte und der nur auf Rache sinne. Doch diese ganze Aufwallung legte sich. Die unerbittliche Nothwendigkeit schlug jeden Gedanken an Widerstand mit eiserner Hand zu Boden und man las zwar mit tiefem Schmerz, aber doch ohne Wuthausbruch die folgende Proclamation, welche von allen Mitgliedern der Regierung unterzeichnet war:

„Mitbürger!

„Die Convention, welche den Widerstand von Paris beendigt, ist noch nicht abgeschlossen, wird aber in wenigen Stunden unterzeichnet werden.

„Die Hauptbestimmungen lauten so, wie wir sie gestern mitgetheilt haben:

„Der Feind wird die Verschanzungslinie von Paris nicht überschreiten.

„Die Nationalgarde wird in ihrer Organisation bestehen bleiben und ihre Waffen behalten.

„Eine Division von zwölftausend Mann bleibt intact; die anderen Truppen werden in der Stadt, in unserer Mitte bleiben, statt nach dem ursprünglichen Vorschlag in dem Gebiet der Bannmeile untergebracht zu werden. Die Officiere behalten ihren Degen.

„Sobald die Convention gezeichnet und ausgetauscht sein wird, werden wir sie veröffentlichen und gleichzeitig den genauen Stand unserer Vorräthe bekannt geben.

„Paris kann sich versichert halten, daß der Widerstand bis zu der äußersten Grenze des Möglichen gewährt hat. Die Zahlen, die wir veröffenlichen werden, geben davon den unwiderleglichen Beweis. Wir sind bereit, einem Jeden, der diese Wahrheit bestreiten sollte, Rede zu stehen.

„Wir werden beweisen, daß uns nur gerade so viel Brod bleibt, um die Zufuhr von Lebensmitteln abzuwarten, und daß wir den Kampf nicht hätten fortsetzen können, ohne zwei Millionen Männer, Frauen und Kinder einem gewissen Tod auszusetzen.

„Die Belagerung von Paris hat vier Monate und zwölf Tage, das Bombardement gerade einen Monat gedauert. Seit dem 15. Januar betrug die tägliche Ration Brod nur noch dreihundert Gramm, und die Ration Pferdefleisch seit dem 10. December nur dreißig Gramm. Die Sterblichkeit hat sich verdreifacht. Aber trotz aller Unglücksschläge haben wir keinen Tag der Entmuthigung zu verzeichnen.

„Der Feind ist der Erste, welcher der sittlichen Energie und dem Muth, den die ganze Pariser Bevölkerung so oft bewies, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Paris hat schwer gelitten, aber diese langen Leiden, die es so würdig ertragen hat, werden der Republik zu Gute kommen. Aus dem Kampf, der jetzt endigt, gehen wir zu künftigen Kämpfen gestärkt hervor. Wir gehen aus ihm hervor mit rein bewahrter Ehre, mit allen unsern Hoffnungen, wenn auch die gegenwärtige Stunde schwer auf uns lastet. Mehr als je glauben wir an die Zukunft des Vaterlandes.

Paris den 28. Januar 1871."

Es war der 135. Tag der Belagerung. Alles war zu Ende, Alles und für immer. Wir senkten den Kopf und gingen thränenfeuchten Auges nach Hause.

Epilog.

Wir schreiben heute den 12. Februar. Paris und Frankreich haben ihre Vertreter erwählt, die Nation hat ihre Rechte wieder erlangt. Paris ist nicht mehr umschlossen und kann mit der Provinz verkehren. Beide reichen sich die Hand, um Frankreich wieder aufzurichten.

Wie lang und traurig waren diese dreizehn oder vierzehn Tage! Wohl niemals hat ein Volk die Zeit so langsam verstreichen sehen, als wir während dieser Uebergangsperiode, die, an sich so kurz, uns so unendlich schien. Es war nicht die Langeweile des unthätigen Menschen, der nichts weiß als zu gähnen; es war eine Art schwarzer Melancholie, allgemeinen Uebelbefindens, düsterer Trauer, die, nach einem kräftigen Volksausdruck, „alle Glieder zerschlägt —" viresque resolvit, wie der Lateiner sagt. Man findet an nichts mehr Geschmack, denn der Geist ist matt; man legt sich nicht, nein, man sinkt auf ein Sopha hin, senkt den Kopf und schließt die Augen, um nichts von den Gräueln zu sehen, die sich ringsum abspielen. Das sind Stunden unbesiegbaren Ekels, in denen man sich für nichts mehr interessirt, was Einen umgibt; in denen die Gesellschaft Anderer ebenso drückend ist, wie die Einsamkeit; in denen man eine bittere Lust darin findet, sich den schwärzesten Gedanken hinzugeben und man sein Leben nichts mehr werth erachtet. Man sinkt wie zum Thiere

herab, und wenn man eine Zeitung öffnet, fühlt man sich angewidert. — Nein, nichts mehr davon! Das Elend und der Schimpf jener Tage ist mir gleichgiltig geworden, ich bin nicht mehr von dieser Welt. D'rum still davon, es ist genug!

Schüttelte man aber den Stumpfsinn ab und stieg hinunter auf die Straße, so fand man auch hier nur Anlaß zu tiefer Traurigkeit. Es ist unnöthig, von den Bedingungen des Waffenstillstands zu reden, da ganz Frankreich sie kennt. Wir empfanden es nur zu sehr, daß man uns mit gebundenen Händen und Füßen einem ebenso schlauen wie hochmüthigen Sieger ausgeliefert hatte. Jeder Paragraph der Convention traf uns wie ein Dolchstich. „Die Preußen werden Paris während der ganzen Zeit des Waffenstillstands nicht besetzen..." und wir konnten hinzufügen: „aber nach dem Ablauf desselben werden sie nicht verfehlen, ihren feierlichen Einzug zu halten." „Die Nationalgarde wird nicht entwaffnet werden", und wir sahen ein, daß diese Bestimmung mehr aus Bosheit als um uns eine Ehre zu erweisen, aufgenommen worden sei. Unsere Feinde rechneten auf den Bürgerkrieg; sie hofften, daß die Belleviller Unruhen erregen würden, wenn man ihnen die Waffen in der Hand ließe, und daß sich da ein Vorwand zur Einmischung bieten würde. Wir folgten der Demarcationslinie, welche die deutschen Heere von den armseligen Resten unserer Truppen trennten, und sahen mit Schmerz, daß der vierte Theil des Vaterlands in ihren Händen blieb, mithin ihren Requisitionen und Plünderungen auch ferner ausgesetzt war. Das Land mußte sie ernähren, sie, die fett und stolz über die Felder hinritten, während sie voll frechen Hohns ihre Pfeifen rauchten. Eine Ausnahme war nur im Osten gemacht, wo man sich noch schlug, und wir konnten uns nicht verhehlen, daß diese

Ausnahme zu unsern Ungunsten stipulirt wäre, damit man auch unsere letzte noch bestehende Armee vernichten und Belfort, unsere letzte Festung, die so heldenmüthig dem Bombardement widerstand, bezwingen könne.

Und welch' erschütterndes Schauspiel boten unsere armen Soldaten, welche ohne Waffen in die große Stadt zurückkehrten! Ihr Einzug hatte durchaus nichts Erhebendes. Der Mangel an Disciplin, der uns zu Grunde gerichtet hatte, nahm auch dieser letzten Kundgebung jeglichen Charakter der Größe, den sie unter andern Umständen hätte haben können. Die Seeleute und einige Mustercompagnien ausgenommen, kehrten diese Unglücklichen schmutzig und zerlumpt zurück. Viele von ihnen waren selbst betrunken und ihre ermüdeten Züge verriethen nur zu deutlich, wie zufrieden sie über die Beendigung des Krieges waren. Unthätig, gelangweilt und unzufrieden strichen sie über unsere Boulevards, und wir fragten uns besorgt, welchen Einfluß auf ihre schon schwankende Stimmung ein so verderblicher Müssiggang ausüben müsse? Ob diese natürlichen Hüter der Ordnung nicht vielleicht eine neue, noch gefährlichere, Stütze für den Bürgerkrieg bieten würden?

Die Wälle, die wir so belebt und stolz gesehen, und die dem Feinde trotzig Tausende drohender Kanonen entgegengesetzt hatten, waren jetzt öde und verlassen. Hier und da stand eine Schildwache bei einer umgestürzten Kanone, den Rücken gegen die Preußen gewandt, und überall zeigte sich das Bild der Zerstörung und Verzweiflung. Mehr aber als diese Einöde fanden sich die Blicke von der hastigen Eile verletzt, mit der ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung die Stadt verließ und zu den preußischen Vorposten strömte, um von ihnen Lebensmittel zu kaufen. Zur Entschuldigung dieser Elenden kann man

allerdings anführen, daß Paris wirklich Hungersnoth litt, daß das entsetzliche Kleienbrod die einzige Nahrung war und in höchst unzureichender Menge ausgetheilt wurde; daß keine Hoffnung den Muth mehr aufrecht erhielt und der nüchterne Magen um so lauter seine Stimme hören ließ. Und dennoch hätte man besser daran gethan, zu warten! Es hätte nur noch einige Tage mehr Geduld gekostet, und nachdem man vier Monate so große Leiden ausgestanden, hätte man mit Rücksicht auf die Ehre des französischen Namens auch noch so lang ausharren sollen. Aber nicht Jedermann hatte diesen Muth. Eine ungeheure Menge drängte sich um die preußischen Vorposten und streckte die Hände aus, theils um einige Bissen Brod oder Fleisch als Almosen zu erbitten, theils um Lebensmittel zu kaufen. Wahrlich, das Herz brach Einem bei diesem Schauspiel, wenn man das freche Phlegma, das verächtliche Mitleid dieser Soldaten sah, die lächelnd und achselzuckend auf die sich drängende und stoßende Menge herabsahen, und nichts war unangenehmer als die kalte, schneidende Höflichkeit ihrer Officiere.

Diese bedauerlichen Scenen dauerten länger, als uns lieb sein konnte. Die Preußen beeilten die Verproviantirung von Paris nicht, sei es, daß es ihnen wirklich unmöglich, sei es, daß es böser Wille war. Sie erhoben alle möglichen Einwände, hinderten die Eisenbahnzüge, hielten die mit Lebensmitteln beladenen Wagen an, und auf alle Einwände erwiderten sie einfach und ohne irgend welche Gründe anzugeben: „Nix, nix, pas passer!“ Lange Reihen von Karren warteten, bis die Reihe an sie kam, mit ihren fluchend hin- und herlaufenden Kutschern; einfache Privatleute, welche mit Kisten oder Körben voll Brod und Fleisch zurückkehrten, waren niemals sicher, daß man ihnen nicht ihre Ladung confiscire. Waren

sie aber glücklich den Händen des Feindes entschlüpft, denn er milderte manchmal seine Strenge, so hatten sie noch andere, weit schlimmere Gefahren auszustehen. Sie begegneten ganze Haufen Barrière-Lungerern, die, nicht mehr durch die Furcht vor der Polizei zurückgehalten, sich zwischen die Forts und die Wälle postirten und da mit ihrer versoffenen Stimme, die den Pariser Gaunern eigen ist, ihnen vorwarfen, daß sie sich gut nährten, während das Volk Hungers sterbe und sie im Namen der Brüderlichkeit beraubten. Die Landleute wagten sich nicht mehr auf so wenig sichere Pfade. Dieselbe Bevölkerung war es auch, welche den ersten Tag, an dem die Hallen wieder eröffnet wurden, zwei Stände plünderten. Den folgenden Tag schloß man die Hallen wieder und die Lebensmittel, die bei der Nachricht vom Waffenstillstand im Preis gesunken waren, stiegen wieder zu wahnsinniger Höhe. Die Polizei kümmerte sich nicht um diese Emeuten, und der gesunde Sinn der Bevölkerung unterdrückte sie. Man machte jenen Rasenden begreiflich, daß das sicherste Mittel, die Verproviantirung von Paris aufzuhalten und die Lebensmittel auf ihrer Höhe zu erhalten, gerade die Taxation derselben und das Einschüchtern der Verkäufer sei. Die Ordnung wurde nach und nach hergestellt, doch fielen die Preise nur langsam. Jeden Morgen war in der Halle ein entsetzliches Durcheinander; man überbot wie rasend die Hammelkeulen, die frischen Gemüse und vor Allem die Fische.

Ganz Paris hatte acht Tage lang ein so starkes Verlangen, frische Fische zu essen, daß es an die Laune einer schwangeren Frau erinnerte. Zwei Tage nach dem Waffenstillstand lud mich ein Freund zu sich zu Tisch; er hatte die Erlaubniß erhalten, nach Versailles zu gehen und hatte von dort unter tausend Gefahren Weißbrod und sonstige

Provisionen mitgebracht. Das erste Gericht war Selchfleisch und das zweite eine gebackene Sole. Noch niemals war mir eine Mahlzeit köstlicher erschienen, besonders erfreute uns das Weißbrod. Ich steckte ein Stück davon in meine Tasche und vertheilte es am folgenden Tage in kleinen Scheiben an meine Freunde, wie man es in den Kirchen der Provinz mit den Hostien macht.

Wer zu dieser Zeit Paris verlassen konnte, that es mit Enthusiasmus. Seit dem ersten Tage waren nicht weniger als 25.000 Gesuche um Passirscheine eingelaufen, in welchen die Bittsteller sich alle als Candidaten zur Nationalversammlung hinstellten. Viele eilten in die Provinz, um ihre Familie zu umarmen, Andere widerstanden dem Wunsch nicht, ihr armes Landhaus in der Nähe von Paris zu besuchen und sich mit eigenen Augen von dessen Zustand zu überzeugen.

In der Provinz ahnt man nicht, mit welch' liebevoller Anhänglichkeit der Pariser seiner kleinen Sommerfrische zugethan ist. Gar oft hat er sie selbst erbaut, hat mit eigener Hand an ihrer Verschönerung gearbeitet, sie mit hübschen Möbeln und Kunstwerken ausgeschmückt. Theophile Gautier hatte während der Belagerung sein Landhaus in der Avenue de Neuilly einmal besuchen können und schilderte uns die Gefühle, die ihn beim Anblick seines lieben Hauses bewegt hatten. Jeder Pariser fand in dieser rührenden Darstellung seine eigenen Gefühle wieder:

„Endlich langten wir vor unserem Hause an, von dem wir nicht gewußt, ob auch nur eine Spur noch übrig wäre. Nichts war im Aeußeren verändert, selbst der Kopf der Siegesgöttin vom Parthenon, welchen de Laborde aus Athen mitgebracht hat und der in Gypsabguß auf der Wand über meinem Arbeitszimmer, in einer kräftigen kreisförmigen

Nische von dem rothen Hintergrund sich abhob, war unversehrt. Sie, die triumphirende Schwester der Venus von Milo, das unsterbliche Ideal der Schönheit in der stolzen Pracht ihrer Formen, befand sich noch auf ihrem alten Platz, als Schutzgöttin der bescheidenen Wohnung. Ein Fenster stand offen, als ob das Haus noch seine alten Bewohner beherberge, und wir sahen darin ein gutes Vorzeichen. Wir läuteten, der Gärtner öffnete und wir traten mit bewegtem Herzen in die Wohnung ein, die nicht größer war als die des Sokrates und die doch so viel Freunde gesehen hatte.

„Wenn man einen lange Zeit unbewohnten Raum betritt, hat man jedesmal den Eindruck, als störe man Jemanden. Unsichtbare Gäste haben sich während deiner Abwesenheit hier niedergelassen und flüchten nun vor dir; auf der Schwelle einer jeden Thür, die du öffnest, glaubst du den Saum ihres Kleides verschwinden zu sehen. In dieser Einsamkeit und Oede liegt etwas Geheimnißvolles, das du störst. Die Geister, die hier mit einander flüsterten, schweigen bei deinem Anblick; die Spinne, die ihre Rosette webte, unterbricht ihre Arbeit; eine tiefe Stille breitet sich über das Ganze aus und das Echo deiner Schritte hallt in den leeren Räumen sonderbar tief. Nicht der mindeste Schaden war bei uns angerichtet worden. Uebrigens war seit unserer Abreise Niemand bei uns eingetreten und das bescheidene Asyl des Dichters war verschont geblieben.

„Auf dem Kaminsims meines Zimmers lag noch ein Band von Alfred de Musset auf der Seite aufgeschlagen, wie ich ihn aus der Hand gelegt hatte. An der Wand hing die unvollendete Copie eines Ricard'schen Porträts, von der Hand meiner theuren Tochter, die leider jetzt so fern ist und diese Zeilen nicht lesen wird. In ihrem engen jungfräulichen Zimmer stand ein Flacon mit

Essenz geöffnet auf dem Toilettetisch von weißem Marmor und verbreitete noch immer einen leichten süßen Duft.

„Dann stiegen wir zu meinem Studirzimmer hinauf, das ich gerade im Begriff gewesen war, herzurichten, um eine größere Arbeit darin zu beginnen, die ich jetzt vielleicht nicht mehr zu Ende führen werde. Alles war fertig bis auf die Tapeten, und wir dachten an einen ernsten Ausspruch orientalischer Weisheit: „Wenn das Haus gerüstet ist, tritt der Tod in dasselbe ein." Der Tod oder das Unglück. Eine tiefe Trauer überkam mich, als ich die Räume wieder sah, wo ich geliebt und gelitten hatte, wo ich den Kampf des Lebens mit seinen Leiden und Freuden — und es war reicher an Leiden als an Freuden — durchgekämpft, wo ich so viele Tage verlebt, so Viele, Viele bei mir begrüßt hatte, die schon in das Jenseits hinübergegangen sind. In meinem bescheidenen Kreis erfaßte mich eine Traurigkeit, gleich der Olympio's...

„Doch die Stunden verrannen und die Thore von Paris werden jetzt um fünf Uhr geschlossen. Bevor wir uns von der theuren verlassenen Wohnung abwendeten, machten wir noch einen Gang durch den Garten. Der Abendnebel stieg bereits auf und verschleierte die Baumwege; der Wind bewegte die feuchten Blätter und die nackten Bäume zitterten und schauten, als empfänden sie die Kälte. Einige Dahlia's standen verwelkt auf den Beeten und eine uns wohlbekannte gelbfüßige Amsel flog unerwartet vor unseren Füßen auf und schlug mit ihren Flügeln wie zum Gruß. Zwei furchtbare Kanonenschläge, die der Mont-Valérien als Abendgruß den Preußen sandte, schienen den Vogel, der an den Lärm gewöhnt war, nicht sehr zu erschrecken.

„Es ist dieselbe Amsel, welche jedes Frühjahr in dem alten Epheu an der Mauer nistet und mit spöttischem

Ton vor meinem Fenster pfeift, gleich als könnte sie lesen, was ich schreibe."

Viele waren nicht so glücklich wie Theophile Gautier. Welche Verwüstung! welche Ruinen! Chatou, Bougival, Marly, ihr schönen Orte, wo wir so heitere, schöne Stunden verbracht haben, was haben sie aus euch gemacht? Als ordnungsliebende Leute haben sie Alles, was Werth hatte und fortgeschafft werden konnte, hübsch eingepackt und den Rest als trunkene Wilde zerschlagen. Ich sehe nur trostlose Eigenthümer, die ihren verwüsteten oder zerstörten Besitz beweinen. Milliarden sind verloren, und was läge an den Milliarden, die man verschmerzen könnte. Am Geldverlust stirbt man nicht. Aber daß so viele Andenken vernichtet, zertreten sind!.... doch still davon, ich bin zum Tode traurig.

Kehren wir lieber nach Paris zurück. Die dort einlaufenden Nachrichten erhöhten nur noch die Bestürzung und den Schrecken. Zu dieser Zeit brach Gambetta mit der Regierung, deren Delegirter er war, und erließ jenes berühmte Decret, in welchem er Alle für unwählbar erklärte, welche unter dem Kaiserreich eine officielle Candidatur angenommen hatten. Die Aufregung war grenzenlos; man fürchtete schon den Bürgerkrieg in Paris selbst, und nun sollte vielleicht noch einer zwischen der Provinz und Paris ausbrechen? Zu gleicher Zeit erfuhren wir, daß Lyon sich revolutionär als Commune constituirt habe, und daß Marseille verweigere, den Waffenstillstand anzuerkennen. Möglicherweise waren andere große Städte geneigt, diesem Beispiel zu folgen. Wir sahen nur mit großer Besorgniß der Zukunft entgegen.

Die Sprache, welche die Organe der vorgeschrittenen Partei führten, wurde herber denn je. Sie griffen die Regierung mit der größten Heftigkeit an. Ach, leider

stimmten wir in diesem Punkt Alle überein. Die braven Leute, deren Händen wir unser Geschick anvertraut, hatten nicht gehandelt, wie sie gekonnt und gesollt hätten; sie hatten nicht aus dieser bewundernswerthen Pariser Bourgeoisie alle Elemente des Widerstandes und der Kraft zu ziehen vermocht, welche sie in sich barg. Doch was helfen unnütze Beschuldigungen? Ihre Zeit war vorüber, der Tag des Gerichts nahte.

Er ist gekommen, die Versammlung ist ernannt. Soviel sich nach den zu uns gedrungenen Gerüchten beurtheilen läßt, haben Paris und einige andere große Städte Männer gewählt, die der, mit Recht oder Unrecht so genannten, rothen Republik ergeben sind; die Provinz hat im Gegentheil im Sinne äußerster Mäßigung gestimmt. Das kommt von unserer unglücklichen Lage. Die Preußen haben unsere Verständigung nicht gewollt, sie haben bis zum letzten Augenblick Paris und die Provinz auseinander gehalten. Im Augenblick, wo ich schreibe, kommen nur selten Privatbriefe zu uns und dann nur geöffnet; unsere Briefe gehen nicht ab; die Provinzblätter bekommen wir nur als Contrebande, und es ist uns nicht erlaubt, die unseren wegzuschicken. Wie ist da eine Verständigung möglich, wenn jedes für sich in einer Atmosphäre von Ideen und Gefühlen lebt!

Sie wollen uns durch den Bürgerkrieg noch ganz zu Grunde richten; doch hoffe ich, daß es ihnen nicht gelingen soll. Ich habe Vertrauen in den gesunden Sinn, der ein ausgeprägter Zug der französischen Race ist. Wir werden unseren Feinden nicht diese große Freude bereiten. Wenn dieses kleine Buch sein bescheiden Theil dazu beiträgt, Frieden und Eintracht zu erhalten, dadurch, daß es unsere Brüder in der Provinz Paris besser kennen lehrt, daß es ihnen neuen Grund gibt, es selbst in seinen Irr-

thümern zu achten, die nicht einem bösen Naturell entstammen, so werde ich nicht bedauern, es geschrieben zu haben.

Es wurde in den Tagen der Hoffnung und des Stolzes begonnen, zwar nicht fröhlich, aber doch mit einer lebendigen, frischen Freudigkeit. Nach und nach verdüsterte es sich, und es wird unter den schwärzesten Vorbedeutungen beendet.

Versuchen wir, sie ferne zu halten, und thue ein Jeder seine Pflicht, indem er sein Auge auf den Pariser Wahlspruch richtet, welcher derjenige ganz Frankreichs sein sollte: „Fluctuat nec mergitur. Oft meerumstürmt, doch niemals verschlungen!"

Sonntag, 12. Februar 1871.

Inhalt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

114 H.
164

Frem

114 H.
164

Frem

114 H.
164

114 H.
164

Frem

114 H.
164

Frem

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sarcey, Francisque,

Die Belagerung von Paris 1870-1871 Ereignisse u. Eindrücke

Wien 1871

Eur. 694 d-144
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11003932-8